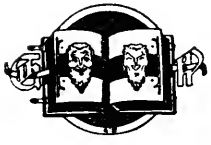
THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834R72
BR14

Peter Rosegger

Ein Charakterbild von

Theodor Kappstein



Stuttgart 1904
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

834R72
BK14

Seinen lieben Alten

Frau Jenny Behnisch, geb. van der Bosch

und

Frau Pauline van der Bosch

im Gedenken an unsere langjährigen gemeinsamen Roseggerabende

Berlin 1904

Theodor Kappstein

German 25 M/15 St 120

310389

Ich bin Menſch geworden . . .

Ich bin Menſch geworden in der weiten Welt,
Keiner ſteht von allen, die da leben,
Keiner über mir, keiner unter mir,
Ich bin jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt,
Feſſeln, die mich an das Leiden banden,
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
Alle ſchlug ich ſie zuſchanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Legte meine Kräfte und Gebreſten
Zu der Menſchheit ewigem Kapital — und ſchwieg,
So fährt ſich's am allerbeſten.

(Peter Roſegger, 1882, Gedichte, 117.)

„Ich habe drei, wenn nicht vier verschiedene Gesellschaftsschichten durchlebt, durcharbeitet, durchlitten. Die dabei gemachten Erfahrungen dünken mich in meinen hoffärtigsten Stunden fast so wertvoll wie ein ganzes achtklassiges Gymnasium. Zwar bin ich auch jahrelang auf Schulbänken gesessen, sogar auf solchen der ehrwürdigen Alma mater; aber all das hat nicht anschlagen wollen. Mein Reitrößlein hat nie aus dem dürren Heu der Schulweisheit, immer nur aus dem grünen Gras des Lebens seine Nahrung gegrast. — Das klein bißchen, was ich weiß, hat mich das Leben, das bißchen, was ich vermag, die Not gelehrt. Mein Unvermögen mich mündlich auszudrücken, hat das Schreiben, mein Drang das Geschriebene andern mitzuteilen, das Lesen gelehrt. Als Familienvater mit zweifelhaftem Einkommen habe ich das Rechnen gelernt, als Hirte auf der Weide Zoologie, als Ackerbauer und Hauer Mineralogie, als Heuer und Holzknecht Botanik. Geographie habe ich auf Reisen, Geschichte aus den aufeinander folgenden Ereignissen in ihren Ursachen und Wirkungen, Volkskunde als wandernder Bursche gelernt und Astronomie in schlaflosen Nächten, wenn ich aufblickte zu den Sternen. Gedanken über Physiologie, Anatomie, Medizin und Geduld haben mir die Krankheiten beigebracht, Theologie habe ich in den Zeiten der Not und Verlassenheit getrieben und Rechtskunde in der Prüfung meiner selbst. Das Musizieren ist mir traut geworden durch die Waldvögelein und das Rauschen der Wasserfälle, das Fabulieren habe ich gar nicht gelernt. Mein erstes Kinderstammeln — sagt die alte Base — sei eine Geschichte in steirischer Mundart gewesen, und mein Leben — sagen schöngeistige Zeitungsberichte — ein Roman."

(Rosegger, Mein Weltleben, 405. 410.)

Inhalt.

Vorwort XI
Zum Eingang 1
Das Werden in der Waldheimat 6
Im Dialekt 43
Die Älpler und ihre Sonderlinge 64
Der Novellenerzähler 91
Die wilde Lilie 109
Selbstbefreiung 121
Der Heimgarten 127
Mit dem Stab in der Hand 137
Dem Sonntag eine Seele! 161
Die Religion im Konflikt mit Kirche und Kultur 177
Ungehaltene Reden 191
Allerlei Feuer 214
Im Defreggerton 223
Der letzte Bauer 227
Rosegger als Symbolist 234
Der Schelm vom Berge 249
Ein Blick auf die Bühne 253
Ein guter Kamerad 258
Der Sänger der Volkserhebung 262
Eine versinkende Welt 268
Ein Privatissimum für die Freunde 276
Wer soll aufs Land? 289
Der Christusdichter 306
Ehrendoktor Rosegger 329

Vorwort.

In einem seiner Essais sagt Ralph Waldo Emerson, der Persönlichkeitsucher: „Der ist groß, der das, was er ist, aus sich selbst ist und uns nie an andere erinnert.“ An diesem Wort gemessen ist Peter Rosegger in seinem Bereich ein Großer. Die nachfolgenden Blätter versuchen, Rosegger als Poeten und als Menschen zu charakterisieren, mit dem ausgesprochenen Wunsche, in den Organismus seiner Schriften den Leser hineinzuführen. Ich stehe unter dem Eindruck, daß der steirische Dichter mit dem jüngsten religiösen Roman dieses Herbstes den Kreislauf von Gedanken, die wesentlich in seiner Natur angelegt sind, abschließend umschrieben hat. So ist denn für uns möglich, vielleicht nützlich, was bisher nicht wohl anging: uns ein klares Bild von Roseggers Bedeutung für unser geistiges Leben zu verschaffen.

Mein Buch wendet sich nicht an die zünftigen Literarhistoriker, die als „Operationsbasis“ für ihre vielbändige Arbeit eine Rosegger-bibliographie fordern, in der jedes winzige Zeitungsartikelchen und die wertloseste Kalenderschnurre aus seiner Feder im Exzerpt und mit dem chronologischen Zettel beklebt zu registrieren seien, und die auf solchen Unterbau nach berühmten Mustern vor allem eine buchstäbelnde Vergleichung der verschiedenen Fassungen der Dichtungen Roseggers stellen möchten. Ich bin für solch Philologenlabsal verloren. Meine „Quellen“ sind die Bücher Roseggers, wie sie aus der Monatsschrift „Heimgarten“ erwachsen oder vor deren Bestehen selbständig entstanden sind, und diese Monatshefte selbst; sie stellen des Dichters öffentlich geführtes Tagebuch vor. Da Peter Rosegger

noch unter uns lebt — er ist fest entschlossen, mindestens achtzig Jahre alt zu werden —, so habe ich gemeint, mich mit einer biographischen Skizze begnügen zu sollen, die das Notwendige an seinem Ort andeutend sagt und die einzelnen literarischen Abschnitte sinnvoll miteinander verknüpft. Oft und gern habe ich Rosegger selbst das Wort gegeben; ich hoffe durch diese zahlreichen Proben aus allen Teilen seines Lebenswerkes nicht nur meine eigenen Ausführungen wirksam zu illustrieren, sondern es kommt bei solchem Herausheben des Besten in seinen Büchern ein „konzentrierter Rosegger" zustande, der sich dem Leser tief einprägt. Um die Selbständigkeit des Urteils des Verfassers bei diesem Verfahren soll niemand besorgt sein; ihm wird reichlich sein Recht — ist zudem nicht die getroffene Auswahl einzelner Sprüche des Meisters selber schon ein klares Zeugnis über ihn?

Die stille Arbeit des Berliner Studierzimmers in des Dichters Lande nachprüfend, durchwandere ich in diesen Wochen die liebliche Steiermark und das benachbarte gewaltigere Salzkammergut. Dabei macht der Wanderer auf Roseggers Spuren eine eigentümliche Beobachtung. In und um Mürzzuschlag, einer für Sommergäste wegen ihrer unruhigen Industrie wenig empfehlenswerten Ortschaft, hat sich ein systematischer Rosegger-Kultus aufgetan. Ich trug das wertvolle Feuilleton über Goethe-Reliquien noch bei mir, das Fritz Mauthner im Sommer dieses Jahres im Berliner Tageblatt veröffentlicht hat; von ihm geleitet, betrat ich das „Rosegger-Stübl" in Mürzzuschlag. Wer trinkt dort nicht gern einen Schoppen steierischen Schilcher, dankbar all des Frohen und Erhebenden gedenkend, das wir dem großen Volksdichter danken? Und das Stübl ist urgemütlich eingerichtet: die Bilder der dichtenden und musizierenden Zeitgenossen Roseggers an den Wänden, zum Teil mit sinnigen Widmungsworten; auch das vom Meister Natz als echt beglaubigte Bügeleisen des einstigen Schneidergesellen Petri Kettenfeier sieht man lächelnd, desgleichen die veritable Weste mit großen blanken Knöpfen, eine Art Gesellenstück Peters, die unter Glas und Rahmen gesteckt ist, nachdem man sie von dem Bauern, der sie ohne weitere Ehrfurcht getragen, ehrfürchtig aufgekauft und ihren Ursprung durch schriftliches Zeugnis feierlich hat bestätigen lassen. Es wirkt aber doch wie frische Luft, wenn man

inmitten dieser Rosegger-Reliquien das gute Wort Adalbert Svobodas zu seinen kräftigen Gesichtszügen liest: „Nur wer alle Irrtümer wegwirft nnd nach allen erreichbaren Kenntnissen strebt, ist ein gesunder Vollmensch." Doch damit ist es nicht getan: im Garten dieses Gasthauses ist eine „Rosegger-Warte" zu ersteigen — und neben uns auf dem Tische steht ein Kasten mit Rosegger-Schokolade und Rosegger-Waffeln, der Serien von Rosegger-Ansichtskarten nicht zu gedenken. Du trittst auf die Straße: vor dir liegt die Rosegger-Gasse; du steigst empor zu der schönen evangelischen Kirche, die Rosegger vor etlichen Jahren als weitherziger Katholik gebaut — doch du entgehst der „Rosegger-Ruhe" nicht, die daneben etabliert wurde. Eine würdige Ehrung für den Sänger der steirischen Alpen stellt die Rosegger-Schutzhütte dar auf dem Plateau der ziemlich mühselig zu ersteigenden Pretulalpe: aber muß das Wasser, mit dem uns in dem freundlichen Häuschen der etwas zweifelhafte Kaffee bereitet ward, aus der „Rosegger-Quelle" geholt werden? Es ist der Roseggerei zu viel; mit einer unklaren Schwärmerei verbindet sich ein recht klarer Geschäftssinn; das wirkt verstimmend. Die Rosegger-Gesellschaft, die sich auf Roseggers Wunsch in eine Waldheimat-Gesellschaft hat umtaufen müssen, sollte die Grenze des Spielerigen sorgsamer meiden, will sie nicht den Spott herausfordern. Sie sollte es um so mehr tun, als in ihrem Programm mehrere echt humane Ziele angegeben sind, deren Verwirklichung durchaus im Geiste Roseggers liegt, ohne sich auf der Linie dieses hohlen persönlichen Götzentums zu bewegen. Neben Roseggers verfallendem Geburtshause in Alpl blüht das Gasthaus „Roseggerhof", und bald wird nicht nur beim Steinbauern, sondern an jedem der fünf Dutzend Bauernhäuser, in denen Peter einst die Nadel schwang, eine Gedenktafel das weltgeschichtliche Faktum feiern. Das sind tote Symbole wie die Rosegger-Seife und der Rosegger-Hut.

Ich spreche diese Kritik an dem Personenkultus derer um Rosegger — die Grazer Freunde Roseggers fühlen darin stolzer, so lieb sie den Kameraden auch haben — um so offener aus, weil ich Peter Rosegger als Volksdichter der grünen Mark mit Herz und Kopf verehre, und weil ich in diesen Tagen Gelegenheit hatte, bei einem mehrstündigen Besuch in seinem Landhause in Krieglach

mich davon zu überzeugen, wie schlicht und ohne Pose und Phrase es hier zugeht. „Heil und Freude in Steiermark!" so hatte er uns gegrüßt mit der Einladung, seine Gäste im sommerlichen Tuskulum zu sein. Ohne Mühe ward das schmucke Häuschen, das von dichten Laub- und Nadelbäumen neugierigen Blicken verborgen wird, entdeckt. Wir fanden den Poeten, den ein ziemlich schwerer Asthmaanfall am Tage zuvor gepackt hatte, mit seinem lebhaften Enkelsohne im friedlichen Kriegsspiel auf dem Sofa vor. Bald war am gemütlichen Familientische und im Garten das Gespräch im Gange. Er ist unmutig über die Zumutungen, die man an ihn stellt — „neulich hat ein älteres junges Mädchen mir geschrieben, nachdem sie ihren Eltern fortgelaufen und von ihrem Bräutigam verlassen sei, habe sie beschlossen, zu mir zu ziehen, sie werde jedoch ihr Kostgeld selbst zahlen." Doch was ist sie gegen die Berliner Rätin, die um ein heimliches Darlehen von 1500 Mark bittet, die ihr Herr Sohn verspielt habe, der gestrenge Papa dürfe nichts erfahren. . . . Ich schämte mich für Berlin. Rosegger hat literarisch das Gefühl eines tiefen Einschnitts: „Ich möchte jetzt abschließen, um nicht wieder hinab zu müssen", sagte er im Blick auf seinen Christusroman. Am Abend war er die Aufgeräumtheit selbst; des zum Beweise trank er sogar mit uns Wein, was er selten tut, und meinte, als seine Gattin ihn einen Quartalstrinker nannte, auf eine Anzapfung des Gastes, er lasse sich gern auch noch in anderen Punkten mit Reuter vergleichen. Interessant charakterisierte er den Wiener Dr. Lueger, mit dem ihn das Semmering-Jubiläum jüngst zusammenführte; ebenso aufrichtig sprach er sich über das Automobil aus, das bei ihm, als er einmal darin fuhr, nur die eine ungeduldige Empfindung ausgelöst habe: warum geht es nicht schneller? Das Wiener und Berliner Theater wurde gestreift, mit Vorsicht Nietzsche genannt, dessen Musik der Sprache ihn zu fesseln beginnt, und an das Problem des Monismus gerührt. Doch die Zeit enteilte. Mein Haupteindruck war die Freude darüber, daß dieser Mann bei allem Eigengepräge seines Wesens sich so schlicht hält; er ist größer als die Reliquien-Präparatoren um ihn.

. . . Die bisher erschienenen größeren und kleineren Arbeiten über Rosegger habe ich aufmerksam gemustert und für einzelnes mit Dank benützt; ich nenne die Namen: A. Bartelt, Otto Frommel-

Karlsruhe, R. v. Gottschall, Kappus, R. Latzke, Lorm, R. M. Meyer, Ehepaar Möbius, P. Pöllmann (O. S. B.!), Ernest Seillière, Ad. Stern, Ad. Svoboda, Karl Weitbrecht, R. M. Werner. — Für die künstlerische Ausstattung des Buches bin ich außer dem Verlage Herrn Professor Hans Brandstetter in Graz für seine hingebende Mithilfe zu lebhaftem Danke verbunden.

Mürzzuschlag in Steiermark, 17. Juli 1904.

Der Verfasser.

Zum Eingang.

Als ich vor etlichen Jahren mit Carl Buſſe in ſeiner gemütlichen Villa im wald- und waſſerreichen Neu-Strelitz über Gott und die Welt plauderte, ſagte er, als wir an die Lyrik kamen: „Ich glaube an keinen Dichter, der ſich nicht mit ſeinem erſten Buch durchgeſetzt hat!“ Das Geſetz, welches der jugendfriſche Poet und Kritiker in dieſen Worten andeutete, wirkt ſich ganz allgemein und in tauſend Spielarten jeden Tag vor uns aus in den Erſcheinungen der Sympathie und Antipathie, für die es, auch den entſchiedenſten Einwendungen des Verſtandes zum Trotz, ſein Bewenden dabei hat, daß der erſte Eindruck entſcheidet. Mein erſter perſönlicher Eindruck, den ich von Peter Roſegger empfing, hat mein Herz für immer an ihn gebunden. Und dieſes Band hat feſtgehalten bis heute, auch wenn der Verſtand einmal widerſprach. Ich hatte eine kritiſche Studie über Roſeggers religiöſe Dichtungen in einer deutſchen Literaturzeitſchrift veröffentlicht. Noch ehe ich dem Grazer Poeten ein Exemplar der Arbeit überſenden konnte, hielt ich einen herrlichen Brief von ihm in der Hand, deſſen Lob freilich mehr ein Zeugnis für das gütige Herz des Dichters ablegte als für die Qualität meines Aufſatzes. Er ſchrieb: „Ich habe Ihnen ſehr zu danken. Beſſer ſind meine Werke noch nie gewürdigt, ſo tiefgründig und klar ſind ſie noch nie analyſiert worden, als Sie es getan haben. Wenn man viele ſolche Leſer hätte, die auch *das* deutlich und ſicher erfaſſen, was der Poet oft nur andeutet oder bloß halbverhüllt und nicht immer vollgeſtaltlich darzuſtellen vermag — dann wäre es freilich eine Luſt! Verſtanden zu werden! Das iſt für unſereinen das große Glück. Nicht immer ſtellt es ſich ein. Der dem Verfaſſer räumlich

fernstehende Leser hat oft ein treffenderes Urteil, als der durch Komplikationen einer irrenden und suchenden Poetenseele verwirrte Näherstehende. Und am unklarsten noch ist der Dichter über sich selbst. Kaum je habe ich es so deutlich gesehen, was ich in meinen Werken ahnte und wollte, als in Ihrer lichtvollen Darstellung, in welcher Sie mir einen Spiegel meiner selbst vorhalten. Daß das Bild mannigfach idealisiert ist, sehe ich dankbar. Solches Wohlwollen des Kritikers ist fruchtbar: es führt die Leute zum Buche und es ermutigt den manchmal an sich verzagenden Dichter."

Der Bund war geschlossen. Ich stand in der ersten Trauer um meinen unvergeßlichen Emil Frommel. Die Briefchen flogen herüber und hinüber. Ich ließ Rosegger an den Erlebnissen geistig teilnehmen, die mich berührten. „Ich soll Ihr Frommel Nummer II sein?" schreibt er einmal; „na, da werden Sie eine große Enttäuschung erleben. Was ich Ihnen sein kann und tun kann, das möchte ich Ihnen freilich sein und tun." Er hat es gehalten. Freilich, die gehäufte Arbeit, die auf dem Manne lastet, verbunden mit seinem Leiden, das ihn plagt, läßt ihn in jeder Karte und in jedem Briefe aufseufzen, die er sich abringt; „ich schreibe physisch schwer und muß mich kurz fassen, auch wenn es so manches zu sagen gäbe." — „Ja, wenn ich so recht gesund wäre — wer weiß, ob ich mich nicht bei Ihrer Hochzeit einfände! So müssen Sie halt mit dem Rosegger zufrieden sein, der in Ihrem Bücherkasten sitzt." Ein andermal: „... Daß ich nicht nach Berlin komme, ist in Ordnung. Ich muß mich sehr schonen, sehr konzentrieren, sehr zurückziehen, um noch ein bißchen was leisten zu können. Die Einsamkeit ist für mich das Beste." Die Klage, daß er „schon schwerer arbeite" als früher, kehrt wieder.

Die ersten Schreckensnachrichten über das Genfer Attentat an der Kaiserin Elisabeth von Österreich waren nach Berlin gedrungen. Ich schrieb Rosegger ein teilnehmendes Wort — wußte ich doch, wie sehr sein Herz an der edlen Fürstin gehangen. Er antwortete: „Wir sind noch alle betäubt. Bin kaum imstande, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Das wurzelt alles so tief in den schauerlichen Abgründen der Menschheit. Die verklärte Märtyrin ist das einzige, was man klar sieht."

Endlich im Januar 1901 sah ich Peter Rosegger selbst in Berlin. Ein literarischer Verein hatte ihn geladen, und er kam, nach langem Zögern. Wie ein guter alter Hausfreund ward er aufgenommen, den man längst kennt und mit dem man sich freut wieder ein-

mal gemütlich zu plaudern. Von den Tausenden, die ihn an einem der beiden Vortragsabende sehen und hören wollten, mußten Hunderte enttäuscht wieder fortgehen, da sie der Saal nicht faßte; die aber Einlaß gefunden, werden die Vortragsstunden nicht leicht vergessen. Wie er unter lauten Ovationen des Publikums zum Vortragstisch schritt, der mittelgroße, hagere Mann mit der Gelehrtenbrille im ernsten Gesicht, würdig und doch ein ganz klein wenig dorfschulmeisterhaft linkisch, da war ich eigentlich überzeugt davon: das wird ein dünner und schlechter Vortrag steirischer Skizzen werden. Um so angenehmer die Enttäuschung, als sich Rosegger als einen geradezu virtuosen Vorleser entpuppte, von dem sein Jugendfreund Otto Sommerstorff diesen Eindruck bestätigend mir gelegentlich bemerkte: „An ihm ist kein schlechter Mime verloren gegangen.“ Er ist allemal mit dem Herzen dabei. Er lebt und liebt, leidet und haßt mit seinen Älplern, er hält ihnen die glühende Schutzrede gegen die große Welt, die sie mitleidig lächelnd abtun will, und er sucht sie selbst mit scharfem Eifer zu bilden zu starken und harmonischen Menschen. Mit erlesenem künstlerischem Feingefühl wußte er die einzelnen Gestalten und Stimmen seiner lustigen und ernsten Menschen zu charakterisieren: das sittige Jungfräulein von zweiunddreißig Lenzen, das beim Herr Pfarrer zur Brautprüfung antritt, und den unerschrockenen Steirerbuben im Zwiegespräch mit St. Peter vor der Himmelstür; die Heldengestalt des in allerschlichtester Einfalt das grausame Leben meisternden Marxl, und den Michel vor Gericht mit der kostbaren Abbitte, oder endlich den rechthaberischen Bauer in dem famos aufgefangenen Regenschirmdialog mit seiner kurz angebundenen Ehehälfte. Jede Figur erhielt mit einem überaus beweglichen Gesichtsausdruck ihren ureigenen Akzent; bewundernswert kamen die halbartikulierten Naturlaute der Dörfler heraus. Roseggers Stimme erwies sich ja als lange nicht kräftig genug, einen großen Vortragssaal zu durchdringen; um so angestrengter lauschte jeder, daß ihm nichts entgehe. Das Steirisch in den Reden der Leute hatte Rosegger, um dem norddeutschen Auditorium entgegenzukommen, erheblich abgemildert; es blieb freilich für ungeübte Ohren noch Mühe genug, um schnell in alle Geheimnisse einzudringen. Er hatte eingelöst, was er in den treuherzigen Eingangsworten zugesagt: „Was werdet ihr von mir erwarten? Der Alte aus den Bergen — was kann er bringen? Großes, Geistreiches, Neues? Nein; derlei gibt's in Berlin genug. Ich will euch etwas

bringen, was Berlin nicht hat: nämlich a biſſel Alpenluft, Alpenleute und Humor aus den Alpen."

„Wenn noch ein Reſtchen Kraft übrig iſt, ſo möchte ich nach der zweiten Vorleſung mit einigen Freunden zuſammenkommen. Bitte, zeigen Sie ſich auf." Ich „zeigte mich" ſelbſtverſtändlich „auf", und wir brachten den gar nicht ſehr Ermüdeten durch die dichte Verehrerreihe glücklich in ſeinen Wagen. Wohlverpackt entkam er zum „Kaiſerhof", wo er logierte. Zierlich und munter, bewegte er ſich dann unter uns, mit einem jugendlich ſchalkhaften Blick in den klugen, feingeſchnittenen Zügen. Hingebend und dennoch von einem Hauch vornehmſter Zurückhaltung, ſicherſten Taktes umgeben. Er war der Gaſt, und doch der Gebende; nicht ohne Ausnahme wurde das von der Tiſchrunde verſtanden und reſpektiert. Ich fragte ihn, ob er angegriffen ſei. „Nach einer Vorleſung ſtets. Denn wenn ich da lache, ſo lache ich wirklich, und wenn die Leut' in den G'ſchichten weinen, ſo weine ich mit ihnen. Das erleb' ich alles ſelber, und dann kommt der Rückſchlag, ich ſpür' ihn acht Tag' lang. Ich hab' geglaubt, ich könnt' in eurem Berlin ganz abſeits vom Lärm ſein und euch nur ſo meine Sachen herlegen; aber ſie geben keine Ruh'!" Drum habe er einem verdienten Berliner Journaliſten zu deſſen Dienſtjubiläum ſoeben den Vers geſtiftet:

Ei, ſie gratulieren dir,
Dieweil du Journaliſt;
Und ich gratuliere dir,
Wenn du's nicht mehr biſt.

Wir gruppierten uns zwanglos um den verehrten Mann, dem die frohe Rede von den Lippen ſprang. Vor langen Jahren haben Diebe ſeiner Sommervilla in Krieglach einen eindringlichen Beſuch abgeſtattet, plauderte er; „die Kerle hatten ſich ganz gemütlich eingerichtet und hauſten dort mehrere Tage als meine Gäſte in Küche und Keller. Nur von meinen Büchern haben ſie als kritiſche Köpfe kein Exemplar mitgehen heißen" . . . Man lacht und ſcherzt und trinkt ſich zu. Roſegger kommt mit ſeinem Weinglas in unſere Ecke. Ich frage ihn, wie es geweſen ſei bei der kurz zuvor erfolgten Einweihung der evangeliſchen Kirche in Mürzzuſchlag. Sein Auge glänzt — „es war ein ſchöner Tag für mich, als ich in der Feier ſtand dort oben; ein Herzenswunſch war's mir ſeit lange geweſen." Er ſelber bleibt katholiſch. Sein älteſter Sohn iſt Arzt in ſeiner Nähe — ſo nah, meint er ſchelmiſch, daß er die Totenglocke herüber läuten

höre, wenn der wieder einen Kranken mit definitivem Erfolge behandelt habe. Die Unterhaltung sprang auf sein religiöses Buch: Mein Himmelreich, mit dem er es wenigen recht gemacht hat und das ich doch, eben um seiner durchaus persönlichen und versöhnlichen Haltung willen vor anderen liebe. Da ist auch der Schalk schon wieder um die Mundwinkel her — „ich weiß nicht, ich hab' zuerst so viele schöne anonyme Briefe gekriegt und hab' mich oft an der Sammlung belustigt, die ich mir angelegt hatte. Aber in letzter Zeit sind diese Briefe ausgeblieben. Ich denk' mir nun, daß meine Frau diese Spottbriefe jetzt abfängt und sie mir nicht gibt, damit ich mich nicht doch etwa darüber ärgern soll."

Wir waren in der lebhaftesten Auseinandersetzung über die Romane „Erdsegen" und „Weltgift" — „Weltgift" war erst in seinem Kopfe fertig damals —, da machten unsere Damen die Tour, bewehrt mit Autogrammbuch und Goldfüllfeder. Es war wohltätig. Rosegger fügte sich schnell ins Unvermeidliche. Ich las die Worte: „Unser Ziel sei der Friede des Herzens", und wiederum: „Drei Gnaden hat der Himmel den Menschen gegeben: das Ideal, die Liebe, den Tod."

Mitternacht war nahe. Der Gast rüstete zum Schlafengehen. Ich fragte, wohin die Reise gehe? „Über Dresden nach Hause. Zuvor aber reise ich nach Leipzig — zu meinem Sekt. Wenn nämlich meine Verleger zu mir kommen, kriegen sie nur Wein. Komme ich jedoch zu ihnen, so kriege ich Sekt; meinen Sekt" ...

Das Werden in der Waldheimat.

Wir sind im steirischen Mürztal, in den Fischbacher Alpen, jenem weltabgeschiedenen Berglande, das sich von der Mürz bis zur ungarischen Grenze erstreckt, in dem Dörfchen Alpl bei Krieglach: Roseggers Geburtsort. In einem der dreiundzwanzig Bauernhäuser ältesten Schlages, die vor sechzig Jahren die arme Waldgemeinde ausmachten — inzwischen ist sie fast gänzlich eingegangen — wurde Peter Rosegger am 31. Juli 1843 ans Licht der Welt geboren. Versuchen wir mit ihm, uns in den Geist dieses seines Waldbauernhauses einzuleben, in seine Nöte und Freuden, wie er sie später beschrieben hat.

Mit des Großvaters Hochzeitsgeschenk an seine Dirn, das ihm beinahe teuer zu stehen gekommen wäre, beginnt eine bunte Reihe zumeist sonniger Bilder aus des Dichters Kindheits- und Jugendtagen: Erinnerungen aus der Waldheimat.*) Wir sehen die blinde Aja im Elternhause Peters still ihre Dienste verrichten, sie, die bei aller Arbeit doch ein kindlichweiches Gemüt durchs Leben trug; wir betrachten mit den klaren Augen ihres Pfleglings die Sterne, die im Waldlande viel heller funkeln als anderswo, unter denen er aufschaut nach seinem Geleitstern, und blicken mit dem

*) Das Werk, das diesen Titel trägt, erschien im Jahre 1873 im Buchhandel. Ich bemerke gleich hier, daß ich Roseggers hochdeutsche Schriften zumeist nach den Auflagen der jüngsten Jahre zitiere, die sämtlich im Kommissionsverlage von Ludwig Staackmann in Leipzig stehen. Der Verfasser beherzigt dabei den brieflichen Wink Roseggers: „Auf meine Persönlichkeit dürfen sie nach meinen Schriften, so viel diese auch Intimes enthalten mögen, nicht schließen, es ist Wahrheit und Dichtung.“ Wahrheit und Dichtung auch in dem Sinne, daß sein Dichten sich unauflöslich verknüpft zeigt mit der Wahrheit: mit dem Tatsächlichen seines Lebens. Er dichtet Erlebnisse.

Jungen in die freundlichen und auch einmal zornigen Augensterne seiner Mutter und des Vaters. Zu den Unarten des Steirerbuben gehört auch die absonderliche: Der Vater hat in Mariazell ein Kruzifix gekauft, Peter nimmt es vom Hausaltärchen und zerlegt es fein säuberlich mit seinem Taschenmesser in seine Bestandteile: die Leiter, Zange und Hammer, den Hahn des Petrus und Christus selbst; da aber Weihnacht ist, biegt er dem bleiernen Christus die Beine krumm und legt ihn in das Nähkörbchen der Mutter als in die Krippe. Wie dann aber Vater Rosegger hinausgeht, um zur besonderen Christfreude des Sohnes — Birkenruten zu schneiden, da verschwindet der Missetäter im geräumigen Uhrgehäuse, dort zehnmal so viel Pein ausstehend, als die paar Hiebe aufs Sitzfleisch bedeutet hätten. Nicht ohne psychologisches Interesse für Pädagogen ist die Bemerkung: „Vaters Strenge und meine Strafe bestand gewöhnlich darin, daß er vor mich hintrat und mir mit schallenden zornigen Worten meinen Fehler vorhielt und die Strafe andeutete, die ich verdient hätte. Ich hatte mich beim Ausbruche der Erregung allemal vor den Vater hingestellt, war mit niederhängenden Armen wie versteinert vor ihm stehen geblieben und hatte ihm während des heftigen Verweises unverwandt in sein zorniges Angesicht geschaut. Ich bereute in meinem Innern den Fehler stets, ich hatte das deutliche Gefühl der Schuld, aber ich erinnere mich auch an eine andere Empfindung, die mich bei solchen Strafpredigten überkam: es war ein eigenartiges Zittern in mir, ein Reiz- und Lustgefühl, wenn das Donnerwetter so recht auf mich niederging. Es kamen mir die Tränen in die Augen, sie rieselten mir über die Wangen, aber ich stand wie ein Bäumlein, schaute den Vater an und hatte ein unerklärliches Wohlgefühl, das in dem Maße wuchs, je länger und je ausdrucksvoller mein Vater vor mir wetterte."

Wie Vetter Simmerl den Katzenbalg, aus dem er sich einen Tabaksbeutel machen wollte, so hat sich der Knabe die kleine Welt seines Erlebens auseinandergedehnt zu einem Märchenschatz. Aus Papierresten schneidet und biegt er sich seine Kirchen und Schlösser, Städte und Burgen zurecht und verhilft mit seiner leicht entzündlichen Phantasie den elementaren Gebilden zu üppigstem Leben; er musiziert auf dem Boden eines alten Weinfäßchens, über den er Zwirnsfäden spannt, und er malt mit den hinterlassenen Wasserfarben eines Studenten seine ersten Heiligenbildchen in die Gebetbücher der Umgegend. Pinsel? „Ich schnitt mir ein Löckchen Haar vom Haupte, band es an ein Stäblein und mit solchem Pinsel begann

ich zu malen." Daß er mit Hilfe seiner Kunst einmal sogar eine violette Zehnkronennote nachzumachen gewagt hat, dürfte bei einer Verhandlung wegen Münzverbrechens die Zubilligung mildernder Umstände gefunden haben, trotzdem sich der Riegelberger dafür Tabak einkaufen wollte. Aber er hat auch Ernsteres zu tun, wenn er den schweren Band mit Pater Cochems dröhnenden Betrachtungen über das Leben Christi stundenweit zu den Sterbenden schleppt, um ihnen und den Angehörigen die erträglichsten Stücke daraus zum Trost vorzulesen, wie dem Weibe des Meisensepp, dessen Gemsbartfeder er sich aufbewahrt zum Andenken an seine Totenwache. Sie war friedevoller als an der Leiche des vom schwarzen Toni aus Rache erschossenen Jägers Wolfgang auf der Wildwiese. Die Mutter erzählt ihm im Anschluß an ein Reiterstandbild des heiligen Martin in der Kirche zu Ratten die Mantelgeschichte des Frommen; Peter will nicht zurückstehen und zerschneidet seine Sonntagsjacke, die er dem vermeintlichen Herrgott, einem alten Schwammsucher auf der Schafweide heimlich verehrt. Er erzählt uns, wie sie daheim mühselig Feuer erzeugten, um sich morgens ihre Suppe kochen zu können, und wie er auf dem Weg zur Knierutscherin, die er um etwas Herdglut bitten soll, das Zicklein erschlägt: mit dem runden Brotlaib, dem Dank an die Bäuerin für die glühenden Kohlen, spielt Peter Fangball, bis die Brotscheibe ihm entspringt und beim Fall das am Abhang grasende Tier tötet.

Ein unscheinbares Kindheitserlebnis hat auf Peters erzählerische Begabung früh eingewirkt. Die vier Geschwister besaßen vier Ziegen mit den wohlklingenden Namen Zitzerl, Zutzerl, Zeitzerl, Heitzerl. Das vierte war Peters schneeweißes Lämmchen. In den Futterbarren der Ziegen schliefen die Kinder; vor dem Einschlafen aber mußte ihnen Peter jeden Abend eine neue Geschichte erzählen, ein ganzes Jahr hindurch — denn die vier hatten sich den Bruder regelrecht engagiert.

„Am Sonnwendtag kochte uns die Mutter den üblichen Eierkuchen, mein liebstes Essen auf der Welt. In diesem Jahre aber hatte uns der Geier die beste Leghenne geholt, so wollte sich das Eierkörbchen nicht mehr füllen, und als am Sonnwendtag der Kuchen kam, war er ein gar kleinwinzig Laibchen. Wehmütig lugte ich hin auf den Holzteller. Mein fünfjährig Schwesterchen guckte mich an, und wie wenn es meine Sehnsucht wahrgenommen hätte, rief es plötzlich: ‚Du Peterl, du! wenn du uns ein ganzes Jahr in jeder Nacht eine Geschichte erzählen magst, so schenk' ich dir meinen Teil

von dem Kuchen!' Dieſer hochherzigen Entäußerung der Kleinen ſtimmten ſofort auch die anderen bei, ſie patſchten in die Händchen, und — ich ging die Bedingung ein. So ſtand ich denn plötzlich am Ziele meiner Wünſche. Ich nahm meinen Kuchen unter die Jacke hinein und ging damit in die Milchkammer, wo mich niemand ſehen und ſtören konnte. Dort verriegelte ich die Tür, ſetzte mich auf einen umgeſtülpten Zuber, und ließ meine zehn Finger und das wohlgeordnete Heer meiner Zähne über den armen Kuchen los. Aber nun kamen die Sorgen; daß meine Geſchwiſter ſtrenge auf ihrer Forderung beſtehen würden, daran konnte kein Zweifel obwalten. Ich ging auf meinen Hirtenzügen jeden Pecher, Kohlenbrenner, Halter und jedes wohlerfahrne Weiblein, wie ich's im Wald und auf der Heide traf, um eine Geſchichte an. Es waren ergiebige Quellen, und ich war jeden Abend in der Lage, meiner Schuldigkeit nachzukommen. Mitunter allerdings war's ein Elend, bis ich was Neues auftrieb, und nach einer Zeit geſchah es nicht ſelten, daß das Schweſterlein mich unterbrechend von ſeinem Barren herüber rief: ‚Du! die wiſſen wir, die haſt uns ſchon erzählt!' Ich ſah wohl, daß ich auf neue Wege ſinnen mußte, und war daher bemüht, das Leſen zu lernen, um aus manchen Geſchichtenbüchern, wie ſie in den Waldhütten nutzlos auf den rußigen Wandſtellen herumlagen, Schätze zu ziehen." Er erzählte aus Verzweiflung und Übung auch in hochdeutſcher Sprache, und als ihm zum Schluß ſeines Dienſtjahres der Stoff völlig ausging, ſchloß er dieſe Erzählerperiode mit einer blutigen Selbſterfindung zum fröhlichen Schrecken ſeiner Hörer ab. Ergötzlich iſt, wie er verſehen mit dem Gebetbuch und — einem Fernrohr, das er einem Hauſierer abgeſchachert, in des Waldjoſel Haus geht, dort Leichenwache zu halten; während er ſchreckhafte Dinge vom Weltuntergang vorlieſt, tritt die Mondfinſternis ein, auf die er ſich mit ſeiner Kalenderweisheit gerüſtet hatte, und er erregt Ärger mit dem „gottloſen" Inſtrument, durch das er, unter dem Tiſch hockend, der himmliſchen Geſellſchaft auf die Finger ſehen konnte.

Es iſt Adventszeit, das Feſt wird zugerüſtet im Hauſe, und Peter macht ſich unnütz und nütze, wie's kommt; Weihnacht iſt da, er wandert mit dem Großknecht durch den nächtlichen Wald zur Chriſtmette, das junge Herz füllt ſich mit Jubel und Weihe — und den halberfrorenen Jungen, der ſich alleingelaſſen zur Trollwand verirrt, bringt die verkommene Mooswaberl zu den Seinen zurück;

ſie hat dafür das Gnadenbrot bis zu ihrem Tode im Bauernhauſe zu Alpl genoſſen. Bei den Wallfahrerzügen der Magyaren und Slowaken, die auf dem Wege nach Mariazell mit ihren farbigen Gruppen den heimatlichen Wald paſſieren, knien die pfiffigen Burſchen am Wegrand und lumpen ſich erkleckliche Summen durch freigebige Vaterunſer zuſammen, bis Peter ſich des Zurufs eines Wallfahrers ſchämt, der ihn einen Bettelbub ſchilt; auch ſein Spießgeſell Natzel gibt endlich das einträgliche Geſchäft notgedrungen auf. Mit knapper Not entgeht Peter einer Lebensgefahr: er hilft beim Eggen dadurch, daß er bei zähen, filzigen Stellen des Bodens ſich auf die Egge ſetzt mit ſeinen ganzen vierzig Pfund, um die Eiſenzähne in den Boden zu drücken. Eines Tages werden die Ochſen ſcheu — Peter hat ein Brüderchen bekommen und der Vater knallt aus Freude öfter mit der Peitſche, als die Zugtiere gewohnt waren — und der Junge wird herabgeſchleudert, dicht gegen die ſcharfen Zähne der Egge. Peter kam mit einer kleinen Wunde und einem großen Schrecken davon; dankbar aber wanderte der Vater mit ihm zur Gnadenkirche nach Mariazell, in der Rocktaſche einen der wühlenden Eggenzähne, den er auf Mariens Altar niederlegte... Der Vater nimmt ihn auch mit in die Mühle und bringt ihm dort die Handgriffe bei; bald weiß der gelehrige Junge Beſcheid mit Mehlkaſten, Steinhaus und Schüttmulde, ſowie mit der geheimnisvollen Wandſtange, die das Werk treibt. Wie er aber in Vertretung ſelber den Müller abgeben muß, erlebt er ein geſpenſtiges Abenteuer mit der diebiſchen Stina, der er das Gewand voll Mehlſtaub mit der Waſſerſtange ſo feuchtfröhlich beſegnet hat!

Wie raſiert ſich ein Bauer? Der naſeweiſe Peter hat es ſeinem Alten gründlich abgeguckt. „Wenn mein Vater“, ſchreibt er, „beim Raſieren ſaß, wenn er ſeine Backen und Lippen dick und ſchneeweiß eingeſeift hatte, daß er ausſah wie der Stallbub, welcher der Kuhmagd über den Milchrahm gekommen; wenn er dann das glasglänzende Meſſer ſchliff an ſeinem braunledernen Hoſenträger und hierauf langſam damit gegen die Backen fuhr, da hub er an, den Mund und die Wangen und die Naſe und das ganze Antlitz derart zu verzerren, daß ſeine lieben, guten Züge ſchier gar nicht mehr zu erkennen waren. Da zog er ſeine beiden Lippen tief in den Mund hinein, daß er ausſah wie des Nachbars alter Veit, der keine Zähne mehr hatte; oder er dehnte den Mund nach links oder rechts in die Quere, wie die Köhler-Sani tat, wenn ſie mit den Hühnern

keifte; oder er drückte ein Auge zu und blies eine Wange an, daß er war, wie der Schneider Tinili, wenn ihn sein Weib gestreichelt hatte. Die spaßhaftesten Gesichter der ganzen Nachbarschaft fielen mir ein, wenn der Vater beim Rasieren saß. Und da kam mir das Lachen." Und unter dem Tisch hervor, wo er vorsichtigerweise seinen Standort nahm, um seinen eingeseiften Erzeuger nicht zu Tätlichkeiten zu reizen, trat er auf dem geräumigen Rücken des hünenhaften Boten im dichten Winter die Reise an zur Drachenbinderin, die durch das gelehrige Büblein, dessen Ruhm sich bereits zu verbreiten begann, ihr Testament wollte aufsetzen lassen. Vier Stunden weit, über den Grat des Hochbürstling hinweg! Und welch ein letzter Wille, den das gelehrte Schreiberlein, da weder Feder noch Papier vorhanden, mit Kieferkohle auf das Deckbrett eines alten Schrankes malt, ehe der „Notar" mit seinem sinnvollen Honorar wieder heimritt! Ein andermal muß er beim Zaunreuter im Weißbrunntal den Exekutionssoldaten spielen, bis der Holzhändler seine Schuld an Peters Vater begleicht, Zeit genug für das kluge Kathel, sich gründlich in den Peter zu vergucken! Aus dem Material, aus dem der kleine Marel geschnitzt ist, wachsen die Helden, die die Welt gestalten nach ihrem Bilde: der arme Halter ist durch Fleiß und einige andere Tugenden zum wohlhabenden Hausbesitzer emporgestiegen. Da brennt ihm sein Besitz durch einen Blitzschlag ab. Er schreitet zur Glut, hebt eine Kohle auf und zündet sich eine Pfeife an. Denn „der Mensch, wenn er will, ist größer als sein Schicksal; es duckt sich scheu, fast ehrfürchtig vor dem Menschen, wenn der ihm in Seelenruhe etwas Tabaksrauch in die Larve bläst" ... Ein allgemeines Schicksal erlebten die Älpler bei dem ungeheuren Waldbrande, den Rosegger „die hellen Nächte" nennt; die herrlichen Wälder des Filn und des Felsenleiten gehen in wenig Tagen zugrunde. Aber — „nach diesen Tagen war vom Filnbaumschlag bis zu unserm Hause heran Feld um Feld und gegen dreißig Jahre lang gab der Grund des verbrannten Waldes den Menschen Brot. Neuerdings sproßt auf den Berghöhen der junge, grüne Wald. Neues, unendliches Leben webt darin — eine üppige Pflanzenwelt, ein lustiges Tierreich, eine helle Gottesmorgenfreude."

Zum weitschichtigen Kapitel vom Aberglauben: „Mein Pate, der Knierutscher Jochem — er ruhe in Frieden! — war ein Mann, der alles glaubte, nur nicht das Natürliche. Das Wenige von Menschenwerken, was er begreifen konnte, war ihm göttlichen Ursprungs; das Viele, was er nicht begreifen konnte, war ihm Hexerei und

Teufelsſpuk. Der Menſch, das bevorzugteſte der Weſen, hat zum Beiſpiel die Fähigkeit, das Rindsleder zu gerben und ſich Stiefel daraus zu verfertigen, damit ihn nicht an die Zehen friere; dieſe Gnade hat er von Gott. Wenn der Menſch aber hergeht und den Blitzableiter oder gar den Telegraphen erfindet, ſo iſt das gar nichts anderes als eine Anfechtung des Teufels. So hielt der Jochem den lieben Gott für einen gutherzigen, einfältigen Alten (ganz wie er, der Jochem, ſelber war), den Teufel aber für ein liſtiges, abgefeimtes Kreuzköpfel, dem nicht beizukommen iſt und das die Menſchen und auch den lieben Gott von hinten und vorn beſchwindelt.“ Mit dem abergläubiſchen Paten beſucht der Knabe die einfache Wallfahrtskirche Mariaſchutz am Semmering; bei dieſem Anlaß bekam er zum erſtenmal die Eiſenbahn zu ſehen — ja, er ſaß ſelbſt „auf dem Dampfwagen“ der neuerbauten Semmeringbahn. Sein Bericht iſt die drolligſte Humoreske. Sie hören das Brummen in der Erde, als der Zug herankommt, es erſcheint ihnen als Erdbeben; der Eiſenbahnzug ſelbſt mit ſeinen angehängten „Häuſern“ iſt dem Paten ein Stück vom jüngſten Tag mit ſeinen Schrecken und Umrangierungen. Ein ganzer Marktflecken mit vielen Fenſtern, der ſich bewegt und die Bewohner mit fortſchleppt in die Finſternis des „großen Loches“; „die ſind hin wie des Juden Seel', die übermütigen Leut' ſind ſelber ins Grab geſprungen.“ Es iſt der Teufel, der mit der Weltkugel Kegel ſchiebt. Aber ſiehe da: anderen Tages, nachdem der Pate fleißig kommuniziert und zuvor gebeichtet, ſtehen die beiden wie von ſelbſt am Semmeringbahnhof und verhandeln mit dem Bahnbeamten um billigen Preis, zumal ſie ja beide nicht ſchwer ſeien . . . „Mittlerweile kroch aus dem nächſten, unteren Tunnel der Zug hervor, ſchnaufte heran, und ich glaubte ſchon, das gewaltige Ding wollte nicht anhalten. Es ziſchte und ſpie und ächzte — da ſtand es ſtill. Wie ein Huhn, dem man das Hirn aus dem Kopfe geſchnitten, ſo ſtand der Pate da, und ſo ſtand ich da. Wir wären nicht zum Einſteigen gekommen; da ſchupfte der Schaffner den Paten in einen Waggon und mich nach. In demſelben Augenblick wurde der Zug abgeläutet und ich hörte noch, wie der ins Coupé ſtolpernde Jochem murmelte: ‚Das iſt meine Totenglocke.‘ Jetzt ſahen wir's aber: im Waggon waren Bänke, ſchier wie in einer Kirche, und als wir zum Fenſter hinausſchauten — ‚Jeſſas und Maron!‘ ſchrie mein Pate, ‚da draußen fliegt ja eine Mauer vorbei!‘ Jetzt wurde es finſter und wir ſahen, daß an der Wand unſeres knarrenden Stübchens eine Öllampe brannte.

Draußen in der Nacht rauſchte und toſte es, als wären wir von gewaltigen Waſſerfällen umgeben, und ein- ums anderemal hallten ſchauerliche Pfiffe. Wir reiſten unter der Erde.

Der Pate hielt die Hände auf dem Schoß gefaltet, und hauchte: ‚In Gottes Namen. Jetzt geb' ich mich in alles drein. Warum bin ich der dreidoppelte Narr geweſen.' Zehn Vaterunſer lang mochten wir ſo begraben geweſen ſein, da lichtete es ſich wieder, draußen flog die Mauer, flogen die Telegraphenſtangen und die Bäume und wir fuhren im grünen Tal. Mein Pate ſtieß mich an der Seite: ‚Du, Bub'! Das iſt gar aus der Weiſ' geweſen, aber jetzt — jetzt hebt's mir an zu gefallen. Richtig wahr, der Dampfwagen iſt was Schönes! Jegerl und jerum, da iſt ja ſchon das Spitalerdorf! Und wir ſind erſt eine Viertelſtunde gefahren! Du, da haben wir unſer Geld noch nicht abgeſeſſen. Ich denk', Bub', wir bleiben noch ſitzen.' Mir war's recht. Ich betrachtete das Zeug von innen und ich blickte in die fliegende Gegend hinaus, konnte aber nicht klug werden. Und mein Pate rief: ‚Na, Bub', die Leut' ſind geſcheit! Und daheim werden ſie Augen machen! Hätt' ich das Geld dazu, ich ließe mich, wie ich jetzt ſitz', auf unſern Berg hinauffahren!'

‚Mürzzuſchlag!' rief der Schaffner. Der Wagen ſtand; wir ſchwindelten zur Tür hinaus." Das unſanfte Nachſpiel auf dem Bahnhof wegen der unberechtigten Weiterfahrt hat in dem Paten den erſten Eindruck nur verſtärken können, daß beim Dampfwagen eben doch der Teufel im Spiele ſei.

Der verträumte Junge baut ſich ſeine Welt am Himmel. Wie man mit zwölf Jahren das ſo tut, wenn man nämlich ein geborener Poet iſt. Die irdiſche Welt wollte ihm nicht geraten — „ich trug eine ungebleichte Leinwandhoſe, eine Jacke aus grauem Wilfling und eine buntgeſtreifte Zipfelmütze. War barfuß und ungeſchickt im Gehen und Laufen, jeden Tag trug ich eine andere Zehe in der Binde. Die Haare hatte ich mit den fünf Fingern vorn herabgekämmt, mit den Zähnen kaute ich an einem Strohhalm." Dieſer Hirtenjunge liegt mit Leidenſchaft auf der Hochöde und macht ſich vertraut mit dem Wolkenhimmel. Wie weiß ſich ſeine rege Phantaſie die wechſelnden Gebilde zu beleben: „Mein Schatten war ſo lang, daß, wenn er vom Boden aufgeſtanden wäre, er mit ſeinen Fingern in den weißgelblichen Wolkenballen des Himmels hätte Wolle zupfen können. Die Nebelbank über dem Gebirgszuge wurde ſchmächtiger, es ging ihr ans Herz, noch ſtreckte ſie einen glühenden Speer aus, der ging

mitten durch die Sonne, aber er ſchmolz, und die Sonne wurde kleiner und funkelnder, und bald war die Wolkenbank, waren die roten Fäden am Geſichtskreiſe verſchwunden. Hie und da in der weiten Himmelsrunde hing es wohl noch wie weiße Wolle und dort und dort ſchwamm ein Federchen hin, aber bald gingen auch die Federchen verloren und die Wolle wurde unmerklich langſam auseinander gezupft in leichten Locken und dünnen Fädchen und auf einmal war gar nichts mehr da als der tiefblaue Himmel und der blitzende Sonnenſtern.“ Es erzählt der reife Mann von dem Kinde: „Einmal gegen die Abendſtunde hin ſaß über der Felſenkette ein ungeheures Eichhörnchen. Es ſetzte ſeine Vorderfüßchen gerade auf, es hatte ein deutliches Schnäuzchen und ſpitzte die Ohren und der buſchige, ſanft wollige Schweif ging weithin gegen die Neubergeralpen. Es war ein launiges Wolkengebilde, gar ein Äuglein hatte das Tier, ein blaues Äuglein, durch welches der klare Himmel guckte; aber auf einmal wurde es licht und funkelnd in dieſem Auge und es warf einen mächtigen Strahl über den ganzen Himmel. Es hatte ſich hinter der Wolke ja die Sonne verborgen gehalten. Endlich erloſch das Auge wieder, ich wußte nicht, hatte ein Wölklein das Lid zugedrückt oder war die Lichtſcheibe zu ſehr geſunken; aber ich wartete, bis die Sonne unterhalb am Halſe herauskommen würde, und ich freute mich ſchon auf das goldige Halsgehänge, das mein Eichhörnchen bekommen ſollte. Aber ſiehe, während ich ſo wartete und mich freute, war das Tier zu einer formloſen Maſſe geworden, nur der buſchige, ſanft wollige Schweif ging noch weit hin in das Öſterreicherland.“ Peter iſt ein raffinierter Genußmenſch geworden auf der Rinderweide: „Ich tat die Füße auseinander, bückte mich und guckte zwiſchen den Beinen hindurch auf die fernen Wolkenſchichten hin, um durch dieſe ungewohnte Lage des Blickes ein möglichſt abenteuerliches Bild zu ſchauen. Da ſah ich unerhörte Bergrieſen mit ſchwindelnden Kuppen und ſchauerlichen Abgründen und da ragten die Felshörner und da glänzten die Gletſcher in unermeßlichen Höhen. Wenn dann vor dieſen Gebilden ein dunkles Wölkchen dahinſchwamm, ſo hielt ich das für einen rieſigen Steinadler oder gar für den Vogel Greif. Das war mein Tirol, von dem ich ſchon gehört hatte, und ich guckte ſo lange zwiſchen den Beinen darauf hin, bis ich ſchwindlig wurde und in das Gras kugelte. Fürchterliche Rieſen mit goldigem Mantelſaum, mit verknorrten Gliedern und gewaltigen Köpfen ſtanden am Himmel und ſchwangen ihre Arme und ſtreckten ihre Finger nach

der Sonne aus. Die Sonne hatte sich lange sehr geschickt zwischen diesen Ungeheuern durchgewunden, aber endlich ging sie doch ins Netz. Da lag dann ein dunkler Flecken über dem Waldlande oder über den kleinen reifenden Feldern im Tale, und es lagen mehrere Flecken und zogen sich langsam hin auf ebenen Flächen und krochen wachsend empor an Hängen und verschwanden endlich wieder. Je mehr die Sonne niedersank, desto schwächer wurde ihr Strahl; der Himmel graute, aber die dichten Wolken schwanden, gingen in Federn und Fransen aus, und gegen Abend weideten am Firmamente, wo früher die Ungeheuer standen, milde, weiße Lämmchen."

Die Wolken wandern; auch unser kleiner Mann begibt sich auf die Wanderschaft: er geht den Kaiser Joseph besuchen! In seiner Strohkammer träumt er von ihm, von dessen herrlicher Kaiserstadt an der Donau er in den Geschichtenbüchern auf dem Steinhaufen gelesen hat beim Weiden. Der Knierutscher-Jakob leiht das Gewand, das Reisegeld hat er sich selbst erworben, indem er sein weißes Lampel verkaufte, die elterliche Erlaubnis bekommt er endlich, weil Mariaschutz in der Nähe von Wien gelegen ist, dort soll er beten, „daß doch die Saukrankheit endlich einmal aufhören möcht'; die Alte hat auch schon brennweiße Ohrwaschel." Peter „reist" nach Wien! Wie sah der Wandersmann aus? „Ein dunkelgraues Lodenhösel hatte ich an und Kuhlederschuhe, hübsch mit eisernen Nägeln beschlagen, daß die Sohle geschützt war, und trug eine braune, grün ausgeschlagene Lodenjacke. Der Brustfleck war aus rotgefärbter Leinwand, das Hemd aus grauer; letzteres hatte am Halse einen breitumgeschlagenen Kragen, der mit einem blauen, etwas zu wulstigen Tuche zusammengebunden war, so daß der Hals nicht viel dünner aussah, als der Kopf. Auf dem Kopfe saß meines Vaters Hut, der ging mir bis über die Augen herein und tanzte stets ein weniges, so oft ich mich rasch wendete. In der einen Hand trug ich das Bündel mit dem Brote und dem Straubenlaib, das mir die Mutter mitgegeben hatte, trotz meines Sträubens, denn mir war es nicht recht faßlich, wie man in Wien auf das Essen denken könne. In der anderen Hand trug ich den Stock, den ich das eine Mal fest in den Boden stieß, das anderemal lustig in den Lüften schwang, so wie es die Handwerksburschen machen, wenn sie die Welt durchwandern." Er hat sich's redlich sauer werden lassen, der liebe Vagabund, bis er Wien, das er etwas näher glaubte, erreicht hatte zu Fuß; freundliche Menschen haben sich seiner angenommen und ihn vor allerhand Schaden bewahrt, der

dem ahnungslosen Leichtsinn drohte. Er hat tapfer die Augen aufgerissen bei all den Wundern, die es in der Donaustadt zu sehen gab und ist sich müde und wund gelaufen, bis er seinen geliebten Kaiser Joseph endlich gesehen — zwar nicht in der kaiserlichen Burg am Ring, aber im Sarkophag in der Kapuzinergruft, sechzig Jahre nach seinem Tode. Er hat bitterlich geschluchzt, und Wien war ihm verleidet. — Aus den Eindrücken des Knaben hebe ich drei Momente heraus: er kommt in eine Synagoge während des Gottesdienstes; wie kann man in der Kirche hohe schwarze Hüte auf dem Kopf haben! Er erschrickt zuerst, dann geht das Lachen an, und er wird hinausgewiesen. Er schlendert in ein Ballettheater, billigster Sitz dreißig Kreuzer. „Ich erkundigte mich, wie lange ich dafür drinnen bleiben dürfe. Als ich erfuhr, daß ich bis zum Ende bleiben und alles sehen und hören könne, ging ich, den Hut schon in den Händen tragend, wohlgemut die vielen Treppen, die man mir wies, hinauf und plötzlich sah ich vor mich in einen Abgrund hinab, in dem nachgerade alles von Gold und Silber war. Aus den Wänden wuchsen goldene Äste heraus, darauf brannten Lichter und aus den hundert Wandfenstern sahen schön geputzte Leute hervor, lächelnd und lebendig. Die Männer waren kohlschwarz bis auf die weißen Gesichter. An diese Gesichter setzten sie Dinge, in der Art wie kleine Doppelpistolen und zielten damit nach allen Richtungen herum. Die Weiber hatten an den Händen breite Flügel, mit denen sie in einem fort flatterten, wie unsere Hühner daheim, wenn sie Eier legen wollen. Von der merkwürdig prächtigen Decke hingen goldene Kronen mit leuchtenden Kugeln nieder, die machten hell, wie der Tag. Und unten statt des Fußbodens waren lauter Menschenköpfe und viele weiße Scheiblein darunter, die bei näherer Betrachtung auch Menschenhäupter waren, nur keine Haare aufhatten. Jetzt hub plötzlich wieder die Musik an und so laut, daß ich schier erschrak. Darauf begann die einzige Wand, in der keine Leute hockten, sich zu bewegen und ging in die Höhe. Jetzt waren auch auf einmal die Berge da. Weiße Jungfrauen kamen daher, sie waren fromm und schön, wie daheim die Mägdlein am Kranzeltag; sie haben ein Lied gesungen, und ich meine schier, es ist ein heiliges gewesen. Aber die Bravheit hat nicht lange gedauert — jählings sind die langen Kleider weg und zu hüpfen und zu springen heben die Dirndeln an, gar wie besessen. Meiner Tag hatte ich noch nicht gesehen, wie so nackte Füßlein ausschauen. Und sündhaft lang waren sie, und ich fand's schier zum Verwundern, daß mich mein Schutz-

engel ins Haus gelassen hatte.“ Ist diese Schilderung nicht ein kostbarer Beitrag zur Psychologie des Theaters?! Drittens: der Peter von Alpl hat sich in Wien fünf Gulden verdient; er hat nämlich einem Maler Modell gesessen. Der Wiener Aquarellist Professor Alois Schön hat den Wanderburschen, der ihm auffiel, von der Straße mit ins Atelier genommen und gegen nobles Honorar gezeichnet. Vierzig Jahre später ist Rosegger durch einen Zufall in den Besitz dieses interessanten Blattes gelangt; es ist dann dem Bande: Als ich jung noch war, als Buchschmuck beigegeben worden.

Peter war das älteste unter den sieben Geschwistern. Gerieten die Feldfrüchte nicht, wie im Jahre des Hagels 1855, so kehrte leicht die Not in das einfache Bauernhaus ein. „Mein Vater“, meldet Rosegger aus dieser Teuerungszeit, „hatte manchen Versuch gemacht, sich meiner zu entäußern, auf ein Jährchen oder zwei, bis ich selbst die Kraft hätte, auf heimatlichem Grunde mein Brot zu graben. Aber es nahm mich niemand.“ Doch als die Not wuchs, suchte die Mutter ihren Kindern schweren Herzens Plätze an fremden Tischen; die drei ältesten wanderten in den „Dienst“: die eine zum Kindhüten, der andere zum Schafhalten; der Älteste aber kam auf den Hefelrainhof zum Vieh als Stallwart, zu deutsch: Ochsenbube. „Pöll Foich, so hieß das vierjährige Zugochsenpaar meines Dienstherrn, das ich zu füttern und zu pflegen und bei den Fuhrwerken auf Weg und Feld zu leiten hatte. Mein Bett hatte ich im Stall über ihrer Krippe hängen, ihr gegenseitiges Lecken, ihr Reiben an der Krippenecke und ihr gemütliches Wiederkäuen war mir das Traulichste, was ich außer dem Essensruf auf dem Hefelrainhofe zu hören bekam, und ihre natürliche Wärme ersetzte mir in den Winternächten vollauf den Ofen.“ In der Wiedergabe ihrer bewegten Lebensgeschichte liefert Rosegger einen echt dichterischen Beitrag zur Tierfabel. Er nennt es die Analogie des Seelenlebens zwischen Mensch und Tier, im Sinne des Bauern, der die Bewohner seines Hauses so zusammenzählt: „Da bin ich, tut nur fleißig nachzählen, ich und mein Weib und unsere fünf Kinder und der Knecht und acht Rindvieher und die Magd.“ Rechtschaffene Arbeit muß geleistet werden im Haus und auf der Alm; ist aber die Pflicht getan, so knausert der Hirtenbauer nicht mit der Prämie: nach Einbringen des Rinderheues gibt er seinen Leuten das Fest der „Gürtelsprenge“: d. h. ein Essen, bei dem der Leibgurt springen darf, wenn die Räumlichkeiten unter der Einfuhr irdischer Genüsse sich dehnen. Was ein Knecht an solchem Festtag vertilgen kann? Rosegger

hat sich's notiert: „Der dampfende Milchtopf kam, und der Tisch ächzte, und die Massen der Brotspalten wurden hineinversenkt, so wie sich bei Erdrevolutionen Berge versenken in die Tiefen des Meeres. Wir beteten, dann setzten wir uns alle zu Tische. Der Knecht begann zu essen, still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Als die Milch und das darauffolgende Speckkraut abgetan war und die Lasten der Roggenknödeln erschienen, fühlte ich die früher so mächtigen Sympathien für die Gegenstände nach und nach schwinden — ich war gesättigt. Ich sah nur sinnend zu, wie die bedeutsamen Reihen der Gerichte vorüberzogen, die Butterschnitten und die Rahmstrudel und die Fleischnudeln, und das Schottenkoch und die Milchkrapfen und das Schmalzmus. Sie aßen und redeten dabei von Dingen, die sich früher bei dem Feste der Gürtelsprenge zugetragen hatten, und in der Zukunft noch zutragen können. Der Knecht redete nicht, er saß und aß still und langsam, mit einer ehernen Ruhe. Es kamen noch fernere Gerichte und fernere Gespräche, und der Knecht aß still und langsam fort. Als sie bei den Butterkrapfen waren, hörte man ein leichtes Schnalzen — es war sein Gürtel auseinandergesprungen. Der Knecht ließ ihn auseinandergesprungen sein, blieb in seiner Ruhe und aß. Endlich aber blieb die geleerte Schüssel auf dem Tische stehen und es kam nichts mehr. Der Knecht war schwermütig, er dachte an das Los alles Zeitlichen, er erhob sich, er ging ins Freie, er stand eine Weile still und sah hinaus in die Berge und Täler, er stieg empor zum Heuboden, er legte sich in sein Bett." Kein Wunder, daß in der Nacht ein schwerer Kolikanfall sich bei dem Quantitätlichen einstellte, der Peter zwang, ohne Säumen den greisen Priester mit den Sterbesakramenten stundenweit herbeizuholen; aber wohl ein Wunder, daß indessen der unmäßige Hansjörgl so weit genesen war, daß er bereits seine Käsuppe mit Appetit erledigt hatte ...

Unser geweckter Kleiner hat viele Botengänge getan, für einen Tag oder einen halben freier Kost; einmal „mieteten" ihn sich drei Ingenieure, die in seine Heimat kamen, um die Gegend zu vermessen, auf sechs Tage; für zehn Gulden hat ihnen Peter die Werkzeuge getragen und auf den Baumwipfeln weiße Holztäfelchen angebracht, so seltsam und überflüssig ihm auch ihr Treiben vorgekommen ist. Doch es gab auch Erholung: während der Laienpredigten des wunderlichen blinden Schneiders Brotschimmel trieben die jungen Leute ihre Allotria, wenn der wachsame Hahn in der Schneiderstube die unbußfertigen Sünder nicht im Karteln und Bussseln störte.

Eine regelrechte Schlacht zwiſchen zwei Ameiſenhaufen im Walde erzählt uns Roſegger aus ſeinem 16. Jahre mit künſtleriſcher Lebendigkeit. „Es waren die Völker von zwei Ameiſenhaufen, die, wie ich ſpäter ſah, mehrere hundert Schritte voneinander entfernt lagen. Der eine war am Fuße eines Lärchenbaumes, der andere mitten im Heidekraut hoch geſchichtet. Beide waren verödet, denn die Bevölkerung mochte zum Teile in den Tiefen der Wohnungen verkrochen ſein, zum größten Teile war ſie auf dem Felde, ſtand in Waffen. Die Aufregung und das haſtige Hin- und Herrennen war ganz großartig, die Wut, mit der ſie ſich anfielen, fürchterlich. Hunderte von Toten, Zerriſſenen lagen auf dem Boden. Hunderte von kämpfenden Gruppen bedeckten die Wahlſtatt. Die Ameiſen verfolgten einander, ſprangen eine auf die andere, umklammerten ſich, wälzten ſich kämpfend auf dem Boden oder ſtanden aufrecht wie ringende Menſchen. Viele ſuchten die Feindin durch Gift (Ameiſenſäure) zu betäuben oder mit den Beinen ihr den Hinterleib vom Vorderleib zu reißen oder ihr mit der Lanze des Fühlers den Kopf zu durchbohren, oder ſie mit den Kiefern tot zu beißen. Am häufigſten waren zwei feſt aneinander verklemmte und mit ihren Kiefern verbiſſene Feinde. Beide getötet, lagen ſie noch ſo und waren von den anderen gar nicht mehr auseinander zu bringen. In Ketten von ſechs bis zwölf Ameiſen waren ſie aneinandergeklammert. Manche fielen ſich wütend an, ließen aber ſofort wieder los — das mochten Freunde ſein, die ſich in der Hitze des Gefechtes nicht gleich erkannt hatten. Ich entdeckte keinen Unterſchied zwiſchen den Ameiſen der beiden Heere — aber ſie mußten ihre Leute wohl kennen; daß einer den Freund getötet hätte, ſchien nicht vorzukommen, wenigſtens fuhren ſie mit großer Entſchiedenheit nur auf Beſtimmte los, da die Richtung, von welcher ſie gekommen, auch längſt nicht mehr zu erkennen war. Auch Gefangene wurden gemacht und dieſelben mit einer gewiſſen Sorgfalt und Schonung ihres Lebens aus den Reihen der Kämpfer geſchleppt. Über die ganze Breite des glatten Waldweges hatte ſich der Kampf ausgedehnt. Gegen den Rand hinaus lagen zwei Steine, zwiſchen welchen eine etwa zwei Zoll breite Gaſſe durchlief, welche von Seitenflügeln beider Armeen fleißig als Durchgang benützt wurde, um ins feindliche Lager hinüberzugelangen. Plötzlich aber fiel es einem Teile ein, dieſen abſeitigen Durchweg zu verrammeln; etliche hundert Ameiſen liefen wie auf Kommando aus der Schlachtordnung und huben an, Steinchen, Holzſplitter und dürre

Fichtennadeln, wie sie auf dem Wege lagen, herbeizuschleppen, welche sofort wieder andere in Empfang nahmen, die damit im Paß zwischen den beiden Steinen eine Barrikade bauten. Um so mörderischer entbrannte der Streit auf den anderen Linien; jetzt wich das eine Korps auf Spannbreite zurück, jetzt schien das andere weichen zu müssen — aber der Kampf blieb unentschieden."

Eine bischöfliche Weinlese hat der deutschen Dichtkunst den Peter Rosegger erhalten — ohne sie wäre er römischer Priester geworden und wäre vielleicht heute gar der Inhaber des Stuhles Petri zu Rom — denn Pius X. hieß nur Schneider, italienisch Sarto, Peter Rosegger dagegen war es ja leibhaftig ... Mit der Weinlese aber ging es so zu: am 28. Oktober 1858 saß der Krieglacher Peter im Kaffeehause am Murplatz zu Graz am Marmortischchen und zählte die Bestandteile seines Kaffeegeschirrs: zwei Porzellantassen mit Deckeln, eine Schale, ein Zuckerschälchen, ein Löffel, ein Glas, ein Teller, im ganzen neun Stück zu den paar Löffelvoll Kaffee ... „Daheim gab es nichts als eine einzige Schale, aber unvergleichlich mehr Kaffee ..." Der kluge Rechenmeister wartete auf den Bischof; hatte ihn doch ein Krieglacher Bürger, der in Graz geschäftlich zu tun hatte, mitgenommen, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Graf Attems für sein Seminar zu empfehlen. Da aber der Bischof gerade in Untersteier bei der Weinlese war, so fuhren die beiden zur Nacht per Eisenbahn nach Krieglach zurück — und der Waldbauernbube blieb für das weltliche Handwerk des Poeten gnädig aufgespart.

Peter avancierte vom Rinderhirten zum Pflüger. Köstlich, wie er sich streckt und abrackert, um die neue, ehrenvolle Arbeit zu bewältigen; und unerfindlich in seiner schlichten Schönheit das Bild: „... Dann ging's zum Mittagessen. Ich hütete mich wohl, die Erde mir von den Händen zu reiben, denn eben diese Kruste gab mir das Ansehen: ich war nicht mehr der Halterbub, ich war der Pflughaber, hatte die gleichen Rechte mit den Knechten; ich saß neben dem Vorknecht und bestrebte mich, gewichtige Reden zu führen. Man sprach über meine Leistung; da schwieg ich, denn meine Leistung verstand sich von selber. Es ist ein kleines Ding aus der Jugendzeit, es ist kaum groß genug, daß man's laut erzählt; aber für den Landmann ist's ein wichtiger Tag, wenn er das erstemal seine Hand an den Pflug legt; es ist eine heilige Tat. Das Schwert, das Kreuz ist Gegenstand großer Abhandlungen; ich halte auch den Pflug für ein Symbol der Welterlösung. Den grauen Erdstaub, der damals an

meiner Hand kleben blieb und mit dem ich zum Mittageſſen ging — ich habe ihn bis heute nicht weggewiſcht — er iſt mir das, was dem Schmetterling der Goldſtaub."

Ein magiſches Band verknüpfte Peter mit dem faſt gleichalterigen Sohn ſeines Firmpaten, Urban Offenluger, der mit Hilfe ſeines geiſtlichen Onkels im Grazer Seminar Prieſter ſtudierte, während ſich der Waldbauernjunge ohne Konnexion dieſen glühenden Herzenswunſch verſagen mußte. Aber in den Vakanzen erſchien der Student daheim wieder und brachte in ſeinem Koffer Bücher mit, Lehrbücher und Klaſſiker, über die ſich Peter ſelbſtredend hermachte. Er lernte unter vielen anderen Schätzen auf dieſem Wege Leſſings „Nathan" kennen und dieſe — halb und halb verbotene — Ferienlektüre des frommen Seminariſten hat ihn nachhaltig beeinflußt; das Weltoffene, Freiſinnige und Großlinige, das ihm da im edelſten Gewande der Sprache entgegenleuchtete, traf auf verwandte Seiten ſeines eigenen Weſens, ſo daß er ſich im Verlauf der Jahre mit des Jugendgeſpielen Ferienlektüre beſſer verſtand als mit den Anſchauungen des ſpäteren Prieſters von Pernegg, beſonders als Offenluger ſich dem trüben Geiſte der kirchlichen Parteiung ergab.

*

Zwiſchen den erſten und den zweiten Band der „Waldheimat" ſchiebt ſich als Ergänzungsband der Kinderjahre: Als ich jung noch war, der vor zehn Jahren erſt erſchienen iſt. Roſegger hat ihn nach dem fünfzigſten Geburtstag niedergeſchrieben, ein letzter Gruß an die in der Ferne verſinkende Jugend. Er berichtet von ſeinen Vorfahren in der Waldheimat, den Roßeggers,*) von dem Prieſter Rupert Roßegger an bis auf Joſeph Roßegger, den die Kluppeneggertochter vom Riegelbauernhofe heiratete, und auf ſein Großelternpaar, den guten, armen Natzl und ſein ſtarkmütig Weib Magdalene. Wie Emil Frommel, hat auch Roſegger das Lob eines

*) „Mein Familienname iſt ſtets mit ß geſchrieben worden. Weil es aber zu meiner Jugendzeit nicht weniger als fünf Peter Roßegger in meiner Heimatgegend gab, wovon gar nicht einmal jeder mit mir verwandt war, und ich nicht mit dieſem oder jenem verwechſelt werden wollte, ſo brach ich zur Zeit, als mein Name anfing gedruckt zu werden, demſelben das s aus. Jetzt tut es mir manchmal faſt leid, den bezeichnenden Bauernnamen eines Mannes, der mit dem Roß eggt, geändert zu haben. Und ich weiß auch gar nicht, ob man das Recht dazu hat." Robert Hamerling, der von Haus aus Hammerling hieß, beruhigte Roſegger mit den Worten: „Wer ſich ſelbſt einen Namen macht, der kann ihn auch ſchreiben, wie er will."

ſoliden Hausofens nach altem Muſter geſungen. „Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer ſo einen alten Kachelofen plump und unförmig ſchimpft, ſo ſtelle ich ſeinem Leben nach. Denn über den beſten Freund unſeres Hauſes laſſe ich nichts kommen.“ Und dieſer Ofen gab das Brot! Jeden Monat zweimal, vierzehn Bauernbrotlaibe nebeneinander auf dem heißen Steinboden! Zuvor jedoch kehrte Peter den Ofen mit Tannenreiſig, um dann das Holz kunſtgerecht übereinander zu ſchichten. Von der Brotſtritzel, die er zur Belohnung jedesmal bekam, bemerkt er mit trockenem Humor: „Theoretiſch kriegt man vom Genuſſe friſchgebackenen, noch dampfenden Brotes die Kolik, praktiſch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.“ Wie jedoch am Allerſeelentag der nichtsnutzige Junge, ſtatt zu beten, mit dem obdachloſen Kaunigl hinten im geräumigen Ofenloch gemütlich Karten ſpielte, gab es faſt eine Kannibalenmahlzeit, als die ahnungsloſe Magd vorn das Brotfeuer entzündete. „Erſt als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an und es war wieder ſo heimlich bei ihm wie früher. Später ſind ſeine guten Augen erblindet, dann iſt er in ſich zuſammengeſunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.“

Man ſchickt den Jungen im Ernſt weit fort in die Apotheke, ranzig gewordenes Schweinsfett zu verkaufen und dem kranken Weber für ſein Kopfweh Haſenöl mitzubringen. Peter gehen verſchiedene Lichter auf, wie der Proviſor aus ſeinem einen Kübelchen die Leute mit Fuchsſchmalz, Dachsfett, Gichtpflaſter, Haſenöl und Schweinsfett bedient und er nach langer Irrfahrt um teures Geld ſein ranziges Fett als Haſenöl wieder nach Hauſe trägt . . . Ein ander Blatt aus ſeinem Kindesleben voll Mühe und Seligkeit: der Zwölfjährige geht für den Vater am Chriſtheiligabend Schulden einkaſſieren beim Holzhändler für den Lärchbaum, und kauft für den Gulden, den er dem Spreitzegger auf Abzahlung abbindet, für die Mutter die Materialien zum Feſtmahl ein. Vorher darf er noch bei der Morgenmette in dem betreffenden Dorfe „die Orgel melken“, d. h. den Blasbalg ziehen. Er iſt auf dem Heimweg; „überall in den Häuſern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte ſie vielmehr, daß ſie nicht ich waren, der mit ſo großem Segen beladen gen Alpl zog. Das wird morgen ein Chriſttag werden! Denn die Mutter kann's, wenn ſie die Sachen

hat. Ein Schwein ist ja auch geschlachtet worden daheim, das gibt Fleischbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würste, Nieren-Lümperln, Knödelfleisch mit Kren, dann erst die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinberln und Safran! Die Herrenleut da in Langenwang haben so was alle Tag, das ist nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das ist was! Und doch dachte ich auf diesem belasteten Freudenmarsch weniger noch ans Essen, als an das liebe Christkind und sein hochheiliges Fest." Selbst der grüne Kilian mit seinen gierigen Absichten darf unsern tapfern Botengänger nicht irren auf dem Weg zur Christfreude! — In ein wohlhabendes Haus schaut der Almpeter zum erstenmal, als ihn sein Schulfreund und weitläufiger Verwandter, der Zutrum Simmerl, mit zu seinen Eltern nimmt: Milchsuppe mit Weißbrot und den Salat in Essig — statt der häuslichen Buttermilch, die naß und säuerlich, aber wohlfeiler war, und zum Essen eine Gabel! Gekochte Kirschen „in der eigenen Suppe" — und das Wunderlichste: am Morgen richtigen Kaffee! Es war für seine Phantasie gut, daß er die traurige Lebensgeschichte des halbnärrischen Hauspfleglings, des unglückseligen Kickel, der aus Liebe seinen einzigen Sohn erschossen, erst viel später erfahren hat. Doch das Taschenmesser, das ihm der Vetter Jakob zum Namenstag versprochen hatte und auf das sich seine glühende Erwartung richtete, hätte man ihm nicht vorenthalten sollen! Der Vetter hat sein Versprechen so wenig eingelöst wie die hohe Geistlichkeit von Krieglach, nachdem die Alpler Kinder in der Schulprüfung so glänzend bestanden hatten. Ein Ehrendenkmal setzt Rosegger dem braven Michael Patterer, der beim Holzbauern die kleine fliegende Schule hielt und seinen Schülern so treulich sein Bestes gab. Sein Nachfolger war der Schulmeister Eustach Weberhofer in St. Kathrein, ein wohlgenährter Präzeptor, der die Jugend zu bändigen wußte mit dem braungelben Rohr oder mit der Ziehharmonika und der Geige, je nachdem. Unser junger Freund hat ihm keine Not gemacht, wenn er auch mit den Zahlen allewege auf Kriegsfuß lebte. Auch seine sich ab und zu bemerklich machende Neigung zur Freigeisterei nahm ihm jener nicht übel, soweit er überhaupt davon erfuhr. Rosegger verfaßte mit zwölf Jahren eine Lebensbeschreibung des heiligen Joachim und zwar frei aus dem Kopf — weil es keine beglaubigte gab; eine köstliche Parodie auf die Legendenbildung! Er verfertigte in Text und Bild seine selbsteigenen „Kalender für Zeit und Ewigkeit" in der Manier des fromm-groben

Alban Stolz. Der milde Prieſter aber, dem die fanatiſche Magd die Ketzerſchriften zur Prüfung hinterbringt, gibt ſich damit zufrieden, daß ſein Lieblingsſchüler noch vor dem Kreuz den Hut zieht. Dieſe erſten, nur handſchriftlich hergeſtellten Geiſtesprodukte pflegte Peter nach Fertigſtellung in der großen Stube des Gemeindevorſtands von Kathrein, des Kaufmanns Haſelgraber zu hinterlegen, mit deſſen zahlreichen Buben und Mädeln er befreundet war. Dort auf Tiſch und Fenſterbrettern laſen alle Kunden und Gemeindeglieder, ſoweit ſie leſen konnten, was der Fabelhans bei trübrotem Kienſpanſchein des Abends nach der Tagespflicht zuſammengedichtet. Eines der hübſcheſten Blätter dieſer handſchriftlichen Schätze iſt Peters zoologiſche Studie über den Menſchen, in der es klar und deutlich heißt: „Der Menſch gehört zur Gattung der Säugetiere, erlangt ausgewachſen die Höhe von ſechs Schuh und ein Alter von achtzig Jahren. Er kommt in allen Ländern vor und ernährt ſich von Fleiſch, wie auch von Pflanzen. Sein Fell iſt glatt, der Scheitel behaart, beim Männchen auch die Schnauze. Von Natur ſanft, kann er gereizt zum blutdürſtigſten Raubtiere werden, in welchem Zuſtande er in Maſſen ſich gegenſeitig tötet. Leidenſchaftlich ergeben iſt er dem Safte der Trauben, und hat er geſoffen, ſo iſt er ein Schweinehund.“ Man erkennt aus den letzten Worten bereits den ſcharfen Gegenſatz Roſeggers gegen das Hauptlaſter der Deutſchen, dem er ſpäter bekanntlich noch oft munteren Ausdruck geliehen hat.

Der Kranz weiterer Erzählungen, die den Band füllen, iſt mit einem Wort zu erledigen. Es ſind Perlen erzählender Kunſt darunter: die Geſchichte vom Gupferl, die ihre Lebensaufgabe darin findet, den Mitmenſchen ſich aufzuopfern, wie zum Beiſpiel ihrem nichtsnutzigen Löffelgreg; die ſinnige Geſchichte vom Geigengiedel, den die heiße Liebe zur Muſik durch alle Gefahr hin zum Glück führt; die herzbewegliche von Schwarzpeterl, dem Ziehkind des Schuſterzanggl, der mit ſeiner Moosebner-Luiſerl Evangeliſingen geht. Ein Dorfſonderling iſt der vom vielen Eiereſſen ſchwammig gewordene Simſampel, der im einſamen Alter ſeine Kinder ſuchen geht, und den der ſchlaue Schulmeiſter vom Raidelbachtal kurzweg zum rechten Vater ſeiner ganzen Dorfjugend ernennt, da er ihnen das Schulhaus als Bußleiſtung ſtiftet; andere Käuze ſind der Lackenlippel, der beim Lichtbratelfeſt ſeine verloren gegangene Traudel ſucht, und der Michel-Machel, der für eine Stunde Toterſpielen zwei paar Ochſen heimführt. Wir freuen uns mit dem Schmied-Stachel, daß er ſeine Nelda mit An-

ſtand los wird, mit der braven böſen Kaderl, daß ſie den Lughütter von ſeiner Amerikafahrerei kuriert, und lachen von Herzen mit der Richterbaumhoferin, daß ſie, gemalt oder ungemalt, ihr friſches Liderl aus dem Kloſtergrab zurück hat. Der Toni und das Tonele, die zu ihrem Schaden gegenſeitig zu genau die Fühler herausſtrecken nach ihrer Vorgeſchichte, werden ſich als ſchwache Menſchen tragen lernen, und das trutzige Jung-Hanele vom Wiesmeierhof läßt ſich ſchließlich doch von ihrem Holzveitl ſchwach machen, nachdem ſie ihn ſich aus der Schneelawine herausgeſchaufelt hat. Der Spiritiſt Hacherl verliert über dem unzeitlichen Hoſenflicken ſeine ehrbare Rulla, und der trinkfeſte Grabenheſch findet ſich über dem toten Kindlein mit ſeiner treuen Kathel zu neuem, glücklichen Leben zuſammen. Ein nettes Skizzenblatt iſt die Szene mit dem Hauslämmchen Leanda, ein derber Dorfwitz das fünffache Schwein, das zuletzt gar dem pfiffigen Advokaten von dem geiſtesſchwachen Bäuerlein „abgepfiffen“ wird, und eine belehrende Plauderei die Naturgeſchichte des Lodenrockes.

*

Wir kehren nach dieſem Abſtecher in die Waldheimat zurück, in die uns der zweite Band der geſammelten Jugendſkizzen verſetzt. Familienrat wird gehalten über Peters Zukunft; der etwas ſchwächliche Junge ſoll Pfarrer oder Schneider werden, da er für einen Bauern zu wenig kräftig gebaut ſei. Beweis: „Wenn ſo ein ſiebzehn Jahre alter Stock einmal auf einem alten Melkſechter — umgelegten Melkzuber — kann reiten, ohne daß die Daufeln einbrechen, nachher weiß man's.“ Die Mutter wandert mit ihrem Sorgenkind zum alten Dechant nach Birkenfeld, der ihr klar macht, daß die Kirche bereits genug ſchwache Prieſter habe und daß, von anderem abgeſehen, zum Predigen und Beichthören eine gute Stimme und ein — guter Magen notwendige Requiſiten ſeien. Alſo Prieſter nicht. Dann Schneider! Der Schneidermeiſter von Hauenſtein verteidigt ſeinen Stand noch viel energiſcher gegen die Zumutung, als Surrogat für den Bauernſtand zu dienen, als es der Geiſtliche mit dem Prieſterberufe getan hatte. Er reckt ſich zu folgender wahrhaft klaſſiſchen Anſprache: „Jeder Miſt will heutzutage Schneider ſein. Ich will der Waldbäuerin nur ſagen, daß der richtige Schneider ein kerngeſunder Menſch ſein muß. Einmal das viele Sitzen, nachher zur Feierabendzeit, wenn ſich andere Leute ausruhen können, das weite Gehen über Berg und Tal, wie es in unſerer Gegend ſchon ſein muß, und den ganzen Zeug mitſchleppen, wie der Soldat ſeine Rüſtung. Hernach die

unterſchiedliche Koſt: beim einen Bauer mager, beim anderen feiſt; in einem Haus lauter Mehlſpeiſen, im anderen wieder alles von Fleiſch; heut nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder alles Suppen und Brei. Ein Magen, der es aushält, muß in b'ſonderer Gnade Gottes ſtehen. Und red' ich erſt von den unterſchiedlichen Leuten, mit denen man ſich abgeben muß: Da eine biſſige, brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil iſt; dort ein geiziger Bauer, der mit ſeinen närriſchen Späßen den Handwerker erheitern und ſatt machen will. Wieder wo anders ein Betbruder, der einem mit dem Hausgeſinde die längſten Abende Pſalter über Pſalter vorleiert. Darauf ein alter Polterer, ein jähzorniger Knopf oder ſonſt ein unſauberer Patron. Und die ungezogenen Bauernknechte und die ungekämmten Weibsleute — in jedem Haus eine andere Schwachheit. Und all die Leut ſoll der Schneider mit einem Maße meſſen. Es iſt viel verlangt. Ja, meine liebe Waldbäuerin, und was die Hauptſach' iſt: Kopf muß einer haben! Was der Schöpfer an einem krummen, buckeligen, einſeitigen Menſchenkinde verdorben hat, das ſoll der Schneider wieder gut machen. Die Leute verlangen von ihren Kleidern nicht allein, daß ſie den Adam zudecken, ſondern auch, daß ſie eine ſaubere Geſtalt herſtellen. Und der Schneider muß nicht allein den Körper ſeines Kunden, er muß auch ſeinen Charakter kennen lernen, muß ſozuſagen das ganze Weſen erfaſſen, um ihm ein Kleid zu geben, welches paßt! Und wie er den Menſchen kennen muß, den er nach außen hin vollendet, ſo muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt ſich, manches kriecht zuſammen, dieſes hält Farbe, das andere ſchießt ab. Wer das im vornhinein nicht weiß, der macht ein Unding zuſammen. Kurz der Kleidermacher muß Menſchen- und Weltkenner ſein. Ja meine gute Waldbäuerin, ein Kleberer (Schwächlicher) tut's ſicherlich nicht."

In dieſer Schutzrede auf das Schneiderhandwerk, wie es auf dem Lande blüht, iſt der Charakter der vier nächſten Lebensjahre unſeres Helden aufs klarſte gekennzeichnet. Denn Peter trat in die Lehre zu Meiſter Natz, einem ältlichen Junggeſellen, und wie ſeine Rede gezeigt hat, einem ſeltenen Original. Am 5. Juli 1860 war die unfeierliche Inſtallierung des jungen Mannes in die Gilde derer vom Bügeleiſen und von der Nadel. Der goldene alte Alpelhofer, in deſſen Haus dieſer erſte Handwerkstag Roſeggers zugebracht wurde, hat ihm mit dem Gläschen Branntwein im kühlen Keller

und mit dem Marien-Thereſientaler — als Patengeſchenk fürs Handwerk — das Herz geſtärkt und ihm nicht vergeblich die Loſung mitgegeben: Nur alleweil wohlgemut! Dieſen gelaſſenen Mut konnte der Lehrling bald brauchen, als er, ein neuer Robinſon, einmal irrtümlich zwei Tage lang in dem Wohnhäuschen ſeines Meiſters eingeſperrt verleben mußte, allwo er die Qualen des Tantalus ſtudieren konnte. Er ſtellt uns mit Luſt und Laune ſeine Geſellen vor: den phantaſievollen langen Chriſtian; einen unverbeſſerlichen Fechtbruder; den trinkfeſten Wenzeslaus; den vergnügten Appenzeller, der ſich unter die Mädel des Sonntags zum Tanz verſteigern läßt, bis er die Rechte findet. Man erſieht aus den Memoiren des Schneiderlehrlings, daß es ihm damals nicht ſonderlich ſchlecht auf der Welt erging, zumal ihn ſein alter Meiſter mit gütigem Wohlwollen behandelte und — ihm heimlich ſeine Lebensweisheit einträufelte. Nur ein Kummer blieb: er konnte das Zuſchneiden der Sachen nicht lernen, und zwar aus einem abſonderlichen Grunde; ſein Meiſter hat ihm das in einem andern ſeiner klaſſiſchen Vorträge ohne Umſchweife erlärt: „Machſt dir doch ſo gern mit Papier zu ſchaffen, warum haſt du mir die Muſter nicht nachgeſchnitten?“ Auf dieſe Frage antwortete ich, daß ich keine Erlaubnis dazu gehabt hätte. Jetzt tat mein Meiſter einen ſchrillen Lacher. Nichts als einen Lacher, dann war er lange ſtill. Er nadelte ſcharf, daß ſchier der Faden pfiff. Mir wurde ganz unheimlich. Nach einer langen Weile hielt er mit großer Gelaſſenheit folgende Rede: „Ich habe meiner Tag' allerlei Lehrjungen gehabt, geſcheite und dumme, brave und andere — aber ſo — ſo ehrlich wie du iſt keiner geweſen. Der Riegelberger Jenz iſt zur nachtſchlafenden Stund' aufgeſtanden und hat mir die Kleidermuſter heimlich nachgeſchnitten. Der kleine Simmerl hat ſie mir kurzweg geſtohlen; und am geſcheiteſten hat's noch der Tonel getrieben, der iſt mit meinen Muſtern abgefahren und hat mir falſche dafür zurückgelaſſen, mit Fleiß verſchnittene Muſter, daß ich alles Gewand hätte verſchneiden ſollen und er meine Kundſchaft bekommen hätte. So ein Spitzbub da! Aber was wirſt machen? Jeder ſchaut, wie er obenauf kommt und gefreuen muß es mich doch, wenn einer, der bei mir gelernt hat, ein tüchtiger Meiſter wird. 's iſt eine recht ſchöne Sach' um die Redlichkeit, Peter, aber gar viel Ehre werde ich mit dir nicht aufheben, das ſehe ich ſchon. Jetzt wartet er Woch' um Woch' auf das Freimachen und hat ſeinem Lehrmeiſter noch kein Muſter geſtohlen.“ Sagte es, war zornrot im

Geſicht und nadelte. Heilig habe ich mir zur ſelbigen Stunde vorgenommen, das Verſäumte demnächſt nachzuholen, aber der Meiſter gab nun die Muſter nicht mehr aus der Hand und bewahrte ſie mit Sorgfalt in ſeiner braunen Ledertaſche.“ Es hätte ihm der Inhalt wohl auch kaum viel genützt, denn Peter las aus den von alten Zeitungsblättern geſchnittenen Muſtern mehr die altbackenen Inhaltneuigkeiten heraus, als daß er den Menſchen von Schneiders Gnaden daraus ſtudiert hätte. War die Arbeit getan und gebührend honoriert — pro Tag und Mann 40 Kreuzer —, ſo nahmen ſie den „Sterlaib“ und gingen weiter; war ihnen jedoch das Glück hold, ſo lud man ſie zum jährlichen Feſteſſen, wie der freigebige Ziſelhofer tat, und traktierte ſie mit den Herrlichkeiten eines ſteiriſchen Bauernhauſes: Rindsſuppe und Speckgrubenkraut, Weizenknödel mit geräuchertem Schweinefleiſch, Rindfleiſch mit Kren, Schweinsfüße in Sulze, Kuchenkrapfen, Zwetſchgenſuppe, Braten und rote Rüben, Griesſchmalzkoch, Branntweinnudeln und ſchließlich Milchkaffee mit Semmeln . . .

Die drei langen Lehrjahre gingen herum, Peter wurde, wieder ohne Feierlichkeit, Geſell — Meiſter Natz bezahlte im Wirtshaus für ihn Wein und Braten, das war alles; noch heute aber wartet Roſegger vom angeblichen Schneiderinnungsamt zu Birkenfeld auf ſeinen Freibrief. Er hält auch als Geſell treu zu ſeinem alten Meiſter und erlebt allerhand Vergnügliches. Ein amüſantes Kapitel iſt ihre Ster beim wunderlichen Fiſchrüppel und ſeinem Weibe im Fiſchgraben, zu denen ſie der ungariſche Schneiderkonkurrent ungebeten ſchickt, um den Leuten lederne Kleider zu nähen; ſympathiſch wirkt der Sylveſterbrauch des Silberbaumſetzens, wenn ſich freilich auch nicht immer das rechte Agathel dazu findet; unſagbar komiſch die Abenteuer des Webers Mart und des Schneiders Mirt, die ſich die Zeit ſo geiſtreich zu verkürzen wiſſen. Packend erzählt und pathologiſch anregend iſt Roſeggers Erlebnis bei der beſeſſenen Traudel, die von ihrer exaltierten Mutter einen Jähzorn geerbt hat, der in periodiſchen Stößen mit den Begleiterſcheinungen epileptiſcher Krämpfe ſich entladet, von ihr jedesmal vorausgeahnt und für ſich und die Umgebung durch eigene Vorſichtsmaßregeln unſchädlich gemacht wird. Sein erſtes Honorar, einen einzelnen Kreuzer, den ein mitleidiger Wiener nach einer Aufführung gab, bei der Peter den Dichter gemacht, hat ſich der Poet zu heilſamer Erinnerung gemerkt.

Bei der Rekrutenſtellung, deren diſſolutes Drum und Dran

er ehrlich erzählt, nehmen sie ihn zu seiner heimlichen Freude nicht zum Militärdienst; auch bei der Dorfvorstellung, zu der sich Peter verleiten ließ, erlebte er (als Unteroffizier in Holteis Perlenschnur — !) einen radikalen Durchfall: durch die morsche Diele der „Bühne" in den Stall hinunter, ein ausgewachsenes Schaf, wie er bemerkt, unter die Lämmer!

Auf seinen Sonntagswanderungen, sich erholend von der Arbeit der Woche, sieht er Lustiges und Trauriges; er gerät hinauf zur Sennerin, deren Kind gestorben ist, und hinein in die Wildnis ins verwunschene Haus. In dem Abschnitt: was sich aus dem Ei entwickelt hat, verrät uns Rosegger, wie er sich aus den Kreuzern, die er von Botengängen als „Eitrappel" zusammengespart und ins hölzerne Sparei eingekapselt, am Thomastage auf dem Markt den ersten Volkskalender erwirkt, der dann in späteren mageren Jahren das Modell abgegeben hat für seine selbstverfaßten Kalender, die die wißbegierige Nachbarschaft gegen zwei Kreuzer bar einsehen durfte. „An stillen Feierabenden und in langen Nächten schrieb ich Kalender und Bücher, die ich mir zum großen Teile während der Arbeit zurecht gelegt hatte, so daß mein Meister weit öfter als einmal fragte, wo ich denn meine Gedanken hätte? Da ich sie verleugnete, so war anzunehmen, daß gar keine vorhanden. Ich schrieb ein Predigtbuch unter dem Titel: ‚Weg in die Ewigkeit'. In Stunden weltlicher Stimmung schrieb ich an einer periodischen Schrift: ‚Freue Dich des Lebens'. Dazwischen arbeitete ich an Dramen und Lustspielen. Später verfaßte ich eine Monatsschrift, benannt: ‚Fröhliche Stunden, erscheint alle Vollmondnächte'. Ferner gab ich eine Zeitschrift, betitelt: ‚Meine Gedanken', heraus und auch ein Prachtwerk, von eigener Hand ganz besonders glänzend illustriert, zwei Jahrgänge: ‚Museum'."

Kein Wunder, daß Peters Firmpate, der Schmiedhofer in Alpl, sich von diesem Eigengedichteten Roseggers einen Buckelkorb mit fünfzehn Pfund vollpacken konnte, um diese Poesie auf Peters Wunsch „nach Graz in die Zeitung" zu schleppen . . Wie — kein Wunder? Das größte Ereignis in seinem Leben hatte sich begeben! Der Volksdichter in ihm war entdeckt worden! Am 22. März 1864 schrieb Professor Dr. Adalbert Svoboda als Redakteur der Grazer Tagespost folgenden Brief an Peter Rosegger, der angereizt von Touristen, einige Dialektgedichte an die Redaktion zum Druck gesandt hatte:

„Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte geleſen und finde, daß Sie eine vorteilhafte Begabung beſitzen, die eine ſorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publikum aufmerkſam machen. Früher müſſen Sie mir jedoch genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfſchule erhält man ſie nicht, — welche Gedichte Sie geleſen haben, denn Erinnerungen an Geleſenes finden ſich in Ihren Verſen vor. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen ein, und geben Sie mir genau Ihre Adreſſe und jetzige Beſchäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gerne etwas für Sie tun, für Sie ſ. Z. Bücher ſammeln, ich ſelbſt will Ihnen einige ſchenken; was von Ihnen abgedruckt wird, ſoll honoriert, d. i. bezahlt werden. Vielleicht wird ſich jemand finden, der Ihnen eine beſſere Lebensſtellung anweiſt. — Schreiben Sie mir bald und ſeien Sie ganz offen gegen Ihren

Ihnen aufrichtig ergebenen

Prof. Dr. A. Svoboda

Redakteur der Tagespoſt."

In dieſer Zeit hat der Schneidergeſell eine andre wertvolle Bekanntſchaft gemacht. Er wird gebeten, am nächſten Sonntag nach Kindberg ins Schloß zu kommen. Ich laſſe ihn erzählen.

„Ins Schloß? Ja warum denn?" fragte ich erſchrocken, denn ſoviel ich von anderen wußte, war es nie ein gutes Zeichen, wenn der Bauersmenſch ins Schloß gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Hörigkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloß — hinters Schloß! Doch wußte ich mich nicht ſchuldig, ich war weder ein Raufbold, noch ein Wildſchütze, noch ein Nachtſchwärmer, ich hatte niemandem die Ehre abgeſchnitten, und ſolcher Sünden wegen, deren ich mich ſchuldig wußte, wird niemand eingeſperrt.

„Kennſt du jemand im Schloß zu Kindberg?" fragte mich mein Meiſter.

„Keinen Menſchen und keinen Ziegelſtein, ich bin noch niemals dort geweſen."

„Nachher möchte ich an deiner Stelle dem Schloßherrn was pfeifen", meinte der Meiſter.

„Das könnt' gefährlich ſein," war mein Bedenken, „muß verklagt worden ſein, oder ſo etwas. Ich fürchte nur eins."

„Was fürchteſt du?" fragte der Meiſter.

„Daß ich dichten tu', wird aufgekommen sein, und ich werde dafür Steuer zahlen müssen."

„Habe ich nicht immer gesagt, deine dummen Reime bringen dich noch ins Unglück!" rief der Meister.

„In Gottes Namen!" seufzte ich. „Werden es ja sehen, was mir geschieht."

Ganz fühlte ich mich also nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneidercourage an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Kindberg. Ein großes Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und mit einem Klimperkasten. Ein stattlicher Mann mit grauem, grünausgeschlagenem Steireranzug. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen, schon schimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten, einäugigen Gesichte ein buschiger grauer Schnurrbart. Das war der Verwalter des Schlosses Oberkindberg, der steirische Liederkomponist Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn sogleich nach dem Bilde, das beim Wirte zu Krieglach hing, wo oftmals Schmölzers Lieder gesungen wurden. Ich wunderte mich darüber, daß berühmte Männer, die schon in Stahlstichen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menschen auf den Füßen stehen können. Schmölzer trat auf mich zu, und als er erfahren, daß es der schöngeistige Schneider aus dem Gebirge sei, der vor ihm stand, schüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Recht schön, daß Sie gekommen sind. Nicht wahr, solche Bilder gibt es bei Ihnen in Alpl nicht?" Das sagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglotzten und die Gemälde und ihre schweren Goldrahmen anstarrten.

„Ist es wahr, daß Sie Gedichte machen?" fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns gesetzt hatten.

„Ja — manchmal", antwortete ich verschämt.

„Da wissen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, so Gesangeln, wie sie die Burschen den Dirndln vorsingen, oder die Dirndln den Burschen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen und zu verschiedenen Festen. Wissen Sie solche?"

„Das schon!" war meine Antwort.

„Auch Schelmenstücke, vierzeilige, die recht hübsche Weisen haben?"

„O ja", sagte ich.

„Ei bitte," sprach der Herr Verwalter, „singen Sie mir etliche vor!"

Ich blickte ihm lange ins Gesicht. Doch seltsam, daß ein Verwalter bittweise kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Unrechten sein. Der Schneider Louis zu Fischbach kann schön singen. Ich kann halt nicht."

So möchte ich ihm die Liedlein wenigstens vorsagen, wenn ich so gut wäre!

„So gut bin ich gerne", war mein Bescheid.

„Na freilich", lachte er, und hierauf hub ich an zu sagen und er zu schreiben. Aber es ging armselig mit dem Diktieren; man weiß es ja, bei solchen Liedern fällt einem der Text nur ein, wenn man ihn singt. Ich mußte, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen, und das konnte ich ohne Stimmittel nicht.

Er brachte es richtig mit Hilfe von etlichen Gläsern Bier, die er mir auftischen ließ, so weit, daß ich anhub, allerhand Volksweisen zu pfeifen, ohne daß dabei der Schnabel auseinanderging. Er ließ die Sachen sich wiederholen und schrieb die Volksweisen in Noten auf Papier. Endlich hub ich, mutig geworden, gar an zu singen, ich sang Lied um Lied, wie sie von meiner Mutter, von meinem Lehrmeister, von Liebesleuten und frommen Christen gehört worden waren, und Schmölzer schrieb mit flinker Hand die Zeichen auf. Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfiffen und ausgesungen hatte, setzte er sich zum Klimperkasten und sagte: „Nun wollen wir einmal sehen." Zu sehen gab's nun zwar nichts, um so mehr aber zu hören. Entzückt über die Maßen war ich, als meine einfältigen Bauernweisen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen. Schmölzer selbst schien hochbefriedigt zu sein. Als er die Lieder wiederholt und in verschiedenen Arten gespielt hatte, stand er auf und sagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zusammen etwas gemacht. Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich Sie heute gefangen, und wenn die Herzen sonst nicht klingen wollen, so stoße ich mit einem Wein- oder Bierglase an dieselben und sie klingen sicherlich. Also pflege ich die Volksweisen zu sammeln, aufzumerken, und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden diese Lieder bald von Ihrem Krieglacher Gesangvereine hören. Horchen Sie nur recht wacker umher bei den Bauern, und wenn Sie wieder einen Buckelkorb voll neuer, oder vielmehr alter Volksweisen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben."

Bald darauf verabschiedete ich mich von ihm und unterwegs mag ich wohl viel den Kopf geschüttelt haben über meine merkwürdige Sendung. Nach Hause gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Kindberger Schlosse? Ich machte mich wichtig und sprach: „Ja, Leute, das ist noch nicht dagewesen. Dem Herrn Verwalter habe ich was gepfiffen!“

Diese Szene aus der Werdezeit Rosseggers ist ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des steirischen Volksliedes, in die sich Schmölzer mit Ehren eingetragen hat. Man kann die Doppelwirkung zwischen Volk und Kunst hier wie an einem Paradigma studieren: der Naturbursch sagt, besser pfeift dem Komponisten die vierzeiligen Texte mitsamt den Melodien vor, wie sie die Knechte und Mägde einander zur Kurzweil zuwerfen, der Musiker setzt sie auf Noten und läßt sie dem erstaunten großen Jungen in kunstvoll tönenden Weisen neu ans Ohr und durchs Ohr ins Herz dringen — sein Lied und doch etwas Umgewandeltes, zur Stufe der Kunst erhöhte elementare Natürlichkeit.

*

Lange hörte Rosegger nichts aus Graz. Dr. Svoboda machte dann in einem Feuilleton der Grazer „Tagespost“ (13. Dezember 1864) auf die in Rosegger vorhandene ursprüngliche Begabung aufmerksam, die sich in seinen zahlreichen literarischen Versuchen bei aller Unbeholfenheit der Form deutlich kundgebe, und bat um Unterstützung seines Schützlings in Geld und Büchern. Rosegger hat mehr als einmal von der freudigen Erregung erzählt, die ihn erfaßte, als er zu Weihnachten auf dem Krieglacher Postamt „eine schwere Handvoll Briefe, Scheine und Paketchen“ von unbekannten Wohltätern, ausgehändigt bekam. Den Antrag des Buchhändlers Giontini in Laibach, in sein Geschäft einzutreten, nahm Peter an; schweren Herzens verabschiedete er sich von seinem alten, treuen Lehrmeister, der ihm zum Andenken zwei kleine Silbermünzen in die Hand drückte: „Da, das nimmst mit. Geht's dir wieder Will, das gibst nit aus, das bewahrst zum Andenken an die Zeit, wo du dir, frisch und gesund, des langen Tags fünfzehn Kreuzer hast verdient. Vergiß dein Handwerk nit. Behüt dich Gott!“ Am 14. Februar 1865 verläßt der junge Mann das Elternhaus; den besorgten Vater beruhigt die Mutter mit dem naiven Hinweis: der Herr Christus sei doch auch in der Welt herumgekommen und nicht verdorben worden . . . In Graz Vorstellung bei Svoboda — „Besitzen Sie keine Hand-

ſchuhe?" war eines der erſten Worte, die Svoboda zu mir ſprach, als er beim Händedruck meine krebsroten, eiskalten Finger fühlte. Nach ſeinem Überrocke eilte er, brachte ein Paar braune Tuchhandſchuhe herbei und ſchob ſie mir probierweiſe an die Hände. Und das war der erſte Schritt zur Kultur — heute noch überflüſſiger Aufwand, morgen Bedürfnis . . . Du mein lieber Gott, was dieſe erſten Handſchuhe alles mit ſich zogen!"

Ein rührend liebes Bild aus dem Weſten Berlins war in den letzten Jahren die tägliche Spazierfahrt des vielgenannten Wetterpropheten Rudolf Falb. Die ehrwürdige Geſtalt eines alten Mannes mit langem weißem Bart, in einem Rollſtuhl ſitzend, rechts und links von zwei blühenden Enkelkindern begleitet; in den Augen eine Miſchung von Kindesvertrauen und prüfender Forſcherkraft. Die meiſten Paſſanten ſahen dem idylliſchen Bilde einen Augenblick nach, ohne zu wiſſen, daß der Alte, der da in die Luft und Sonne gefahren wurde, der bei Freund und Feind wohlbekannte Wettermacher Falb ſei. Erſt als der gelähmte Mann 1902 in Schöneberg bei Berlin ſtarb, erfuhren weitere Kreiſe Näheres über ſein Leben. Dieſer Rudolf Falb iſt einer der erſten Förderer des jugendlichen Roſegger geweſen als ſein Lehrer der Aſtronomie an der Handelsakademie in Graz, zugleich — damals noch römiſcher Prieſter — ſein Religionslehrer und Beichtvater.

In den „Guten Kameraden" erzählt uns Roſegger ſein Bekanntwerden mit Profeſſor Falb. „Wenige Tage war ich in Laibach geweſen, von wo ich entmutigt und verzagt nach Steiermark zurückgekehrt bin. Ich wollte geradewegs heim in die Bergwälder; jene Männer in Graz, die ſich einmal um mich angenommen hatten, hielten mich in der Hauptſtadt feſt, obwohl ſie eigentlich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußten. Ein Bengel mit Bauernmanieren, ohne Schulbildung, aber mit einem Anflug von Schwärmerei, einerſeits mit dem Drange, etwas zu lernen und zu werden, andererſeits von Heimſucht erfüllt, und einem bäuerlichen Fatalismus ergeben: geht's wie's geht! — was läßt ſich mit ſo einem Geſellen machen? Mein Gönner, Dr. Svoboda, hatte wiederholt Verſuche gemacht, um mich in einer Lehranſtalt oder auch nur bei einem Gewerbsmann in der Stadt unterzubringen. Es war vergebens, man kümmerte ſich nicht um den „Naturdichter", als der ich durch Dr. Svoboda öffentlich eingeführt und in die Stadt gebracht worden war. Nebſt Svoboda war es noch der Großinduſtrielle Peter

Reininghaus, welcher mit Entschiedenheit mich stützte. Allein, teils mochte es meine Blödigkeit gewesen sein, und das Ungewohnte, von fremden Wohltaten zu zehren, teils der Hang, in der Stadt frei und ungeleitet für mich hinzuleben, ich hielt mich die erste Zeit nicht allzusehr an die beiden Freunde, sondern bummelte, ganz mir selbst überlassen, in dem mir neuartigen und anlockenden Leben der Stadt dahin. Ein zweiundzwanzigjähriger, gesunder, naiver Bursche mit leidlich empfänglichen Sinnen, voll Vertrauensseligkeit und ohne jegliche Welterfahrung, so lebte ich und vagierte von einem Tag zum anderen, von einer Stadtergötzung zur anderen, soweit es meine Mittel erlaubten.

Wo ich die ersten vier oder fünf Tage, die ich in Graz zugebracht, gewohnt und geschlafen, das weiß ich heute nicht mehr sicher anzugeben, ich vermute, bei einem jungen Schriftsetzer namens Robert Wagner, der mir von allem Anfange seine treuherzige Freundschaft entgegengebracht hatte. Fast wahrscheinlich ist es mir, daß ich gar nirgends wohnte, meine paar Sachen aber in Wagners Stübchen, welches er in Aftermiete besaß, liegen gelassen hatte und nur gelegentlich in demselben ein wenig schlief. Ich weiß nur, daß ich einmal die ganze Nacht mit Wagner, der zu allem Abenteuerlichen aufgelegt war, auf dem Schloßberge herumstrich und über Gott und Unsterblichkeit der Seele stritt. Der junge Schriftsetzer war nämlich ein hartgesottener Freigeist und das bekümmerte mich so tief, daß ich ihn bekehren wollte. Bei jenen Gesprächen, vom Gegner scharf angespornt und in die Enge getrieben, entdeckte ich zu meinem innerlichen Staunen, daß ich eigentlich selber ketzerische Anwandlungen hatte und an — die Seelenwanderung glaubte. Ob diese Stimmung nicht in der Wandlung, die zu jener Zeit mit mir vorging, ihren Grund hatte?

Auf das Drängen Svobodas und Reininghaus' nahm ich endlich ein Zimmerchen auf; *) zudem bekam ich einen Instruktor, der mich

*) Im „Weltleben" heißt es hierüber: „Gute Stadtmenschen schossen für das bäuerliche Figürlein Geld zusammen. Ein rechtes Herrenzimmer, die Wände mit Blümlein bemalt, der glatte Fußboden mit Wachs gewichst, die Tür mit zwei weißen Flügeln und so groß, daß man schier ein ganzes Waldbauernhäusel durch dieselbe hätte hineinschieben können. Drinnen glänzende Nußbaumkästen, aber der dumme Bub' hatte nichts hineinzutun, denn sein Kleiderschragen war er selber, und die Rocktaschen waren seine Vorratskammern." Dieses Zimmer hatte er von einem alten Finanzrat gemietet, und der gute Rat war nicht teuer, wie Rosegger scherzt. Die Beinkleider und Stiefel des alten Herrn half er ohne viel Traurigkeit mit auftragen. „Die Brust war schmal, das Gesichtel blaß, das Haar mit Wasser geglättet nach rückwärts gekämmt — und das richtige Bettelstudentlein war fertig."

täglich eine Stunde im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Die übrige Zeit war ich frei, und damit mir das Warten auf eine geordnete Schule nicht zu langweilig wurde, unterhielt ich mich so gut es ging. Ich strich in der Stadt und Umgebung herum, ich ging in die Kirche zu Gottesdiensten, ich begleitete pomphafte Leichenzüge auf den Friedhof; in den Beiseln, wo Bänkelsänger waren, genoß ich mein Mittags- und Abendbrot und machte Bekanntschaften, die freilich eine Woche selten überdauerten. Der Theaterdirektor Czernitz, der von dem ‚Naturdichter' gehört, wollte das Seinige tun, indem er mir freien Eintritt ins Thaliatheater (heutiges Theater am Stadtpark) bewilligte. Nun ging ich jeden Tag ins Theater; damals kamen eben die Offenbachschen Operetten auf, an denen ich mich höchlichst ergötzte. In denselben fiel mir aber nur das Derbkomische in den Situationen und Gesprächen und die leichten flotten Arien auf. Weitere Reize habe ich nicht wahrgenommen, sondern wunderte mich nur, als mein Freund eines Tages sagte, ich sollte mich von der ‚schönen Helena' nicht verführen lassen.

Eigentlich wohl war mir aber bei diesem Schlaraffenleben nicht; ich fühlte nur zu sehr, daß es so nicht in Ordnung sei. Die Anforderungen meines Instruktors machten mir zum Glück viel zu schaffen. Ich faßte die rein theoretischen Gegenstände schwer auf und mein Gedächtnis war spröde; was ich heute gelernt, war in wenigen Tagen wieder dahin. Wo ich ging und stand, dachte ich an die Lehrgegenstände, und die Schwierigkeiten derselben verleideten mir allmählich jedes Vergnügen. Und es war doch nichts weiter, als der sehr einfache Unterricht über die Grundregeln der Grammatik und Arithmetik. Wenn ich dachte, was ich mir alles aneignen müßte, um überhaupt nur zu den Gebildeten zu gehören, geschweige denn, um etwas zu leisten, war ich oft bis in die Seele verzagt. Eine Unterrichtsanstalt aber erschloß sich mir nicht. In eine Elementarschule wollte man den Bengel nicht stecken und für alle anderen Schulen hatte ich zu wenig Vorbildung. Ich vermute, daß meinem Dr. Svoboda manchmal meinetwegen angst und bang geworden sein mag. Was er tun konnte, das tat er getreulich, er schrieb mir Lebensregeln vor, war mir Ratgeber in dem, was ich lesen sollte, ermahnte mich zur Strenge gegen mich selbst, zur Gewissenhaftigkeit, zum Fleiß, und weil er wohl sah, wie sehr ich Mut bedürfe, so wies er immer wieder auf ‚die schöne Zukunft hin', der ich entgegengehe. Fast täglich brachte ich ihm Proben von meinen Gedichten; er war mit

den wenigſten zufrieden, blieb dabei, daß ich's beſſer könnte und vorwärts müſſe.

Reininghaus hatte mir ſein Haus mittlerweile ganz und gar geöffnet; doch war es von meiner Wohnung ſo entfernt, daß ich von ſolcher Güte nicht in vollem Maße Gebrauch machen konnte. Wöchentlich zweimal ſpeiſte ich bei ihm zu Mittag, durfte dem Zeichenunterrichte ſeiner Kinder beiwohnen und ſelbſt mitzeichnen. Manchmal, wenn er mir Geld gab, glaubte ich ihm es geſtehen zu müſſen, daß ich fürchte, meine Fortſchritte im Lernen möchten ihm nicht entſprechen, es ginge halt gar ſo ſchwer. Da pflegte er mir ſeine Hand auf die Achſel zu legen und zu ſagen: ‚Ich gebe auf Fleiß und guten Willen mehr, als auf Talent. Bleiben Sie um Gottes willen nur brav! Alles Weitere wird ſich finden.'

Als ich fünf oder ſechs Wochen ſo dahingelebt hatte, teilte mir eines Tages Dr. Svoboda mit, daß mich der Religionsprofeſſor der Grazer Handelsakademie kennen zu lernen wünſche. Derſelbe wolle verſuchen, mich als Gaſt in die Handelsakademie zu bringen, wo mir Gelegenheit geboten ſei, ordnungsgemäß zu ſtudieren. Der Profeſſor hieße Rudolf Falb, ſei auch ein Oberſteirer, ſei Dorfkaplan geweſen und erſt vor kurzem aus Kainach nach Graz an die Handelsakademie berufen worden, weil er ein ſehr ſtrebſamer und gelehrter Mann wäre.

Ich habe den Herrn Profeſſor noch an demſelben Tage beſucht. Er war ein hübſcher, freundlicher Mann im Prieſtertalare und nur um wenige Jahre älter als ich. Sein Zimmer war faſt ringsum mit Büchern beſtellt bis hinauf zur Decke; mitten im Zimmer ſtand eine große Weltkugel und ein mächtiges Fernrohr, woran er mir bald etwelches erklärte. Als er ſich nach meinen Verhältniſſen erkundigt und mich dann in eine Reſtauration zum Mittageſſen geführt hatte, wobei ich ſein Gaſt war, lud er mich ein, am Abend wieder zu kommen, da wolle er mir durch das Fernrohr den Mond und einige Sterne zeigen."

Falb zog den lernbegierigen jungen Mann an ſich heran; er ließ ſich von ihm ſeine Bibliothek in Ordnung bringen, ſchenkte ihm Bücher, machte mit ihm Ausflüge und brachte ihm unverſehens eine Menge nötigſten allgemeinen Wiſſens bei. „Bei Gratwein war es, wo er eines Tages am Wegrain eine lebendige Natter mit freier Hand fing und mir den Bau ihres Körpers, ſowie ihr ſcharfes Gebiß zeigte und erklärte." So trat an die Stelle der Volkskalender,

Zeitungsromane und Gebetbücher eine geregelte Beschäftigung mit dem Wissen von der Natur und ihren Gesetzen. Mit einer Freikarte besuchte er fleißig das landschaftliche Theater. Im April 1865 wurde Peter Rosegger dann als Hospitant in die zweite Vorbereitungsklasse der Akademie für Handel und Industrie in Graz aufgenommen. Kaufleute und Industrielle der Stadt hatten das tüchtige Institut einige Jahre zuvor begründet. Da bewegte sich denn nun das Dorfkind unter den Jüngelchen von zwölf bis fünfzehn Jahren, deren größtes er um Kopfeslänge überragte, im schwarzen, etwas schlotternden Gewande und schrieb die besten Aufsätze mit haarsträubenden orthographischen Fehlern. Über Falbs Religionsunterricht hat sich der Schüler später dahin geäußert: „Vom obligatorischen Katechismus ausgehend, verweilte er gerne bei der Unendlichkeit und Allmacht Gottes. Er sprach von Gottes Größe im Weltall, von Gottes Wunderkraft im regelmäßigen Lauf der Gestirne, von Gottes Majestät im Sturm des Meeres und im Beben der Erde. Er erläuterte uns hierauf solche Naturerscheinungen und sagte einmal, daß der Mond und die Gestirne am Himmel Anziehungskraft ausübten auf die Erde, was auf den Meeren Flut und Ebbe zur Folge habe. Und er sagte, daß bei einem richtigen Zusammenwirken mehrerer Gestirne am Himmel auch im Innern der Erde, welches ja flüssig sei, Flut und Ebbe entstehen könne, daß dabei Explosionen im Erdinnern stattfinden könnten, welche möglicherweise die Ursache mancher Erdbeben wären. So waren die Schüler der Grazer Handelsakademie vielleicht die ersten, welche die Grundzuge von Falbs Erdbebentheorie vernommen haben.

Ich fand in solchen Abschweifungen keinen Mißbrauch des Religionsunterrichtes, im Gegenteil, ich habe bei keiner Predigt und Christenlehre eine solche Ehrfurcht vor der Größe des Weltschöpfers empfunden, als in den damaligen Religionsstunden der Akademie. Die aufmerksameren Schüler pflegte der Professor damit zu belohnen, daß er sie einlud, an heiteren Abenden zu ihm zu kommen, um durch das Fernrohr den Himmel zu betrachten. Falb hatte damals in dem sogenannten Keplerturm zu Graz, wo einst der große Astronom Johannes Kepler den Studien oblag, sein Fernrohr aufgestellt. Und in diesem Turme kamen wir zusammen, um unter unseres Professors Erklärungen die Wunder des Himmels zu betrachten. Wie froh erregt war er, wenn wir im Mond gewisse Spitzen und Krater, oder beim Saturn den Ring, oder in der Milchstraße besondere Sternhaufen sehen konnten, auf die er uns aufmerksam gemacht."

Nach einem Jahre schon verlor Rosegger diesen ausgezeichneten Lehrer, der sein fürsorgender Freund blieb. Rudolf Falb ist dann, wie bekannt, zum Protestantismus übergetreten. Die bedeutende dreijährige Forschungsreise nach Südamerika gab seiner Erdbebentheorie den Abschluß. Daß Falb zugleich ein gelehrter Kenner der vergleichenden Sprachwissenschaft und Archäologie war, ist nie recht zur Geltung gelangt.

Eine noch klarere Richtung erhielt Roseggers Leben, als der Direktor der Akademie, Professor Franz Dawidowsky, den Schwärmer in sein Erziehungsinstitut für Studierende der Handelsakademie aufnahm, wo er als „Haussekretär" ein heiteres Heim genoß. „Drei Jahre war ich im Hause dieses vortrefflichen Mannes, den ich wie einen Vater liebte und dessen nobler Charakter günstig auf meine etwas bäuerliche Engherzigkeit wirkte." Er schloß Freundschaft mit einem Realschüler, später Bergakademiker, einem echten oberländischen Bergsohn, namens August Brunlechner. „Wir verstanden uns, oder strebten wenigstens, uns zu verstehen; beide Idealisten, beide ein wenig sentimental, uns gegenseitig zu Vertrauten delikater Jugendabenteuer machend und dann wieder zu ernster Arbeit ermunternd, uns darin unterstützend — so hielten wir zusammen." Direktor Dawidowsky hat ein lebendiges Bild seines seltsamen Zöglings entworfen. Er berichtet: „Wohlgemut, ungezwungen und natürlich trat Peter in einen Kreis von etwa 60 Altersgenossen, ausgerüstet mit sehr wenig Schulweisheit, aber aus seinen Augen glänzte ein helles Licht, das der liebe Gott jenen anzündet, die andere durch dieses finstere Leben zu führen bestimmt sind! Peter war bald mit allen bekannt und bei allen beliebt. In meinem Institute waren Zöglinge nicht nur aus allen Ländern des österreichischen Kaiserstaates, sondern da gab es auch Ausländer, Italiener, Griechen, Türken 2c. Das war dem Peter gerade recht. Jeder mußte ihm von seiner Heimat erzählen, und er zeigte ein hohes Interesse und ein heißes Verlangen, die Welt zu sehen. In seiner lebhaften Weise schilderte er seinen Zuhörern, wie er sich das alles vorstelle. Das gewaltige Meer, den eisigen Norden, den heißen Süden. Ich versprach ihm, daß er die Welt kennen lernen solle; er solle nach Schluß des Schuljahres eine Ferienreise machen, bis dahin aber die Welt aus Büchern kennen lernen.

Als ich ihn später zum Bibliothekar der 500 Bände umfassenden Hausbibliothek ernannte, vergrub er sich in die Bücher

und hielt mit dem Ausleihen strenge Ordnung. Ich ernannte ihn auch zu meinem Sekretär und zum Chronisten des Institutes.

Als er später mit uns vertrauter wurde, da rückte er mit seinen Werken heraus. Ein mächtiger Pack von Romanen, Erzählungen und Mundartdichtungen, eigenhändig geschrieben, mit Federzeichnungen, die häufig sogar koloriert waren, illustriert. Ich interessierte mich für diese Erstlinge geistigen Schaffens, die durch die einzige Lektüre, von J. N. Vogels Kalender, dessen äußere Form sie auch treu nachahmten, angeregt wurden. Die Illustrationen mit der Feder gezeichnet und oft mit Naturfarben, Ziegelmehl, Ruß, Erdgrün usw. koloriert, verrieten ein ausgesprochenes Talent zum Maler, und man kann mit Grund sagen: Wenn der Peter nicht Rosegger geworden wäre, so wäre er ein Defregger geworden. So bedeutend Roseggers Talent war, so gering war seine Schulbildung, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn die Vorbereitungsklasse der Handelsakademie besuchen zu lassen. Er zählte bei seinem Eintritte 22 Jahre, seine Schreibweise war noch sehr fehlerhaft, mit der deutschen Sprachlehre hatte er sich noch gar nicht befaßt, doch sein Fortschritt auf allen Gebieten war ein enormer. Den Unterricht bedurfte er nur zur Anregung und Führung, das Können, das Verstehen wuchs aus ihm heraus. Nach einigen Wochen gaben mir seine Deutsch-Hefte nicht mehr viel zu schaffen. Nach einem Jahre schrieb er wenigstens so korrekt als ein Gymnasiast nach achtjähriger Dressur. Sein Stil entwickelte sich ebenso rasch, was man an seinen Leistungen als Chronist und Sekretär des Instituts nachweisen kann, die ich heute noch aufbewahrt habe. Daß Roseggers Aufenthalt im Institute für meine Zöglinge von nachhaltiger Bedeutung war, brauche ich wohl nicht besonders hervorzuheben. Ein genialer, reifer, junger Mann, als Zögling seinen Kameraden viel näher stehend als ich, hatte er eine große Macht über dieselben, und Peter hat sie tausendfach ausgeübt zum Segen seiner Freunde. Alles erhielt Inhalt und Zweck, die Unterhaltung, das Spiel. Den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Lebens wußte er in seiner Chronik ein Interesse abzugewinnen und ihnen eine Bedeutung zu geben. Entgegen der herrschenden Zeitrichtung wußte er den Sinn auf das Ideale zu richten."

*

Die erste Berührung mit Robert Hamerling hatte unser junger Freund im Winter 1868 in Graz. Er sagt sich dreist und gottesfürchtig bei dem berühmten Zeitgenossen an, der ihn gemessen

empfängt, und schleppt ihm einen Stoß von Gedichten und Erzählungen hin; über die beigefügte — Selbstbiographie des 25jährigen lächelt der ernste Mann. Peter ist der frohe Mut unter den Nullpunkt gesunken; er liest in den nächsten Tagen Hamerlings „Ahasver in Rom" und fürchtet sich vor dem dämonischen Dichter. Hamerling sprach mit echtem Wohlwollen des jugendlichen Kollegen erste Poesien mit ihm durch und bestärkte ihn in der Überzeugung, daß ein Dichter in ihm stecke. Nur die Lebensbeschreibung möge er noch vertagen, die Poeten pflegten sich sonst dergleichen bis gegen das Ende ihres Lebens hin aufzusparen — nachdem sie nämlich etwas erlebt hätten. Rosegger erzählt von der rührenden, mit den Jahren in Schwäche übergehenden Nachsichtigkeit, die Hamerling gegen alle aufstrebenden Talente, auch gegen die Talmitalente, die ihn mit ihren Manuskripten bombardierten, geübt hat. Nur die bescheiden von sich dachten, wie Rosegger, hörten die scharfe Kritik aus den mit edler Vornehmheit abgegebenen Urteilen des Meisters heraus, die Frechen gingen mit seinem vermeintlichen Lob hausieren. „Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmut um ihn, ob zwar auch wieder nicht selten ein schalkhaftes Wort von seinen Lippen kam."

Robert Hamerling riet im Jahre 1869 Rosegger zu der Veröffentlichung seiner gesammelten Dialektgedichte, die der Meister selbst einer kritischen Musterung unterzog. Er besorgte ihm einen Verleger für den Band und stattete den Erstling seines Schützlings mit einer Vorrede aus, die das Herz ihm diktierte. Alles Ländlich-Volkstümliche verwebt empfindend mit dem Zauber, welchen für ihn die Erinnerungen aus eigener, im niederösterreichischen Waldlande verlebter Kindeszeit umgebe, habe er die Lieder seines jüngeren Sangesbruders aus den steirischen Bergen mit Sympathie und Freude durchgelesen und glaube die Veröffentlichung rechtfertigen zu können. „Jener nicht mehr enge Kreis, der, seit etlichen Jahren, auf das prächtige Talent Roseggers aufmerksam geworden, umfassenderen Proben mit Spannung entgegensah, wird dem Herausgeber Dank wissen, und entschuldigen werden ihn mindestens alle, die nicht vergessen, daß es ein erst seit vier Jahren den bäuerlichen Verhältnissen entrissener Jüngling ist, dessen Versuche sie vor sich haben. Es ist undenkbar, daß nicht jeder Leser in dieser Sammlung auf Lieder stoße, die ihm zu den frischesten und lieblichsten Blüten volkstümlicher Alpenlandspoesie zu gehören scheinen. Wer aufmerksamer liest, wird

in den meiſt heiteren Klängen auch ein ernſteres, ſinnigeres, tiefer angelegtes Dichtergemüt nicht verkennen.“ Finde ſich aber in dem lyriſchen Blütenflor doch manche vor dem vollen Aufblühen gepflückte Knoſpe, ſo werde, wie Hamerling zart andeutet, damit die Kritiſchen die Überlegung verſöhnen, „daß im gegenwärtigen Momente, wo der junge Poet die Anſtalt, in welcher er bisher gebildet worden, verläßt, und das Auge der Menſchenfreunde, deren großmütiges Walten ihm den neuen Lebensweg erſchloſſen, auf ihn gerichtet iſt, um nach dem Ergebnis mehrjähriger Fürſorge zu fragen — die Geſtaltung der Zukunft Roſeggers davon abhängt, daß die Legitimation ſeiner dichteriſchen Geltung nicht länger hinausgeſchoben wird“.

Im Dialekt.

Mei Hoamatlond,
Va dir hon ih's,
Dir gib ih's, —

in dieſen Akkord klingen alle Dichtungen Peter Roſeggers in der ſteiriſchen Mundart zuſammen, die er in den Jahren 1869, 1870 und 1885 in den drei Bänden: Zither und Hackbrett; Tannenharz und Fichtennadeln; Stoanſteiriſch veröffentlicht hat. Sie bergen einen nicht leicht auszuſchöpfenden Reichtum an ſprachlichem Gut, an Menſchenbeobachtung, an Seelen- und Weltkenntnis. Was den Dialekt angeht, ſo ſagt Roſegger durchaus zutreffend: „Für den erſten Augenblick mag die ſcheinbar ſchwierige Mundart manchen Leſer verblüffen, er verzage nicht, ein paar Seiten mit lauter Stimme ſich durchgearbeitet, und die Schwierigkeit iſt überwunden. Weſentlich erleichtert wird das Verſtändnis einer Mundart im Buche, wenn man den Text nicht ſtill, ſondern laut lieſt. Und nicht zu ängſtlich! Wer eine Volksmundart nicht von Haus aus ſpricht, für den iſt es ganz unmöglich, ſie in allen Feinheiten richtig zu betonen. Das macht aber nichts. Der Hauptreiz der Volksſprache liegt in der natürlichen Unmittelbarkeit des Gedankenausdruckes und in der eigenartigen Satzbildung. Werden auch die einzelnen Wörter leidlich richtig betont, um ſo beſſer, der Kern der Sache liegt aber darin nicht.“ Er hat in allen drei Bänden ungefähr die Mitte eingenommen zwiſchen der urſteiriſchen Schreibung reſp. Sprechweiſe der Worte und ihrer hochdeutſchen Faſſung, um den außerſteiriſchen Leſern den Genuß nicht allzuſehr zu erſchweren; nur ſelten gibt er den Dialekt in völliger Echtheit, mit den dumpfen Diphthongen, zumeiſt ſetzt er lichtere Umlaute ein.

Der erste Band, mit dem der junge Waldpoet debütierte (1869), waren die gesammelten Gedichte: Zither und Hackbrett. Peter Rosegger war „gemacht". Hamerling, der mit der Anordnung auch den Titel bestimmt hatte, neckte ihn: „Seit einigen Tagen sind Sie ein berühmter Mann." Aber der Erfolg war innerlich wohlbegründet; denn in dieser Lyrik spiegelt sich die steirische Volksseele mit voller Ursprünglichkeit; kein Sichabmühen mit spielerigen Formen, nichts mühsam Ersonnenes, sondern die Fleisch und Blut gewordene Volksempfindung! Als Dialektlyriker ist Rosegger ein Pfadfinder und Bahnbrecher, ein Entdecker neuen Landes, mehr noch als Klaus Groth, umfassender und vielseitiger als der badische Klassiker Johann Peter Hebel; der ebenbürtige Genosse Fritz Reuters!

Mit einem ehrlichen „Grüaß Gott!" tritt der Olmpeterl vor seine Leser; —

„Wer ma 's Türl gleih aufmocht zan: Grüaß dih Gott, Bruada!
Jo mein, vo dem gfreut's mih; bin a lustiga Bua.
An Edlweiß bring ih scha mit auf mein Hüatl,
Und leicht gor a Kuhlröserl ah noh dazua.
A wenk singen, a wenk blosn, a wenk zithernschlogn kon ih,
A wenk Gschichtn dazähln, wia's is und wia's wa;
Und hanti kon ih dreinschaun wia da Pforra — däs hon ih;
Und sia ih a schöns Dirndl: a wenk bussln kon ih ah."

Er besingt Lust und Liab, Liab und Load, Trauer und Trüabsol, Lebn und Lehr, Lond und Leut, bringt Schwank und Schwabel und „Won und Wou", d. i. Gelegenheitsgedichte. Der entzückende Vierzeiler steht an der Spitze:

Der Odom hot d' Liab aufbrocht,
Da Noah in Wein,
Da Davidl 's Zitherschlogn,
— Müassn Steirer gwest sein.

Gleich im Anfang der Sammlung grüßt das vielgesungene Volksgedicht:

Därf ih 's Dirndl liabn?

Ih bin jüngst verwichn
Hin zan Pforra gschlichn:
„Därf ih 's Dirndl liabn?" —
„Untasteh dih nit, ba meina Seel,
Wonst as Dirndl liabst, so kimst in d' Höll!"

Bin ih vull Valonga
Zu da Muada gonga:
„Därf ih 's Dirndl liabn?"
„O mei liaba Schotz, es is noh zfrua,
Noch funfzehn Jahrln erst, mei liaba Bua!"

Woar in grossn Nötn,
Hon ih 'n Votan betn:
„Därf ih 's Dirndl liabn?"
„Duners Schlangl!" schreit er in sein Zurn,
„Willst mein Steckn kostn, konst es tuan!"

Wos is onzufonga?
Bin zan Herrgott gonga:
„Därf ih 's Dirndl liabn?"
„Ei jo freili," sogt er und hot glocht,
„Wegn an Büaberl hon ih 's Dirndl gmocht!"

Wie ist dieses zum berühmtesten steirischen „Gsangl" gewordene mundartliche Gedicht entstanden? Es ist ein Musterbeispiel für das Erwachen des echten Volksliedes: in einem Bauernhaus nötigen den Schneiderlehrling neckende Schuster- und Webergesellen, ihnen sein Notizenbuch zu zeigen, in das er seine „geheimen Sachen" eintrug. Er gibt ihnen endlich dies Liedel zum besten. Darauf der Begeistertste, ein liederlicher Schuster: „Schneider wirst du keiner zum besten. Dein Liedl — wenn du willst, ich sing's gleich — dein Liedl, das ist ein Lehrstück! Du, denk drauf, da beim Bauer auf der breiten Eben im Haferstroh hab' ich dir's gesagt: Du bleibst nit Schneider. Du kommst in die Stadt und wirst was; du wirst ein Buchbinder! Paß auf, du wirst noch ein Buchbinder!" — „Hat dir denn mein Gedichtets so gut gefallen?" frug ich. „Sag' dir nur so viel: den Ausgang davon schreib' ich der Meinigen. Der greift an. Wirst ihn gewiß auch der Deinigen schreiben." „Nein," sage ich, „weiß gar nit, wo sie ist." „Geh, plausch nit!" „Hab' mir noch keine ausgesucht." „Hast keine?" ruft er, „und wegen was schreibst nachher so Sachen auf?" „Weil sie mir grad einfallen, und jetzt laß mich schlafen. . . ."

Die Liebe beschreibt er als einen Räuber, als Vogel und Glöckchen, als Flamme und Blume, am besten als Fluß:

D' Liab is a Wasserl,
Rint unta da Bruck,
Und mei Herz is a Schifferl,
Kimt neamamehr zruck.

Ihr Symbol ist der Kuß, den er mit herzgewinnender Schelmerei würdigt:

's Busserl.

's Busserl va da Muada, däs hon ih in Ehrn,
's is a Schul, wo ma's lernt, bis ma größa tuat wern,
Und 's Busserl, däs ma 'n Freund gibt, is a grod ka Schod,
's is a Prob, ob mas kon, das 's koan Onstand nit hot.
A sölchs is a Busserl, nit worm und nit kolt,
Es brent nit, es sticht nit und vagehn tuat's gor bold.
Oba 's Busserl von Büaberl, von Dirndl in da Ghoam,
Jo, däs is 's rechti Busserl, is in Himel dahoam.
Däs holt sih a nit auf, auf 'n Wangerl oda Mund —
Däs gruselt furt und grobt sih ein in tiafn Herznsgrund.
Durt wird 'n Zeit long, beißt und zwickt und kitzelt spot und frua.
Na jo, ma muaß scha no oans hobn, a oanzigs geit ka Ruah.

Das Kröpfl — wie ist das leidige Ding entstanden? Der Bursch will seinem Mädel endlich die Liebe gestehen, dieweil es ihm sonst den Hals zuschnürt —

Oba grod, wia's will aussa,
Lauft 's Dirndl davon;
Do daschreckt sih mei Herzl,
Daß 's weita nit kon.
Und just do drein steckt's
Nebn an rupfanan (grobleinenen) Krogn;
Ka Knödl is's nit,
Se kon ih enk (euch) sogn!

Seiner Spröden droht der Hansl, sein Häuschen zu verkaufen und ein Einsiedler zu werden — dann werde sie ihn heilig verehren und ihn bitten, daß er ein Zweisiedler werde. Die Samstagnacht wird besungen mit ihren verschwiegenen Freuden und launig erzählt, wie die Sprünge der Heuschrecke den Sepp besorgt zur Kathl zurückkehren lassen in die Schlafkammer. Die Untreue gegen das verpfändete Wort und das Unrecht gegen die zu leistende Pflicht finden ihren scharfen Richter; doch hat er ein mildes Verstehen für alles heimliche Herzweh, das der seligen, unseligen Liebe entquillt. Balladenhaft wirkt der Mädchentraum: 's Schlüsserl, gut gesehen ist der Ehstreit, der dramatisch einsetzt und idyllisch ausgeht. Das Unrecht auf der Alm drückt:

Af 'n Bett, wo ih glegn
Wir af Rosan daneh,
Do wochsn hiaz dornani
Ruatan af d' Heh.

Sie wochſn um d' Hüttn,
Über 'n Berg, und üba d' Ebn,
Sie wochſn um da bluatjungan
Senin ihr Lebn.

Wos is mei Vamögn?
Af da Wieſn a Holm;
Ih kon's nit dazohln,
Wos ih ſchuldi bi worn af der Olm!..

Das Herz iſt eine Zither mit zwei Saiten; denn auch für den lebensfrohen Lipp, dem ſich die Welt endlos dehnt, kommt die Stunde, da ihm dieſe Welt, der einfältigen Mutter recht gebend, „mit Brettern verſchlagen" iſt! Die innigſten Volksweiſen huldigen dem Mondſchein, dem geliebten Grab („In da Muader ihrn Gortn"), dem häuslichen Glück, der Pfeife, „däs ma Gſchichtn dazählt". Eine Koſtbarkeit des Bandes iſt die Liebesgeſchichte der Anna von Auſſee, jener Poſtmeiſterstochter, die Erzherzog Johann als Gräfin von Meran zu ſeiner Gemahlin erhoben; der Vater erzählt ſie am Abend ſchmauchend ſeiner Familie —

Und ſo, meini Kinder,
Is d Anna von Auſſee
Auf guldana Loata,
De ſie ſelba hot aufbaut,
Schön ſtill auf- und ohgſtiegn.
Von Vulk bis zan Herzog
Mit guldanan Herzn,
Von Reichn zan Ormen
Mit guldanan Gobn.
— — — — — —
— — — — — —
Und hiaz is erſt d' Nanerl
Alſs hechſt gſtiegn — zan Himel,
Wo wieda nur Odel,
Dem Herzn entſproſſn,
Der ältaſti Odel!
Durchs Tor wird gloſſn.

Der Dichter weiß uns das tägliche Brot lieb zu machen, indem er uns an deſſen Entſtehen teilnehmen läßt — an Biſſen Brot ißt ma gern, mocht a röſerlads Bluat, und wann ma ſein Gſchicht woaß, ſchmeckt's doppelt ſo guat —; er predigt Ergebung in den Lauf des Lebens, denn „hoſt denn du gmoant, as war olli Tog Sunta?" und ſpricht in ſchlichter Weisheit von der Gemeinſamkeit der Menſchen:

An oanzigi Loſt
Liegt af olla Leut Ruckn,
Und däs wos ih trog,
Kont an ondern nit druckn.

Und ſteh ih af d' Seitn
Daß ih auspfnaus und roſt (ausſchnaufe und raſte),
Sa trogt daweil an ondrer
Mein Toal va da Loſt.

Das Grab iſt die Wiege für einen neuen Menſchen; das Schickſal aber —

's Gſchick, däs hot af neambb koan Poſſn,
Geht ſtockblind ſei grodi Straßn,
Wia's daherfohrt, rullt's in d' Weitn —
Steh af d' Seitn! Steh af d' Seitn!

Stark ſein, dem Leben ſtandhalten, ruft er. Das kranke Herz ſchickt er in den Wald als in des Herrgotts große Apotheke, und deutet ihm ſinnig die Farben des Regenbogens. Spricht eine Mutter ihr Abendgebet fürs Kind, ſo zündet Gott ſeine höchſten Felſen als geweihte Kerzen an. In der Volksmär vom Teufelsſtein heißt es vom Teufel, der ein Engel war: „Der Engel woar a Zwiderlin, hot ghobt auf Gott an Pik, hot gſchrian: Mir wölln koan Kini nit, mir wölln a Republik!" Gottvater nimmt eine tüchtige Priſe und läßt den Empörer bis in die unterſte Hölle purzeln:

Er mocht a Roas durchs neugi Lond,
Und krotzt ſih hinta d' Ohrn.
„Zan Tuifel!" ſogt er, „ih glaub gor,
Hiazt bin ih Tuifel worn.
Und Feur und Rach und ollweil Rach,
Du hörſt, däs bringt mih um:
Is däs a Pech, na meina Seel,
A ſo wos is ma z' dum!"

Der Sündenſteg bricht zuſammen, wenn ein Heuchler darüber geht, ſo geduldig er auch die Sünder trägt. Vollendet ſchön iſt der Achtzeiler:

Stirbb gach da liabſti Menſch hinaus:
Z' erſt ſchreit ma laut, daß 's gellt in Haus;
Aft (ſodann) woant ma ſtill, ſolang as lind
Da küahli Brun von Augnan rinnt.
Aft geht ma ſtar und ſtum daher,
Und woant nit mehr und locht nit mehr.
Und 's Herz is gſpirt mit Schloß und Bond,
Da Schlüſſl ligg in Gottes Hond.

Peter Roſeggers Geburtshaus am Alpl bei Krieglach

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Eine kleine Auswahl Waldlieder ſchließt ſich an; im grünen Wald träumt der Dichter ſeliges Vergeſſen, doch zieht ihn die leidende Menſchheit, der er gut ſein muß, in ihren Bann zurück. Den Bauern ſchiebt er die Pflege des Waldes ins Gewiſſen — im Walde iſt er Herr; aber

Wiar a Scholn ohni Kern, wir a Lab ohni Birn,
Wiar a Bam ohni Wipfel, wiar a Kopf ohni Hirn,
Wiar a Bier ohni Foam (Schaum), wiar a Milch ohni Rahm,
Wiar a Vogl ohni Federn is da Baur ohni Bam.
— Und ſchleppen ſ' da dein letztn Bam heint davon,
Brich an Steckn von Zaun, biſt a Bedlmon.

Munter erklingen die Lieder vom Steirer, der „ohni Dirndl liabn, ohni Luſtiſein, ohni Olmaluft und ohni Freiheit zgſpürn" nicht exiſtieren kann; vom ſchönen Mürztal, dem Futteral fürs Herz, und vom Erzherzog Johann, dem „Kaiſerhansl" der Steirer, der ſich ihrem Gedächtnis bleibend eingeſchrieben.*) Schwänke aus dem Volksleben: die falſchen Betbrüder werden gebrandmarkt, die ſiegreiche Senſe des ſteiriſchen Hammerſchmieds auf der Weltausſtellung in Paris wird gelobt, der verſchlafene Fahnenträger von der Prozeſſion ausgeſpottet; der Kritikaſter, der „Dispadira", der „Grodwek", der Gleichgültige werden brillant charakteriſiert. Der Hiasl berichtet von ſeinen Eindrücken im Theater; der Dichterling perſifliert ſich:

Heind war ih dichteri, heind mecht ih dichtn,
Wir mar afn Tiſch gleih a Schreibzeug herrichtn,
A Bladl Papier, a Federn, a Tintn,
An Streuſond, an fein, wern mar nachher wul findn.
Hiaz, wan ma gor einfolln ah noh wos mecht!
Ah däs wa nit ſchlecht! Ah däs wa nit ſchlecht!

Der Herrgott liebt die Welt — hat die Prieſter erſchaffen, der Teufel geht hin und liefert die Pfaffen. Gott die Dirndln, der Teufel die alten Weiber. Und die garſtigen unter ihnen: über ſie ſchwingt Roſegger „d' Weiberpeitſchn", die ohne Schonung niederſauſt. Die Frauen gehen darum ſo oft zur Beichte, weil ſie gern Geheimniſſe erzählen; gut iſt die Bemerkung:

A Weibsbild, däs liabb,
Däs tuat nix as wia liabn;
A Monsbild muaß nebnbei
No d' Welt weitaſchiabn.

*) Wer nach Auſſee und Iſchl kommt, wird dieſer im Volke lebendigen Tradition auf Schritt und Tritt begegnen.

Bitter die Bildrede: sein Ehbett ist die Grabstätte seiner Liebe, auf der sein Weib als Kreuz oben steht. Oder es heißt von weiblicher Selbstverzärtelung: „Es is ihr nit guat, wan ihr nit schlecht is.“ Darum ergeht die Bitte der Männer an den Schöpfer:

Hergott, wanst wieder an Eva doschofft,
Bitt dih um olls:
Nim's uns Manern nit va da Ripp,
Nim's uns von Hols!

Die letzte Abteilung des Bandes sammelt, sich mehrend von einer Auflage zur andern, Gelegenheitsgedichte: der Grazer Handelsschüler dichtet die verehrte Hausmutter an, Frau Ottilie Dawidowsky, und huldigt in einer dramatischen Szene seinem Gönner Peter von Reininghaus; Ritter von Leitners 70. Geburtstag wird festlich begangen mit einer launigen Erinnerung an seine Vergangenheit als Hirtenjunge; dem toten Prinz Johann ruft er nach: „So a Stodt, so a Lond, so a Herz, so a Hond, wia ban uns, liaba Mon, findst nit bol wieder on.“ Jakob Schmölzers 50jähriges Jubiläum als steirischer Volksliederkomponist würdigt Rosegger mit einem waschechten Festspruch. Manches Originelle enthalten auch des Herausgebers Urdialekt-Einladungen zu den Bauernbällen, die in Kindberg, Krieglach und Graz seit 1870 unter dem Namen „Steirerabende“ gehalten werden; neun dieser Programme sind in unseren Band aufgenommen. Sie alle gehen in dem Ton, den der letzte Willkomm anklingt:

A greana Huat, a roda Brusläik wa freilih nit gnua,
Unterstih gherscht holt wul nouhwos dazua:
A Köipfel, däs lenkt und a Herzerl, däs locht,
Däs gherscht scha von ehher za da steiraschn Trocht.
He, Nanerl, schenk ein und ees Spielleut, spielts auf,
Mih zimpp, ih kon scha neama dawortn drauf.
An Boscha mit do Hond und an Schnolza mit da Zung,
An Tromppa mitn Fuaß und an ellnhochn Schbrung,
Und an Jauzer, an helln, daß 's olls hollad in Tol:
Hoamatlond, grüaß dih Goud z' tausndmol!

*

Den Gedichten folgten ein Jahr darauf steirische Geschichten: Tannenharz und Fichtennadeln. Mit seinem Titel will das Buch sagen, daß es aus den Bergen komme, wo die Fichten- und Tannenwälder stehen, daß es von Dingen und Menschen erzähle, die unter jenen frischen Nadelwäldern gedeihen. Deute, so führt

das Vorwort aus, „Tannenharz" das Erquickende und Heilsame an, das in der Ursprünglichkeit der Alpenbewohner und in ihrem Humor liege, so weisen die „Fichtennadeln" auf den stichelnden Scherz und die reizvolle Schalkhaftigkeit, die das Volk hege. Spaß und Ernst, Lust und Leid sind in der Tat bunt gemischt. Die Dorfgeschichten, deren anderthalb Dutzend den Band beginnen, zeigen schon kräftig Roseggers Art, das Elementare in seinen Bauern zu betonen, ihnen als Schützer und Rechtsbeistand zu dienen, sie zur Beherrschung des Lebens zu erziehen. Aber der Novellist hat in den späteren Bänden so erstaunliche Fortschritte gemacht, daß ein summarisches Wort über diese Geschichten zunächst genügen mag. Sinnig sind die Marienlegenden, wie: Unsere liebe Frau und die Vögel. Mehrere der steirischen Erzählungen hat Rosegger später hochdeutsch noch einmal niedergeschrieben. Die „Lebensläufe" der Mürz und Mur, Salza, Enns und Traun werden liebenswürdig und anschaulich verdeutlicht. *)

Die eigenartigsten Stücke des Bandes sind die biblischen Erzählungen im Dialekt. Der alte Wurzelgraber-Josel wird dem Priester des Orts durch sein beharrliches Lesen in einer ererbten uralten Familienbibel verdächtig, so daß er ihm durch den Gerichtsdiener kurzerhand die Bibel fortnehmen läßt. Aber der Josel weiß sich zu helfen: er hat die heiligen Geschichten pickfest im Kopfe stehen, so schreibt er sich seine eigene steirische Bibel nach und nach zusammen. Diese biblische „Kinderlehre" im Volkston ist von Reuterscher Schlagkraft; jede kirchliche Verkünstelung fehlt den saftgeschwellten, bilderreichen Abschnitten des Alten und Neuen Testaments. Gottvater ist da, er ist ja von Ewigkeit; aber sitzen kann er einstweilen nicht und schlafen auch nicht — Raum und Zeit sind noch nicht vorhanden. Aus Langeweile schafft er die Welt — er hat damit nichts Gutes gestiftet. Aus Nichts macht er die Weltkugel, malt die Erde grün, den Himmel blau und hängt die glutgoldene Sonne hinauf. Die ersten Äpfelschelme stellen sich ein; die launische Eva fordert gar von Adam ein Stück „Steirerkas" **) ... Der Ähndl Noah bekommt den

*) Der Kenner Wiens denkt bei ihrer Lektüre mit Vergnügen an den edlen Franz Josephs-Brunnen gegenüber dem Mozartdenkmal mit seinen künstlerischen Flußallegorien.

**) Als der Verfasser im Sommer 1904 dieses scharfkräutige Produkt der Sennhütte in dem steirischen Admont unterhalb des Natterriegels zum erstenmal genoß, war er überzeugt, daß Eva ihren Steirerkäs nicht hätte essen

Befehl, die Arche zu bauen. „Drauf ſchreit da Noah hinter s Stoll auſſi, wo die Buabn türkiſch Woaz ſchneidn: Kemt's einer, und loßt's es heunt guat ſein! Und wia ſ' olli in da Stubn gwen ſein und die Noahin 's Schweinerni und 's Saurkraut dazua auf 'n Tiſch brocht hot, no, do dazählt's der Olt, wer do gwen is und wos er gſogt hot. Do hoaßt's hiazt tumeln, Buabn! moant er aftn; du, Semerl, vaſtehſt as Gſchäft guat, du gehſt morgn Hulz kaffn und ſchauſt um Zimmerleut um; mit 'n Schmied muaßt ah redn; oba ſog daweil nix, wos oda wia. Du, Chamerl, biſt a rechta Woldteufl, a ſchworza, du gehſt 's Pechhockn on; Pech brauchn ma viel zan Klumſn (Spalten) auspickn. Und du, Japhetl, biſt a Vöglfonga; ſchau, daß d' ollaloi Gflügl hoambringſt: für an iads Por kriagſt an Groſchn, oba zreiß ma d' Hoſn nit dabei! Die Ondern, in Löwn, in Bärn, a por Blindſchleichn, Käfa, Multwürn und Offn müaſſn mar eh ah noh hobn." Noah kommt dem Auftrage Gottes gewiſſenhaft nach; „wio no 's kloani Tierlwerch einituat, ſchreit ſei Weib: ‚So loß da doh wos daſogn, du olta Dickſchädl; hiazt, zu wos brauchſt dan d' Schwobn? wan ſ' dir in d' Suppn eini folln, ih ziah da ſ' nit auſſa, drauf konſt dih valoſſn; und erſt d' Flöch und d' Wonzn! ſie ſulln dih na recht beiſſn, gſchiacht da ſcha recht! ih flöch da die Pfoadn nit aus, ſe ſog ih da, zwe nimſt as hiazt mit, de Viacha, de grauslin!' Und wia die Olt a Weil gſchepert hot, draht ſih da Noah um und ſogt ſchön ſtad: ‚Na, Weiberl, biſt hiazt fiati? Schau, da liabi Gott will's holt amol hobn, wos kon ih dan mochn? Er hot ma's noh extrer auftrogn: Vagiß ma d' Wonzn und d' Schwobn und die Gäns und die böſn Weiba nit! Ih kon doh nit ſogn: Na, de nim ih nit mit! wan er's a ſo hobn will!' Drauf is d' Noahin mäuſerſtill gwen und hot ſich denkt: Ees (Ihr) Mana holt's eh oll zſom, wans unſeroans hunzn wöllts." Nach der Sintflut baut Nooh den erſten Wein und trinkt ſich den berühmten Urſchwips an; „‚no! do will ih nit ſogn; däs loßt ſih no trinkn!' Er koſt't mehr und ollaweil mehr. ‚He ſaggerawold nohamol!' ſogt er, ‚ih bin ah noh do und a Schneid hon ih ah! Bin ollaweil a luſtiga Bua, und s ſchönſt Dirndl hon ih und heunt geh-n-ih's nit hoam! Her noh a' Halberl, ih kons ſcha toan, bin da Noah!'" Als er aber mit dem Herrgott Bruderſchaft machen will, läuft er an.

können, ohne zuvor ein Stück ungeſalzener Butter hineinzumiſchen. Erſt dadurch erhält dieſes übrigens ſehr ſchmackhafte Urgebilde auch ein einigermaßen erträgliches Ausſehen.

Folgt Vater Abraham; wie Gott ihn im Hain Mamre beſucht, ruft der Patriarch treuherzig: „Na mei na, wo gehſt den du noh ſo ſpot umanonda? Heunt hät ih dih dahoam in dein Himel gſuacht.“ Ergreifend iſt die Opferung Iſaaks; Gott verabſchiedet ſich nach der Prüfung auf dem Berge Moriah von ihm: „Ih wil da's denke — und won ih amol an Suhn kriag, Abram, ſo opfr ih 'n fü deini Ähndlkinda, wia du dein heunt fü mih opfern hoſt wöln.“ Der „Patriarchn-Jogl“ überliſtet den biedern Eſau und ſeinen Vater Iſaak, der ihm irrtümlich den Erſtgeburtsſegen erteilt; in dieſem Segen kommt die ſchöne Stelle vor: „D' Ruabn bauſt in beſt auf da Nidaleitn on, hobn gern naß. Jo, und vawegn da Bochwieſn muas ih da noh ſogn, de ghört dein, bis umi zu die drei Feichtan, onderholb Feichtn is dein, ondertholb in Nochbarn — daß ka zwidera Streit auffakimt.“

„Muiſas“ (Moſes) wächſt im Königsſchloſſe Pharaos groß, bis er eines Tages erklärt: „Herr Köni, hon Enk recht gern, oba dös tur ih nit und Enkeri Schuach kußt ih nit; die ſein ſo guad va Ochſnledr, as wia meini.“ — Und wiar er auffikimbt za da brinendn Hetſchnſtaudn, do ſchreit eahm wer entgegn: „Holt! wanſt za mir wilſt hergehn, ſo muaß ih da ſogn, ziach deini Schuach aus, ih bin da Gottvoda!“ Uh Jegerl, hiazt hoazt da Gottvoda do obn, denkt eahm da Muiſas, ah, däs is gſcheit, hon eh ſcha long amol mit eahm wos redn wöln. Daweil reißt er und reißt ba ſeini Stiefel — wan ma ſo wos eh wiſſad, namad oaner an Stiefelknecht mit in Wold. Nau, endla hot ers herunt und haxlt in Strümpfn übern Berg auffi. Schau, und obn hinta da brinendn Staudn hot ſih da Gottvoda vasteckt ghobt. „Hoſt a Schneid, Muiſas, ih hät a Gſchäft für dih!“ — —

Ein Sprung bis zur Hochzeit in Kana; „ka Tonzer is Jeſus nit gwen und Geld hot er ah nia koans ghobt.“ Aber einen Vier- unddreißiger hat er ihnen in den Waſſerkrügen bereitet! — Die Geſchichte des verlorenen Sohnes fordert das dramatiſche Erzählen geradezu heraus. Wir werden ſehen, wie Roſegger als ſechzigjähriger Mann mit der reifen Kunſt des Alters dieſe Vorarbeiten zuſammengefaßt hat zu einem religiöſen Roman. In dieſen Kreis gehören auch die volkstümlichen Übertragungen der für die einzelnen Sonntage feſtgeſetzten kirchlichen Evangelienabſchnitte (Perikopen) durch den „ſteiriſchen Ulfilas“, der natürlich Roſegger ſelber iſt. Man glaubt in der älteren holländiſchen Bibel zu leſen, ſo wimmelt es

von originellen Wendungen der unverblümten Volksſprache. Bemerkenswert iſt das leiſe Bemühen des Nationaliſten Roſegger, das Wunderbare in den Evangelien natürlich umzudeuten.

Ein würdiges Seitenſtück zu der ſteiriſchen Volksbibel ſind die Proben aus der Weltgeſchichte: Die oltn Kriachn und: Die ſteiriſchi Londsgſchicht. Der griechiſche Himmel und die Geſchichte Trojas werden vorgeführt, zum Teil im Tone luſtigſten Humors; noch wertvoller jedoch iſt der Abriß der geſchichtlichen Entwicklung der Steiermark in fünfzehn Kapiteln, die ſichere Sachkunde verbinden mit einer ſieghaften Friſche und Urſprünglichkeit des Tons. Die bodenſtändige Kraft Roſeggers feiert hier auf Schritt und Tritt ihre Triumphe.

*

„Stoanſteiriſch“, das heißt: urſteiriſch iſt auch die dritte Dialektſammlung, die Roſegger erſt im Jahre 1885 veröffentlicht hat. Sie vereinigt in bemerkenswerter Weiſe die luſtigen Stücke und Stückchen, die der Verfaſſer bei ſeinen öffentlichen Vorleſungen aus ſeinen Dichtungen auszuwählen pflegt. Wer trägt nicht die Erinnerung an einen oder mehrere dieſer Abende, an denen der Poet in Wien oder Berlin, Dresden oder Hamburg, München, Stuttgart oder Zürich mit ſeinem künſtleriſch ſelbſtgeſchulten Organ ſeine geſunden Schwänke und kleinen Charakterſkizzen zu köſtlichem Genuſſe dargeboten hat? Hier ſind ſie alle eingefangen, eine wahrhaft gemiſchte Geſellſchaft! Als ein Beiſpiel dafür, wie einfach und ſicher Roſegger ſeine erheiternden Pointen zu gewinnen weiß, führe ich den Liebling unter ſeinen Leſerollen an, das Kabinettſtückchen:

Da Regnſchirm.

Da Sama Hiaſl hot an Weg über d Olm. Wiar er auſſi geht ba da Tür, ſteht er afn Stiagerl a Weil ſtill und ſchaut um und um. Gugg ins Gebirg eini, gugg af die Bam hin, gugg in d' Sun, beidelt in Koupf, draht ſih um, draht ſih nouhamol um und gugg wieder in d' Sun.

„Du, Olti,“ ſogg er za ſein Weib, „wos moanſt dan, kunt ih nit an Regnſchirm mitnehma?“

„Wiaſt willſt, Hiaſl“, moant ſie.

„Mih deucht, as wird nit ausholtn, heint. Sou viel demi (ſchwül). Und de Fluign! Wird haſn nit ſchlecht ſei, wan ih 'n mit nim.“

„Hoſt recht, nim an mit.“

„Oba, Teuxl, da Steckn war ma zan Gehn kamouta. Wans eppa douh schön bleibb, is da Regnschirm ungschickt, vagißt ah leicht darauf und loßtn wou loan. Daß 's douh nit eppa gscheita war, ih nahm in Steckn und loßad 'n Schirm do."

„Sa loffn do", fogg fie.

„Oba wons regngg! Afn gonzn Weg üba d' Olm ka Doch, ih wurd waschlnoß. Für a Fürforg kunt ih 'n lacht douh mitnehmen, in Schirm!"

„Nau, nim an mit."

Da Hiasl draht fih wieder omal um und um und schaut.

„War ober ah nit unmigla, daß 's ausholdad!" fogg er. „As ziacht a Lüftl. Onständiga war er ma holt viel, ban Bergfteign, da Steckn. Möchts douh frei wogn, daß ih 'n do loffad, in Regnschirm."

„Jo, loffn do", moant fie.

Er schaut ins Gebirg eini, wo 's milchweiß Gewölk steht: „Aufsteign tuat's faggerasch. Und d' Sun blegazt säidi her! Scha frei z' demi blegazt ma d' Sun! Es kimbb wos, heint! — Wan ih 'n douh mitnahmad!"

„Sa nim an mit."

Af dos wird er wild: „Wos hoaßt dos: Nim an mit, loffn do! Nim an mit, loffn do! Däs Umziachn, amol fou, amol fou, kon ih wos nit leidn. Daß f' gor fo wonkelmüati möign fei, d' Weibaleut!" . . .

Wie weiß er es feinen Steirern einzubinden, daß fie die Vätertracht hochhalten follen, wenn er den Wastl aus neumodifchem Sinn zu feiner Hochzeit fich eine Tuchhofe beftellen läßt, ftatt der Bockhäutenen — da fie aber zu lang geraten ift, bittet er die verfchiedenen Mägde im Haus nacheinander, ihm drei Finger breit an beiden Beinlängen abzufchneiden; jede lehnt gekränkt über fein Heiraten die Bitte ab, jede aber geht nach Feierabend gutherzig hin, fchneidet das gewünfchte Stück Tuch ab und näht den Saum unten fauber wieder ein . . . Am Hochzeitstage muß der Wastl wider Willen doch in der Landestracht zur Kirche gehen, denn die Tuchene gleicht einer Schwimmhofe! Entzückend find die Kapitel vom Soldatenbriefe des Hansl, den die Gretl nicht lefen kann; von dem Bauern, der zu Gericht kommt, als Zeuge feierlich vereidigt wird, weil ihn der Richter nicht zum Worte kommen läßt, und dann feine Ausfage macht: „Jo, an fchön Gruas va mein Baurn, von Edlhofer, und er liaßad bittn, wan an da Herr

Bezirksrichter d' Ehr ſchenka möcht, morgn za Mittog af an Löffl Suppn"; oder von dem Sauhalter, der ſich als Kaiſer träumt: „Wan ih amol Kaiſa bin, afn Heu lieg ih nit. 3' Fuaß treibad ih meini Sau nit auf d' Woad. Af an Schimel mit guldenen Sodl reitad ih eahna noch, und ſechs Grofn müaſſadn hintn drein trappeln." Ebenſo erheiternd wirken der Schuſterdoktor, der Aprilnarr, der Stiefelknecht — drei luſtige Studenten legen dem gaſtfreien Herrn Pfarrer aus Übermut am Morgen ihrer Abfahrt ſeinen Stiefelknecht in ſein Bett; wie ſie nach einer Woche nochmals des Weges kommen, ruft der vom Leben Hartgebettete ſie an: „Seids ſcha wieda do, ees Spitzbuabn! Mein Stiefelknecht hobbs ma vaſteckt! An iads Winkl hobn mar ohgſuacht, ih und die Köchin, ſchier s gonzi Haus hobn mar übadraht — gfundn hobn an nit! Wou hobb's 'n dan hinton?" Gern lieſt Roſegger auch das Blatt vom Rumpelbacher, der ſterbend ſeinem Todfeind verzeiht: „Won's ſcha nit onderſter is, in Gottsnom! Wan ih ſterbn ſult, ſa ſul 'n verziehn ſein, mein Nochbarn; wan ih oba wieder aufkim, nochha — nochha bleibb's ban oltn."

In Hans Sachſens Ton ſind die meiſten der Schwänke gehalten; vieles iſt Eigenbau des Verfaſſers, doch hat er auch Motive aus dem Volksmunde, ſowie von Fritz Reuter und Peter Hebel übernommen.

*

Anhang.

Als Anhang zu dieſen drei Bänden des Dialektdichters Roſegger ſei des Abſchluſſes wegen hier gleich das Bändchen *hochdeutſcher Gedichte* erwähnt, das er im Jahre 1891 herausgab und das bei der erſten Auflage bis heute ſtehen geblieben iſt. Roſegger hat ſich verleiten laſſen, ein reichliches Dutzend unreifer Jugendgedichte hier der Welt zu verleihen, die zu ganz gelegentlichem Abdruck im „Heimgarten" gerade gut genug geweſen wären. Man ärgert ſich, Verſen aus Roſeggers Feder zu begegnen wie der Holprigkeit: „O weine, liebe Jugend, weine, Solang die Träne dir noch *ſüß iſt*, Ein Bote milder Herzenswärme Und nicht der herben *Kümmernis iſt* . . ." Anderes iſt inhaltlich unwichtig. Gelungen ſind ihm wiederum nur die Volksweiſen; die beſte Dichtung dieſer Gattung iſt wohl das Lied:

O ſei mir gegrüßet, du grünender Baum,
Wo ich mein Liebchen ſah,
Die Myrt' in den Locken, auf blumigem Saum,
So nah! ſo nah! ſo nah!

Wie küßte ich heiß ihren roſigen Mund!
Am Baum ein Vöglein ſang.
O Wonne des Herzens, glückſelige Stund'!
Wie lang! wie lang! wie lang!

Sie fällten den Baum und ſie bauten den Sarg,
Im Mai, im holden Mai.
Sie ſchloſſen den Schrein, der mein Himmelreich barg.
Vorbei! vorbei! vorbei!

Das läßt ſich unmittelbar ſingen. Poetiſch iſt die Zeile: „In der Berge Falten tief geſchmiegt Und gewickelt in den weichen Wald, Wie das Kindlein in der Wiege liegt, Iſt mein liebſter Aufenthalt"; hübſch die launige Löſung des Völkerproblems Schwarz-Rot-Gold: „Schwarz-rot-gold immerdar! Schwarz iſt ihr Augenpaar; Rot iſt ihr ſüßer Mund, Golden ihr Haar." Zu tadeln wegen der leidenſchaftlichen Übertreibung ſind die Fehden gegen den Naturalismus und gegen die Oberflächlichkeit der Maſſe, in denen er ein paarmal zum Gaſſenausdruck greift; unter den Gelegenheitsgedichten erſcheint mir als das vollkommenſte der Nachruf auf Robert Hamerling: Ahasver an ſeinen verklärten Dichter, mit dem feierlichen Schluß:

. . Liebe hat die Welt erlöſet, Schönheit ſelig ſie gemacht.
Du, mein Wanderbruder ſtandeſt einſam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisſtirn;
Nun ſind beide wie unſterblich, wandern durch das bunte Nichts,
Ich im Schattenreich der Erde, du im Äther ew'gen Lichts!

In Summa: die hochdeutſchen Gedichte Roſeggers ſind nicht Natur, ſondern Kunſt; ſie ſind nicht geboren, ſondern gemacht — einige ſind ſogar verfertigt. Der hochdeutſche Poet Roſegger kann nicht treffender gezeichnet werden als mit ſeinem eigenen Bekenntnis*): „Wenn ich hochdeutſch ſprechen muß, da iſt mir ein ähnliches Gefühl, als läge ich unter einer Bettdecke, die oben und unten zu kurz iſt; da muß ich immer achtgeben, daß nicht hier ein nackter Fuß, dort ein nacktes Knie hervorgucke. Die ſteiriſche Mundart hingegen iſt eine Hülle, die nach allen Seiten reichlich langt, da mag ich hin und her rücken und ſtrampfeln nach Belieben, es wird ſich kein Teil meiner Wenigkeit eine Blöße geben. Auch ſonſt iſt die hochdeutſche Sprache manchmal ein wenig unzulänglich. Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die ſie nicht ausſprechen kann und darf. Wie frei und offenherzig iſt hingegen die Sprache des Volkes!"

*) Spaziergänge in der Heimat, 214 f.

* * *

Im Auguſt 1869 verließ Roſegger, ohne in einem Examen gepeinigt worden zu ſein, die gaſtliche Handelsakademie und ſetzte ſeine Studien als Hoſpitant an der Grazer Univerſität fort. Der Verfaſſer vielgeleſener, öſterreichiſcher Dorfgeſchichten in Wien, Auguſt Silberſtein, nahm den jungen Mann, der ihn eines Tages aufſuchte, um ihm für ſeine Kalendergeſchichten zu danken, mit Herzlichkeit auf, druckte Gedichte von ihm und verehrte ihm ſeine etwas ſüßlichen Werke, die Roſegger auf dem väterlichen Heuboden in den Ferien verſchlang. „Mein Dankgefühl gegen den Verfaſſer wußte ich nicht anders auszudrücken, als daß ich in den Wald ging, einen Korb voll Preißelbeeren pflückte und ihm dieſelben nach Wien ſandte.“

Zweimal hat unſer lebensfroher Poet in dieſen Jahren zum Wanderſtab gegriffen, um von der Heimat aus große Reiſen nach dem Norden und Süden zu machen. In den Skizzen: In der weiten Welt*) hat er ſie gewiſſenhaft verbucht. Anfang Mai 1870 fährt er in den „ſchattigen, ſagenreichen Norden“, um den „heiligen Boden der Germanen“ zu betreten. Die Reiſe ging durch Mähren und Böhmen, durch Sachſen und Preußen zur Inſel Rügen, dann über Hamburg zur See nach Holland und rheinaufwärts ins Schwabenland, in die Schweiz und über Tirol nach Steiermark zurück. An Roſeggers Reiſeblättern iſt die Naivetät beluſtigend, mit der er an der Hand ſeiner Lektüre verſchiedener Reiſeführer den Leſer auch über die bekannteſten Verhältniſſe aufzuklären nicht unterlaſſen mag. Wir müſſen die geſchichtlichen, kulturellen und lokalen Eigentümlichkeiten der Städte, die er zum erſtenmal ſieht, uns geſprächig von ihm herſagen laſſen. Es iſt die Freude an der eben gewonnenen Bildung. Alſo das, was Schiller derb, aber deutlich das „kurze Gedärm“ nennt. Überall jedoch ſucht der junge Reiſende ſeiner Natur entſprechend ſelbſtändige Urteile zu gewinnen; ſie ſind oft ſeltſam genug, ſie überraſchen zuweilen durch Poeſie und durch weite Perſpektiven. In Weimar, das ihm ein deutſches Jeruſalem und Mekka iſt, iſt er voll Andacht; Berlin aber mißfällt ihm und er verſteht es nicht. Man kann nicht wohl oberflächlicher über die Hauptſtadt an der Spree urteilen, als Roſegger es da auf knapp fünf Seiten und nach knapp acht Tagen Aufenthalts tut. Zum Beiſpiel: „Unter den Linden! Das iſt eine ſehr breite Straße mit einigen ſehr beſtaubten Baumreihen und mit ſtolzen Häuſern an beiden Seiten. Hier gehen und fahren und

*) Am Wanderſtabe, 225—382.

reiten ſie, tragen die Köpfe hübſch vertikal und denken ſtets: Wir ſind Berliner!“ Oder: „In Berlin ſieht man überall Spuren von Friedrich II.; ich weiß, daß er groß war, aber ich habe keine Sympathie für Friedrich den Franzoſen.“ Daß er nebenbei einen Berliner, der ihm gefällig Rede ſteht, ein ganz grausliches, unmögliches Berliniſch ſprechen läßt, ſei dem Steirer auch freundſchaftlich angekreidet. Müſſen ſolche Unreifen im Jahre 1901 in ſechſter Auflage immer noch weitergeſchleppt werden?! Stimmungsreiz zeigt dagegen die nächtliche Fahrt von Swinemünde nach Uſedom in der Poſtkutſche, die Roſegger mit einem armen Fiſcher zuſammen zurücklegt, der neben ſich ſeine tote Frau ſitzen hat, ſie der Billigkeit wegen ſo zu Grabe geleitend, nachdem ſie am Grabe ihres einzigen Kindes, eines Seemanns, plötzlich geſtorben war. Hier liegt der Stoff zu einer Ballade, die Hebbel hätte dichten können. Auf dem Turm der Marienkirche zu Stralſund iſt der Schönheitsſucher ſo verſunken in das Panorama Rügens, daß er den Wärter fortſchickt und ſich die Turmſchlüſſel ausbittet, um ſich dann in dem alten Gemäuer elendiglich zu verirren. Ein echter Roſegger iſt auch die flotte Reiſebekanntſchaft zwiſchen Rügen und Hamburg mit dem entſchloſſenen neunjährigen Jungen, der ohne Geld zu ſeinem Onkel nach Chicago reiſt. In Ottenſen ſteht der Poet am Grabe Klopſtocks und bekennt: „Ich bin einer von denen, die den ‚Meſſias‘ vollſtändig geleſen haben. Bis zum Sterben habe ich den Heiland ſtets mit tiefſter Teilnahme begleitet; was weiter hinaus mit ihm geſchah, das iſt für uns ſündige Menſchen nicht zu faſſen — halten wir dafür, daß Chriſtus der edelſten Menſchen einer war und daß er begraben wurde unter den Palmen.“

Er ſchifft ſich nach Holland ein und findet das Meer groß, aber auch herzlos „herausfordernd“ — denn die Seekrankheit ſchüttelt ihn; nach 48ſtündiger Fahrt iſt er in Amſterdam. Es ſpricht nicht eigentlich zu ihm. Deſto wohler wird ihm bei der Rheinfahrt und vor dem Straßburger Münſter; in Luzern aber wachſen ihm Flügel in der Nähe der geliebten Berge. „Mein Element; ich kam mir vor wie getragen, ich berührte die Erde kaum. Wie ein Reh lief ich am See entlang, außer mir vor Freude, daß ich wieder in den Bergen war.“ Von Immenſee aus ſteigt er auf den Rigi und wird für ſeine nächtliche Wanderung durch einen ungetrübten Sonnenaufgang belohnt. Ebenſo bedingungslos ſchwärmt er von den Herrlichkeiten der Adelsberger Grotte.

Im Auguſt 1872 folgte eine Italienfahrt. Er rollt Venedigs Stolz und Sturz vor uns auf im glühenden Stil von „Tauſend und eine Nacht", feiert den Mailänder Dom, iſt in Arona und Iſola Bella, in Turin und in Savoyen. Am 6. September ſteht er in der Peterskirche zu Rom, der er trotz ſeiner wachen religiöſen Kritik das Zeugnis ausſtellt: „Hier biſt du auf der Höhe und an der Grenze der menſchlichen Kunſt. Höher kann die Flamme des Genius nicht mehr lodern — der Atem Gottes bläſt ſie aus." Reizend neckiſch iſt ein harmloſes Abenteuerchen bei dem ſchönen italieniſchen Mädchen mit dem Traubenkorb, das ihn dort „verführt", belehrend ſein Straßenbild von Neapel. Mit einem Ausflug in die Ruinen Pompejis ſchloß die Reiſe, die Roſeggers Weltbild erheblich erweiterte. „Nimmer", ruft er, „werde ich die Werke Michelangelos und die Madonnen Rafaels, die Herbſtabende Neapels und die Mondnächte Venedigs vergeſſen. Und vor allem der Dom zu Mailand und die ſchauerlichen und erhabenen Wunder des Veſuv haben Öl in meine Seele gegoſſen, von dem das Lichtlein der Begeiſterung brennen wird, ſolange ich lebe." Roſegger hatte ſich zu dieſer Reiſe ſeinem alten Gönner Svoboda und dem feurigen, für das klaſſiſche Ideal begeiſterten Kunſthiſtoriker Hubert Janitſchek angeſchloſſen, den er zwei Jahre zuvor in Graz zufällig kennen lernte und mit dem er ſich, bei der denkbar ſchärfſten Verſchiedenheit beider Naturen, doch herzlich befreundete. Janitſchek ſuchte dem „Plebejer aus feuchter Erde" ſeine Kunſtwiſſenſchaft aufzupfropfen, ſie ihm ſogar für ſein poetiſches Schaffen zu ſuggerieren; vergeblich: „ich machte es allemal ſo, wie der Moment es mir eingab." In Kärnten und Tirol iſt der Naturmenſch entzückt über die Hochgebirgslandſchaft, Janitſchek — in den Bahnen Goethes — redet von brutalen Formen im Barbarenlande und vergräbt ſich in die Kunſtſammlungen Italiens, während Roſegger lieber auf den Straßen umherſchlendert, um lebendige Volksbilder in ſich aufzunehmen. Sie verſtanden einander wenig und trennten ſich mitten auf der Reiſe in aller Freundſchaft, damit jedem in Freiheit das Seine werde.

*

Roſegger hat dem denkwürdigen Jahre 1870 noch ein Großes zu danken: ſeine Freundſchaft mit Anzengruber. Und er kann mit Stolz ſagen, daß er ſie ſich ſelbſt gezimmert hat. „Der Pfarrer von Kirchfeld" Anzengrubers war mit dem Dichterpſeudonym „L. Gruber" im Grazer Stadttheater zur Aufführung gekommen.

Ein Rezensent reizte Rosegger durch seine Kritik, die das überraschende Volksstück mit wenigen lauwarmen Zeilen abtat und die auf Rosegger, den verdächtigen Autodidakten, als Verfasser münzte. So trat dieser mit einem klug überredenden Gegenaufsatz dem blasierten Herrn entgegen; fast leidenschaftlich klingt sein Wort: „Es sieht aus, wie ein Sensationsstück, wie ein Tendenzstück, wie ein Parteistück. Und so ist es auch. Die Partei ist die Menschheit und die Menschlichkeit, kämpfend gegen die Unmenschlichkeit; diese Tendenz ist in dem Stück auf das tiefste erfaßt und auf das konsequenteste durchgeführt. Wenn der Pfarrer von Kirchfeld in jenen schweren, ja unwürdigen Verhältnissen, unter denen heute noch der katholische Geistliche schmachtet, sich selbst verleugnet, um die Ehre seines Standes zu retten, so erfaßt uns Wehmut. Wenn wir aber sehen, daß die Kirche mehr noch verlangt von dem Manne, der ihr sein Glück geopfert; wenn wir sehen, daß dieser Mann gegen die Menschlichkeit, gegen seine sittliche Überzeugung handeln soll, wie dem aber doch diese höher steht als die Satzungen der Kirche, wie er liebreich den verkommenen Wurzelsepp aufrichtet, wie er dessen Mütterlein, das sich selbst das Leben genommen, ehrlich begräbt und wenn wir sehen, daß er deshalb vor den Richterstuhl beschieden wird, und daß ihm eine trübe Zukunft bevorsteht, — so zittert uns das Herz. ‚Der Herrgott will ja nicht, daß der Mensch unglücklich sein soll sein ganzes Leben lang!‘ ruft der Wurzelsepp, der dem starren Gesetze der Kirche ein verlorenes Leben und ein wahnsinnig Mütterlein verdankt. Und Anna Birkmeier? Still entsagt das junge Herz, still wie der Pfarrer Hell und still wie der alte Pfarrer von St. Jakob in der Einöd. Überall trifft den Unschuldigen kaltes, starres Entsagen. Und wofür? — Es wird nicht ausgesprochen auf der Bühne, wie es nicht ausgesprochen wird im Leben, aber es ist zu lesen an den Gestalten, es zittert in der Luft, daß es nicht sein soll, — der Herrgott will ja nicht, daß der Mensch unglücklich sei sein ganzes Leben lang!“

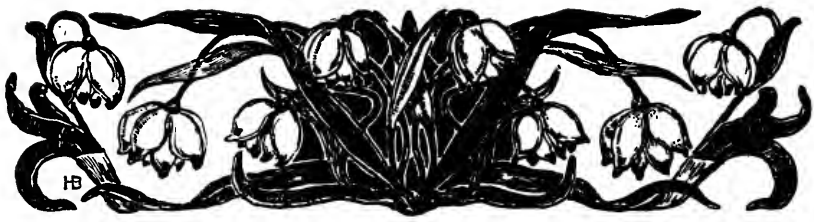
Darüber ward ihm der Zeitungsschreiber böse und der Dichter ward ihm gut. „Nach der Veröffentlichung meines Aufsatzes schrieb mir ein gewisser Ludwig Anzengruber aus Wien, daß er der Verfasser des Stückes sei, welches ich so mannhaft und warm in Schutz genommen.“ Das Stück machte ausverkaufte Häuser, — Martinelli spielte den Wurzelsepp, — nachdem der Bann gebrochen war; die fünfundzwanzigste Aufführung brachte die beiden Poeten beim Fest-

essen für den „Kirchfelder" persönlich in Berührung. „Zwischen uns auf dem Tische hohe Champagnerflaschen und ein sehr üppiger Blumenstrauß", erzählt der Steirer mit Laune; „wir guckten manchmal so ein wenig zwischendurch aufeinander hin, sprachen aber nicht viel. Als eine begeisterte Rede auf ihn gehalten wurde und ich beim Anstoßen aus Begeisterung mein Glas in Scherben stieß, flüsterte mir Anzengruber, im Gesichte tief rot vor Befangenheit, durch die Blumen die Frage zu, ob auch er nun reden müsse. Ich kannte die Pein und sagte, er habe schon geredet." Am anderen Morgen will ihm Rosegger die Umgegend von Graz zeigen; schwerfällig meint Anzengruber, die Naturschönheiten habe er ohnehin in Wien in seiner Schreibstube, sie wollten kneipen und plaudern. Erstaunt fragt unser Naturschwärmer, was es denn im Wiener Arbeitszimmer von Natur zu betrachten gebe — „allerhand", antwortete jener, „ich denk' mir sie halt." Man muß Roseggers Glosse zustimmen: „Es war ein bedeutsames Wort gewesen. Er dachte sich die Naturschönheiten, so wie er sich seine Bauern dachte. Ach, selten hatte er Gelegenheit, das ernstheitere Landleben zu beobachten und zu genießen. Denn mit der Gesundheit und Weltfreudigkeit, wie man sie auf dem Lande findet, war es bei Anzengruber nicht zum besten bestellt. Alle Achtung vor großartiger Dichterphantasie, aber es ist doch ein Unterschied, ob man sich die schöne Natur und die gesunde Luft und die natürlichen einfältigen und vielfältigen Menschen bloß denkt, oder sie wirklich sieht und erlebt." Wie sie gemütlich beisammen saßen, machte der Kirchfelder dem Grazer in aller Form seine Liebeserklärung mit den charakteristischen Worten: „Mein Pfarrer hätte den Weg schon auch allein gemacht, aber wahrscheinlich sehr langsam, und gerade dieses Stück taugt für die jetzigen Tage. Darum haben Sie mit Ihrem Aufsatze, der in vielen Zeitungen abgedruckt wird, dem Kirchfelder einen Freundschaftsdienst geleistet, der Ihnen nicht vergessen sein soll. Ich glaube, Freund, wir halten zusammen." Der Bund war geschlossen, „Wie schon vorher seine Sache die meine gewesen, so war von nun an seine Person fast die meine. Alles, was im Guten oder Schlechten ihm je widerfahren, habe ich so empfunden, als ob es mir selber geschehen wäre." Sie besuchen sich, bald in Wien, bald in Steiermark, und packen Kopf und Herz gegenseitig aus. In ihren Debatten über Tausend und Einerlei vertritt Rosegger den idealeren Standpunkt, zuweilen mit nervöser Leidenschaftlichkeit, Anzengruber beharrt in olympischer Ruhe,

nur hin und wieder in seinem klobigen Wienerisch ein Kernwort, eine Derbheit in die Unterhaltung werfend.

Einem originellen Sonderling sah sich unser Dichter gegenüber, als ihn im Frühsommer 1871 Anzengruber mit in seine Wiener Weinstube verschleppte, wo auch Rudolf Falb, Emil Vacano u. a. verkehrten. Eine stattliche Erscheinung, breitschultrig, mit etwas vorgeneigtem Kopf und einem vollen Gesicht, in dem die kleinen Augen beobachtend auslugten. Er betrachtet den Neueingeführten und sagt wehmütig: „Noch so jung und schon so verdorben", nachdem Rosegger wenige Tage zuvor ein etwas freizügiges Feuilleton in einer Wiener Zeitung losgelassen hatte. „Dabei", erzählt der Angebrummte, „auf seiner Wange und um die Augensäckchen ein schalkhaftes Zucken, so daß ich alsbald wußte, wie man mit diesem Manne daran war. Er faßte mich an der Hand und sagte mit einer großen Herzlichkeit: ‚Es freut mich. Ich habe Sie ja schon lange lieb.'" Es war Friedrich Schlögl, der Wiener Publizist; eine Perle von Mensch, diese Perle lag aber tief, ruhend in einer rauhen Muschelschale. Man mußte tüchtig tauchen. Rosegger tauchte. „Seit jenem Abend waren wir gute Kameraden." Seine Festung, in der Schlögl wohl verwahrt saß, war eine Doppelschichte von Grobheit: eine erkünstelte und eine wirkliche. Beide Sorten zuhauf verfehlten selten ihre Wirkung.

In der Anzengrubergesellschaft zu Wien, der „Anzengrube", war Peter Rosegger ein Ehrengast, der jedesmal mit Jubel begrüßt wurde. Aber niemals blieb er für Anzengrubes Geschmack tief genug in die Nacht hinein beim Weine sitzen. Was half's ihm, daß er auseinandersetzte, er habe andern Tages die schönsten Kopfschmerzen, und die Gesundheit sei ihm die Hauptsache — Anzengruber zog ihm die Worte blitzschnell zu dem Bonmot zusammen: „Kopfweh ist ja auch eine Hauptsache."



Die Älpler und ihre Sonderlinge.

Bogumil Goltz, der originelle Erzähler der fünfziger und sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, der auf seinen Reisen durch die Welt den Blick schärfte für den Menschen und für die Leute, vergleicht einmal das Studium des Volkes mit dem Studium des Sternenhimmels; dieser ist, so sagt der um seiner Jean Paulschen Krausheit willen zuwenig mehr geschätzte fruchtbare Geist, uns das Vertrauteste, das scheinbar Nächste und doch das Geisterfremdeste und Entfernteste. Von jedem Punkte aus bildet das Auge einen scheinbaren Horizont um sich her, der sich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze gibt es im Weltall so wenig als in der elementaren Natur des Volkes. Das Volk ist die lebendige Fortsetzung der elementaren Gewalten, es ist die menschgewordene Natur. Mit Bogumil Goltz ist Rosegger überzeugt, daß im Volke etwas Heiliges, Unbegreifliches ruhe, „ein wandlungsvolles, allgestaltiges und sich doch ewig gleichbleibendes Wesen", ein mysteriöser Zug, in dem wir den Weltgeist spüren, ohne ihn zu durchdringen. Hat Gustav Freytag einst Julian Schmidts Rat weitergegeben, man müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen, wenn man es wahrhaft verstehen wolle, so ergänzt Rosegger: nur in der Arbeit und Sorge ist das Volk liebenswürdig, wahrhaft verständig und groß.*) Studieren kann

*) Für die Bauernschaft hat Rosegger dies Urteil einmal dahin spezialisiert: „Am Sonntag ist der Bauer entweder bigott oder besoffen; beim Amtmann ist der Bauer entweder kriecherisch oder grob; in der Stadt ist der Bauer entweder verschmitzt oder blöde. Bei seiner Arbeit aber fühlt er den angestammten Boden unter sich, da ist er von jener würdevollen Schlichtheit, von jener treuherzigen Heiterkeit, die Gleichgewicht in sein Wesen bringt. Auch der Bauer ist gebildet, aber nur beim Pflug, bei der Sichel, bei der Axt."

man seinen Charakter nicht, man muß ihn mit erleben in seinem eigenen Fleisch und Blut. So ist denn das Naturkind der Alpen der berufene Führer zu den Älplern und ihren Sonderlingen. Er hat die reichen Ergebnisse seiner Beobachtungen in drei Werken niedergelegt: Volksleben in Steiermark (1870); Die Älpler in ihren Wald- und Dorftypen (1872); Sonderlinge aus dem Volke der Alpen (1875). Von grundsätzlicher Bedeutung ist Peter Roseggers These: Die Unwissenheit, mehr noch die Heimatliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Konservativen sind die mächtigen Hüter der volkstümlichen Ursprünglichkeit; die Tradition ist des Landmanns Lebensnerv, die Religion ist seine Seele. In kleinen Bildern von großer Echtheit hat der Poet und der Kulturhistoriker die Vertreter seines Stammes aus seinen jungen Jahren und aus seiner Mannesgegenwart festgehalten. Wo sie wohnen, diese Älpler und ihre Sonderlinge? „Die Berge ringsum halten Hochwacht — die Felswände stehen da, trotzig und gewaltig, als bildeten sie die Grenzen der Welt. Zwischen den Wänden liegen Wälder, zwischen den Wäldern Wiesengründe und kleine schier unfruchtbare Felder, auf denen kaum der Hafer reift, weil der Sommer mitsamt Frühling und Herbst oft nur vier Monate dauert. Und endlich im Schatten des Waldsaumes, an kleinen Schachen und Felshügeln, oder auf breiten Lichtungen stehen die Häuser und Hütten, und darin regen und bewegen sich Menschen, junge und alte, lebensfreudige und lebensmüde — sie weben und streben, jauchzen und klagen, lachen und weinen, singen und ruhen, heiraten und sterben und werden wieder geboren. . . ."

Beginnen wir mit dem „Volksleben"!

Der Pfarrer im Gebirge, von Rosegger reflektiert als ehrwürdiger Greis auf einer Hungerstelle, ist der großen Welt so fern wie dem Streit um die Dogmen fremd; er lebt in bitterer Armut mit seiner ebenso armen Gemeinde, deren Freund und Berater, Seelsorger und Doktorsmann er ein halb Jahrhundert hindurch ist, bis der jüngere ihn ablöst. Der Schulmeister, aus derselben „guten alten" Zeit, ist Mesner und Chorführer, Musiklehrer und Gemeindeschreiber, Ministrant und daneben auch zuweilen Schullehrer gewesen, von allen Bauern gemaßregelt, des Pfarrers Knecht, der Jugend Spott. Sein Gehalt die Naturalabgaben der Häuser, deren Kindern er die Buchstaben und die Noten beibringt, sein Leben ein Elend. Auch das ist vorüber. Der Hausknecht der Dorfkirche ist der

Kirchenwaschel, ein anspruchsloses Faktotum, das es besonders mit dem heiligen Leonhard hält, der seinen Schöps zu bewachen hat, daß er gedeihe. Kann eine kleine Gemeinde einen Totengräber nicht beschäftigen, so begnügt sie sich mit dem Schaufelbuben, der sich seine eigene Theologie zurechtzimmert: „Ja, das ist eine Kunst, am jüngsten Tag, wenn auf einmal die Posaune bläst: Allo marsch, auf! und meine Arme sind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Füße sind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnschale hat so ein Studiosus in der Stadt zum Zigarrenaschentiegel! Wo nun schnell alles nehmen und nicht stehlen? Eine Kunst, sag' ich, ein solches Auferstehen!" Treu ist die Grabinschrift: „Hier liegt Nothburga Stöger, sie starb, versehen mit den k. k. Sterbsakramenten" ... Ein Seitenstück zum königl. preußischen Christentum.

Die Komödienspieler zu Wensgau legen mit ihrem frommen „Paradeisg'spiel" am zweiten Weihnachtstage Ehre vor den Dörflern ein, besonders aber die schöne Tochter Ada des „Gott-Vater" Kirchrigler — sonst Großbauer und Dorfrichter —; er nötigt sie, als Adam aufzutreten, wegen der guten Sitte, sie schmuggelt den Schulmeister-Alex, den sie gern hat, als — Eva ins Spiel, damit doch das rechte Paar beisammen sei! Kein Wunder, denn der Schulmeister, der alles angezettelt, macht den Luzifer und hat sich die Hörner aufgesetzt. Eine Probe vom Szenarium dieser Dorfbühne: „Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halbkostümierte Männer eine bauchige Getreidewindmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräte dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gott-Vater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstünde Luft und Wasser und alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle." Der Text des Spiels ist entzückend einfältig; es schildert die Erschaffung der Welt, die Versuchung der ersten Menschen und ihren Fall. Der Zwiespalt zwischen Gott-Vater und Luzifer — sein Thron in der Hölle ist eine Fleischbank! — ist der dramatische Höhepunkt des Tanzbodenspieles. Wir machen ferner die Bekanntschaft des ehrenfesten Gemeinderichters, der für drei Jahre sein freiwilliges Ehrenamt verwaltet, in das das Vertrauen seines Dorfes ihn beruft; er schlichtet die Händel, auf dem Herde sitzend und die Pfeife schmauchend, aber er weiß auch den Birkenstock kräftig zu handhaben, wenn's not tut. Er hält auf Zucht und Sitte, er leitet die improvisierten nächtlichen

Patrouillengänge von Haus zu Haus, die auf Vagabunden fahnden; er verordnet auch den Armen für die alten Tage die „Einleg", die sie zu Bettlern macht von einer Woche zur anderen, — ein wanderndes Armenhaus. Die Hausfrau — des Verfassers Ideal einer Hausfrau — ist eine emanzipierte Gebirgsbäuerin; sie hält auf gleiche Rechte und Pflichten und verwaltet ihr Ministerium des Innern so selbständig wie der Bauer sein Ministerium des Äußern. Sie ist nicht zärtlich, aber treu; des Hauses Ehre geht ihr über alles, und ihre Kinder nährt sie selbst! Die Zuchtdirn ist das Aschenbrödel im Hause, kinderreichen armen Familien zur Erziehung von wohlhabenden Höfen abgenommen. Nicht jede wird später zu einer Hochriglerbäuerin erhöht; aber fast jede ißt ihr Brot im fremden Haus mit heimlichem Seufzen, wie das fleißige Agerl. Und wie vielen dieser verachteten Mädchen zeitig das Schürzenband zu kurz wird. . . . Nicht besser, aber oft noch schlimmer ist das ledige Kind gebettet, wie Poldels, des Strohknechts beim Pimperklangbauern, Hansel. Die Schafmagd Traudel beim Haberveit ist eine vergeßliche Mutter, und alle stoßen den willigen Jungen herum, bis er Soldat wird — anstatt des Fritz, den der reiche Bauer durch ihn loskauft. Der Halbpelzer oder Halbtrottel ist zumeist ein an Leib und Seele verwahrloster Bursche, einem Bettelweib aus Erbarmen auf der Straße abgenommen und mit Herzlosigkeit traktiert. Auch in ihm regt sich in aller Verkümmerung der Mensch — doch er mag sich winden wie er will: er kommt zu kurz am Tische des Lebens. Tiefer steht der Kretin, wenn schon sich unter den Halbkretins manch einseitig pfiffiger Kopf befinden kann. Rosegger spürt nach den Gründen des in den Alpenländern bis nach Savoyen verbreiteten Kretinismus und urteilt: „Die Haupturſache der kretinischen Anlage dürfte wohl die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens sein. Diese hängt nicht allein von der Lage, den Höhen und Vertiefungen des Gebirges ab, sondern auch von der Formation desselben. Die derben und festen Gebirgsarten, wie z. B. die quarzig-kristallinischen Urgebirg- und Grauwacken-Formationen, sind nicht geeignet, die Feuchtigkeit in sich zu saugen, wie dies etwa bei der Kalkformation der Fall ist. Und in der Tat finden wir in den Gegenden des Urgebirgs und der Grauwackenbildung die meisten kretinischen Anlagen." Daneben kommen Vererbung und allerhand Vernachlässigung stark in Rechnung. „Ein Mittel, um das Übel schon in seinem Keime auszurotten, wäre Kreuzung der Ehen zwischen den Gebirgs-, Tal- und Hügelbewohnern.

Bisher hat der Militarismus viel zur Erhaltung des Kretinismus beigetragen. Die körperlich und geistig gesunden Männer wurden dem Lande entzogen und zuweilen als Kanonenfutter verwendet; die Krüppel und Blöden blieben daheim mit der Obliegenheit, ihre Gattung fortzupflanzen."

Die Gelehrten des Bauernhauses pflegen alle vier Fakultäten: der alte Ausgedingvater kuriert als Viehdoktor mit dem Aderlaßeisen, der Michelsteiner ist der Bauernjurist, der die Petenten aus seinem verschnörkelten Gesetzbuch bescheidet; das Büblein und die welke Großmutter vertreten die einfache und die verzwicktere Gottesgelahrtheit; der Philosophie endlich ist der Knecht beflissen, der in seiner Strohkammer den hundertjährigen Kalender frisch aufbessert und die Witterung erforscht. Die Hebmutter, die Vertraute der jungen Bäuerinnen mit ihrem geheimnisvollen Handkorb, ist ein wesentliches Stück des dörflichen Aberglaubens; ihr zur Seite steht die Godl, die ihre Patenschaft als eine Lebensstellung auffaßt und für ihren „Göden" einsteht mit „Kresengeld" (Patentaler), „Brautpfaid" und gutem Rat, bis sie ihm den „Übertan" — das Sargtuch — kauft für seine Truhe, wie sie selbst unter der Leinwand ihrer seligen Patin schlummern will. Was ist die zumeist inhaltlose Patenschaft der großen Stadt, die mit dem obligaten silbernen Löffel ihre Aufgabe an dem Kinde für erledigt hält, gegen diese organische Eingliederung des Paten in den Hausverband des Lebens! Es ist die Freundschaft in der edelsten Gestalt. Der Schleuderer-Hansel birgt in seinem grauen Ballen auf der Holzkraxe die bunte Welt; er weiß dem Bauern die Brieftasche, der Bäuerin das Eiergeld, den Knechten und Mägden den Jahrlohn zu lockern, er beschwatzt sie alle. Auf Nehmen und Geben ist auch der häusliche Verkehr mit dem Schmalz-Pater gestellt, der im Auftrag seines Franziskanerklosters mit dem großen Zinnkübel zu den Bauern kommt und gegen geweihte Rosenkränze und Heiligenbildchen die Schätze aus Küche und Keller in namhaften Proben mit fortführt, aber auch am gedeckten Bauerntisch dem Weißbrot, Käse, Gugelhupf (Kuchen) wacker zuspricht und mit dem dickbauchigen grünen Kruge vertraulich umgeht — ja beim Scheiden sogar, wenn es sein kann, mit dem Kinn der Bäuerin. ... Nach der Geistlichkeit kehrt die Weltlichkeit ein in Gestalt des geriebenen Viehhändlers, der dem nicht weniger geriebenen Bauern seine Ochsen gegen das so nötige Bargeld abhandelt. Der Händler in den rehledernen Pantalons mit dem hasenhaarenen Hut hat seine Handel-

jause verzehrt und ist pfeifend davon, da humpelt das Bettelweib heran; es weiß sich mit der Bäuerin gut zu stellen und darf bis zum Abend bleiben — aus ihrem abgründlich tiefen Korb entwickelt sie eine kurze, zierlich geschnitzte Tabakspfeife und eine braune Schweinsblase mit Tabak, sie stopft, schlägt Feuer und raucht! Sie weiß das Neueste aus der Nachbarschaft, und findet Schmalz, Butter und Selchfleisch der Bäuerin ausgezeichnet und billig. Die Bratelgeiger spielen zur Faschingszeit zum Tanz auf: der Schusterfritz mit der Baßgeige, der Lappenpatzer mit der Blechpfeife, der Waschelzopf mit der Geige und der Gschwaderbube mit dem Waldhorn. Sie „arbeiten" im Schweiß ihres Angesichtes bis zum hellen Morgen; aber es lohnt die Müh'! Ein ebenso lustiges Vergnügen haben die Wallfahrer, denn die zahlreichen Wallfahrtskirchen stehen an den schönsten Punkten der Alpen, und auch sonst wird für Zeitvertreib nach Kräften gesorgt. Rosegger hat in diesem Bilde die boshaften Züge nicht gespart, um die Verquickung des Weltlichen mit der Kirchenfrömmigkeit zu geißeln. Die Wirtshäuser gedeihen dabei, der Herr Kaplan nicht weniger, und die Mechthildis kriegt ihren Michel. Auch „der Betbruder" ist eine scharfe Absage des Verfassers an eine Jenseitigkeit der Religion, die der Erde vergißt. Der Schmied-im-Berg-Paul hört in seiner Esse die armen Seelen im Fegfeuer ächzen — weil der Blasbalg ein Loch hat; er wird zum betenden Bettler, ihnen und sich den Himmel zu verdienen. Zornig ruft der Volksanwalt: „Sein Haar ist gebleicht vor Gram, vor Alter und von der Sonne, da er ja so selten den Hut auf hat. Ein Trost ist in ihm. Er hat sein Lebtag keinen Ablaß versäumt, weder einen vollkommenen noch einen unvollkommenen. Er hat alle Wallfahrtsorte, Missionen und Kirchweihen besucht; er hat alle Bittgänge und frommen Aufzüge mitgemacht, die zu erreichen ihm nur möglich waren. Er trägt Amulette und Bildchen aus allen Gnadenorten mit sich; seine Stirn ist mit Weihwasser aus allen Kesseln der ganzen Diözese besprengt. Es steht kein Beichtstuhl im Kreis, keine Bildsäule im Wald und auf der Heid', wovor er nicht gekniet wäre. Es gibt keinen Baum an den Straßen, an welchem er nicht seine frommen Gedanken gemacht, keine Haustüre im Gau, an welcher er nicht gebettelt hätte. Reicht man ihm ein Almosen, so sagt er: ‚Vergelt Euch's Gott in den Himmel hinauf und nimmer herab!' Der Himmel, der Himmel, der ist ihm das Höchste — natürlich. Wäre insoweit ja in der Ordnung, hätte nur die arme Menschenseele ihren Frieden, aber das Fegfeuer

und die Hölle! Der Höllengedanke ist des Mannes böser Dämon bei Tag und Nacht, der ihm das Sonnenlicht und die Himmelshoffnung vergällt. Die Erde hat kein Leid, das ihm so tief zu Herzen ginge, als die Angst vor der ewigen Hölle. Ein Körper voll Elend, eine Seele voll Pein — so zittert dieses armen Mannes Leben dahin und mit jedem Schritt dem Tode näher wächst die Angst; und die Religion, die anderen als freundlicher Engel am Grabe steht, wird ihm in der Sterbestunde zum Schreckgespenst ... 's ist eben ein Sonderling, der Paul, meint ihr? In unserem schönen Lande wanken sie herum zu Hunderten. Sie säen nicht, sie ernten nicht und das Land ernährt sie doch. Sie üben nichts Ersprießliches und lechzen doch nach himmlischem Lohn; sie begehen keine Untat und dennoch gibt es keinen Bösewicht im weiten Reich, der das Hochgericht so sehr fürchtete, als diese Armen den Heimgang zur Ruhe! Wer hat das Fegfeuer in die harmlosen Herzen geschleudert? Wann endet eine solche Peinigung unserer Mitmenschen? Wer unter uns wird dieser armen Seelen Erlöser sein?"

Vertraut der Betbruder auf den Himmelslohn, so trägt der Lipp all seine Kräfte in die Lotterie; der Lotterienarr verlernt das Lachen und verliert seine Gulden, die er sauer verdient. „Seine Gestrengen", solange sie noch regierten: der allmächtige Herr Verwalter, vervollständigte die übliche göttliche Dreiheit durch die wichtigste Person, die er selbst repräsentierte; — leider war er nicht ewig, wie die Kollegen des Olymps. Der Gestrenge ist dahin, ebenso wie der Fuhrknecht alten Schlages, der Postillon und der Postmeister; die Eisenbahn hat sie verscheucht, aber das Wirtshaus „zur Post" ist geblieben. Mit grimmem Sarkasmus verspottet Rosegger den Aberglauben der Leute, die in allen Nöten zum Winkeldoktor laufen, einem raffinierten Schuster, der mit Hilfe eines alten Schmökers ihnen so lange Medikamente braut, bis der studierte Bezirksarzt, der nichts zu tun bekommt, das Gericht gegen den Schwindler mobil macht. Wir wissen aus den großen Prozessen der letzten Jahre in Berlin und Tilsit, daß die Städter, selbst in dem Berlin der Intelligenz, dem Landvolk an verbohrtem Aberglauben nicht das geringste nachgeben. Der Winkeldoktor gedeiht wie der „Linksanwalt" und die Kartenlegerin überall, wo Menschen wohnen. Erholend ist nach dem unberufenen Doktor der berufene Briefschreiber des Orts, der sich seine kleinen süßen Leckereien ganz ehrlich mit Briefelesen und schreiben verdient! Schlichte, tüchtige Arbeiter sind die

Kohlenbrenner, die ihre Meiler unermüdlich bedienen und die so einfältig glauben, was ihnen zugetragen wird; Köhlerglaube! Wenn die Flamme aus der schwarzen Decke des Kohlenmeilers schlägt, so brennt sie dem Köhler in den Geldbeutel hinein. „Was lichterloh brennt, das wird zu Asche, was still und im Innern glüht, das ist das Rechte. Es soll ja auch beim Menschen so sein" (Novellen I, 20). Der Pechölmann, der durch einen einfachen Destillationsapparat aus Harz das Pechöl oder Terpentin gewinnt, ist des Bauern Viehdoktor. Nur gut, daß bei seinen Berufsgängen in die Häuser dem armen Schelm, der wegen zu tiefen Anhackens der Bäume oft in den Arrest wandert, von der gutherzigen Bäuerin das Schmalz, Mehl und Salz gratis geliefert wird, aus dem er sich in seiner armseligen Hütte den „Sterz"*) kocht. Ein halbwilder Waldmensch ist hingegen der Wurzelgraber, gewöhnlich ein verabschiedeter Soldat oder ein vazierender Holzhauer, ein abgedankter Köhler oder ein alter Bauernknecht; er macht sich den Winter über nützlich bei den Bauern, die ihn bei sich wohnen lassen, die Sommer- und Herbstmonate aber verlebt er im Hochgebirge. Er findet eine verlassene Holzhauerhütte, eine schirmende Felsenkluft, in der er sich häuslich niederlassen kann; oder er baut sich selbst ein Wohnhaus aus Baumrinden und Ästen und Moos, und wenn das alles fertig ist, so geht er an seine Arbeit. Er steigt alle Schluchten, Hänge und Höhen ab; er gräbt Wurzeln; er kennt sie alle, er weiß von allen, wo sie wachsen, wie sie zu bekommen, wozu sie taugen. Da bringt er Hirsch-, Wolfs-, Süßwurzeln, Beinwurzeln, Brechwurzeln, Enzian usw. Er sammelt aber auch Arnika, Speik, isländisches Moos; er sammelt Schwämme; er schabt das Pech von den Fichtenstämmen, er zapft den wohlriechenden Saft von den Tannen- und Lärchbäumen; er holt die Harzkörner aus den Ameishaufen, er erklimmt alle Felskanten und sucht Edelweiß. Alles ist ihm recht, alles weiß er zu brauchen. Außer von Pflanzen und Mehlspeisen lebt der Herr hauptsächlich von Wildbret — wozu trüge er sonst das zerlegte Doppel-

*) Ich habe mir auf meiner Reise durch die Steiermark hinter Mürzsteg — in Scheiterboden, auf dem Wege nach dem idyllischen Frein — „wegen der Wissenschaft" einmal von einer Bäuerin einen kunstgerechten Brennsterz bereiten lassen, zu dem Weizenmehl verwendet wurde. Das „Einbrennen" und „Ausdünsten" der Speise dauerte geraume Zeit; das Gericht mundete uns vorzüglich. Es schmeckt ähnlich wie die norddeutschen Bratkartoffeln, in Schmalz gelassen, und legt sich schwer in den Magen. Man ißt den Sterz täglich in den Häusern.

gewehr ſorglich unter dem Rock? Gegen alle Teufelsgefahren ſchützt ihn das Weihwaſſer und das Amulett auf der Bruſt, vor allem aber der eine der drei echten Nägel Chriſti, den jeder Wurzner beſitzt: die beiden anderen hat der Patriarch in Jeruſalem und der Papſt zu Rom. ... Vier Monate ziehen alljährlich auch die Sennin und der Almbub hinauf auf die Höhe, dem Dienſtherrn Käſe und Butter zu bereiten. So jung und ſchön, wie die Phantaſie der Städter ſie ſich gern ausmalt, ſind dieſe Damen allerdings zumeiſt nicht; eine Sennin unter vierzig Lenzen ſchickt der Bauer ſelten auf die Alm. Aber neben der Arbeit geht doch die Kurzweil nicht ganz leer aus; und iſt die Sennin doch einmal jünger, ſo ... gibt's auf der Alm bekanntlich ka Sünd'. Mit ſicheren Strichen charakteriſiert Roſegger die Männerwelt der Sennhütte: den Kernthaler-Franz, den Rößeltoni, den Salzburger-Hans, den Hirlacher-Mirt. „Kecke Burſchen ſind es auf und auf. Feſtgeſpannte, abgeſchliffene Bockledерhoſen tragen ſie, dicke Häute, die nur an den Nähten etwa hie und da ein wenig auseinanderklaffen, ſchier geſprengt von den ſtrammen Geſtalten. Die Knie ſind nackt und rauh und braun wie Föhrenrinden. Bis über die halben Waden gehen die buntgeſtrickten Wadenſtutzen empor, oben nach außen übergeſchlagen, unten über den Knöcheln, die nackt ſind, zuſammengebunden. Niedere Bundſchuhe dann, mäuſegrau und hart wie Holz, haben ſeit undenklichen Zeiten ſchon keine Fettung mehr erfahren, aber derb beſchlagen mit Hakennägeln, welche wie Silber funkeln im glatten Schliffe, den ihnen das Geſtein des Hochgebirges verliehen hat. Ferner trägt jeder einen breiten Ledergurt mit der Meſſingſchnalle vorn über dem Prachtſtück der Bockshauthoſe, dem mit weißen Fäden kunſtvoll ausgenähten und verzierten, an zwei Knöpfen oben befeſtigten Bauchfleck. Dieſes Prachtſtück iſt nicht leicht zu beſchreiben. Die Joppen der Burſchen, aus grobem, fadenſcheinigem Tuche mit den über den Achſeln aufgefalteten Ärmeln, ſind rückwärts ſo kurz, daß ſie zwiſchen ſich und dem Ledergurte drei Finger breit das ‚Rupfenhemd' ſehen laſſen. Der Hirlacher-Mirt hat an ſeine Vorderärmel noch je einen Lederfleck geheftet, auf daß beim Klettern, Anſtemmen und Ankriechen in den Wänden die Joppe nicht zu ſehr leide, an welcher jedoch, unſerer Meinung nach, nicht allzuviel mehr zu verderben ſein kann. Meſſerbeſteck in der Hoſentaſche. Rückwärts über dem Schienbeinknochen ein ſtrammgereidelter Tabakbeutel aus Schweinsblaſe, und daran gängelnd ein langer Pfeifenſtierer, aus Draht zierlich gewunden. Der Mirt hat ferner eine Weid-

taſche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Tieres noch hängen, das dieſe Taſche einſt als bluteigene Haut getragen hat. Über der Bruſt die kamelhaarenen Hoſenträger; um den Halskragen etwa ein verblaßtes, zerfaſertes Seidentuch loſe gewunden; auf dem Haupte den arg zugerichteten Filz mit den kecken Hahnen- und Geierfedern (nur der Kerntaler-Franz trägt auf ſeinem Hute einen Strauß von Almrauſch und wildem Thymian); wirre Locken in der Stirne, buſchige Schnurrbärte und ſchneeweiße Zähne darunter — da habt ihr die Kerle, wie ſie leiben und leben." Mit keckſter Schlagfertigkeit tauſchen ſie die pointierten Reden und Gegenreden — die unzähligen Volkslieder und Vierzeiligen, die ſie ſich in guter und übler Laune zuwerfen.

Den Wildſchütz ſucht uns Roſegger menſchenfreundlich näher zu bringen als praktiſchen Kommuniſten, der bei dieſer älteſten und natürlichſten Staatsform unter den Menſchen ſtehen geblieben iſt; er macht die intereſſanten Angaben: „Er iſt der Geächtete. Seine Kleidung beſteht aus ungegerbten Tierfellen, ſein Haus aus Felsklüften und Nebel, ſein Gemüt aus Bitternis, ſein Leben aus Elend. In den Rottenmannertauern lebte ein Wurzner, der einem der herrſchaftlichen Jäger ſechzehn Jahre lang das Pulver abgeſchwätzt hatte, weil er ſo unſäglich an der Magengicht leide, für die ihm friſches Schießpulver das einzige Labſal böte. Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings indirekt, durch den Rehbraten zu kurieren vermochte. In der Küche des Wilderers herrſchte oft mehr als ſpartaniſche Einfachheit. Häufig war nicht einmal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verſtopftes Glasfläſchchen mit Glühwürmern gedient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geſchlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, ſo ſtand wieder nicht immer der Topf bereit, und oft genug geſchah es, daß das Hirſchfleiſch zerkleinert in der Hirſchhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt, mit Waſſer gefüllt, dem unter ihr lodernden Feuer leicht zu trotzen vermochte. Die Suppe wurde aus geſottenem Heu gewonnen, die, wäre ſie mit Zucker und Rum zubereitet geweſen, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Surrogat für unſeren Holländertee abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden ſelbſtverſtändlich dürre Buchen-, Ahornblätter uſw. benutzt — und ſo hat Gott dieſe ſeine Wildvögel ganz gewiſſenhaft ernährt." Die Verallgemeinerung des Jagdrechts hat in Verbindung mit anderen Faktoren, wie der größeren Erſchließung der Gebirgswelt

durch den Touriſtenverkehr, die berufsmäßige Wilddieberei erheblich eingeſchränkt; aber gänzlich fallen wird ſie erſt mit dem letzten Stück Wild, ſie ſteckt den Älplern zu tief im Blut.

Die letzten ſechs Abſchnitte des Werkes betreffen die Martertafeln, den Hintergebirgler, die bäuerliche Höflichkeit, Gemütlichkeit und Humor, Eitelkeit und Übermut, Liebestreue und eine liebe Einfalt. Zwei Marterl-Inſchriften: „Frommer Chriſt, ſchau in dieſen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Reg vulgo Adlerwirtin in Kreuth, zu Ende ſein. Sie iſt über den Steg geglitten und tut um ein Vaterunſer bitten.“ Oder: „Wanderer, hier halt an und denk, was auch dir geſchehen kann, hier hat ein wildes Rind die ehrſame Magd Johanna Moſer umgebracht. Jetzt iſt ſie in der Todesnacht; ſeid ihrer mit einem Vaterunſer bedacht.“ Das Hauptkontingent der gewaltſamen Todesfälle ſtellen die Bergknappen, die Holz- und Fuhrleute. Man kennt die ſchrecklich-ſchönen Malereien der Martertafeln;*) doch mitunter können Martertafeln auch zu etwas anderem gut ſein. „In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher ſieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und drüber der heilige ‚arme Lazarus‘, der ſeine Strahlen auf die Toten warf. Die Inſchrift lautete: Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben tut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus Numero ſiebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Flicken.“ Dem Mann konnte wenigſtens noch geholfen werden! Roſegger ſpricht über Boden und Art der Hintergebirgler und ſieht in der Touriſtik, der Volksſchule und der allgemeinen Wehrpflicht die weſentlichen Gründe für die immer rapider ſich vollziehende Umgeſtaltung der ländlichen Verhältniſſe, im Bunde mit der Induſtrie und der Eiſenbahn. Ein Reichtum feiner Beobachtungen begleitet uns bis zum letzten Satz der letzten Seite.

* * *

Roſegger will den Band: Volksleben in Steiermark den um zwei Jahre jüngeren Älplern als Ergänzung beigeſellt ſehen. Etwas „ſeines Volks Würdiges“ möchte der Dichter geſtalten. Er charakteriſiert die Bewohner der Steiermark, beſonders die des oberen Landes, und bevorzugt in allem die Bauernſchaft. Wo er

*) Es fällt dem Touriſten auf, daß in Steiermark und Salzkammergut viel weniger Martertafeln am Wege ſtehen als etwa in Tirol, wo ſie ſtreckenweiſe, wie im Ötztal, eine wahre Plage ſind.

kann, gibt er runde Lebensbilder. Er will nicht prüde sein in Sachen der Liebe und der Religion seiner Landleute, die Wahrheit soll ihm die Feder führen. Er will festhalten, was im Leben zum Teil schon zu entschwinden droht: „Die Ursprünglichkeit des Volkstums ist im Untergehen. Die durch alle Täler ziehenden Eisenbahnen mit dem, was sie bringen und nehmen, ersticken, wenn auch nicht sofort den Kerncharakter der Bevölkerung, so doch die ungezwungenen Äußerungen desselben, die alten Sitten und Gebräuche, Lieder und Sagen, und schließlich selbst die alte Anschauungsweise. Manche Zustände, wie ich sie in diesem, stets der alten Sitte Rechnung tragenden Buche darstelle, sind schon heute verblaßt und gefälscht. Vieles derlei Zugrundegehende ist allerdings so beschaffen, daß wir es nicht beklagen wollen; aber damit fällt leider auch anderes, echt Poetisches, für das Gemüt Tiefbedeutsames, wofür der Geist unserer Zeit keinen Ersatz zu bieten vermag."

Wir durchwandern mit ihm das steirische Haus. Der hölzerne oder steinerne Bau ist errichtet, nachdem das alte Haus niedergebrannt ist; der Hausſegen wird vom Dachfirst aus gesprochen, das Weinglas in die Tiefe geschleudert und der bunte Wipfel auf den Giebel gesteckt.

„Gott beschütze dieses Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorübergeht,
Das Haus zur Einkehr offen steht,
Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund
Und stets gesegnet viel' Tag' und Stund'!
Sankt Florian beschütz' euch all',
Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
Die scheckigen Küh', die braune Kalb'n,
Die treibt fein lustig auf die Alm;
Dort oben gibt es grüne Wasen,
Tun Küh' und Kalben friedlich grasen!
Ich rufe an den heiligen Erhardi,
Den heiligen Patrizi und Medardi,
Und ich lade sie ein ins neue Haus,
Und Maria Mutter Gottes auch;
Und die heiligste Dreifaltigkeit
Zum Schutz und Segen in Ewigkeit!"

Die „Buttertragerin" bringt vom Nachbarhause zur Einweihung Schmalz und Butter; geheimnisvolle Symbole treten dazu, wie das Unberührtlassen des Grundsteins und die geweihten Weidenzweige an den vier Ecken des Hauses zum Schutz gegen die Elemente. Die

Wohnungen des Volkes sind die treuesten Verkörperungen seiner Seele. Abseits von Haus, Stall und Scheune steht der „Feldkasten", ein fester, niedriger Bau im Schatten einer Riesentanne, des Bauern „Schatzkästlein"; dort birgt er sein Geld und die Vorräte für den Fall eines Hausbrandes. Mit Andacht führt uns Rosegger an den Tisch in seinem Vaterhause, in dessen Geheimfach das Hausarchiv ruht und über dem die Betschnur hängt mit ihren achtzig Kügelchen für Ave Maria uud Vaterunser en gros: dem Rosenkranz. „Die besten Dorfkatholiken sind nur zu zwei Drittel Christen; das übrige Drittel ist der Abstammung gemäß pures Heidentum." Das Altarl versammelt die Hausgötter, unter denen, neben der Dreifaltigkeit, die heilige Notburga besonders geehrt wird; in aller Not des Hauses aber erscheint das Kruzifix auf dem Tische — „dieses rauchgebräunte hölzerne Kreuz ist vielleicht der letzte Gegenstand gewesen, in dessen Bild das Auge des Vaters und Großvaters gebrochen. So muß der Sohn wohl mit Ehrfurcht an dem Zeichen halten." Rosegger betont den innigen Zusammenhang zwischen Religion und Poesie und zeigt, unter dem Schutz des bäuerlichen Trudenkreuzes, die Verflochtenheit des Landlebens mit sinnigen und unsinnigen Formen des Aberglaubens. Neben der Poesie wütet da oft die Abscheulichkeit! Traulicher plaudert sich's von der Uhr mit ihren hölzernen Rädchen, die drei Bauern überdauert und vom vierten gegen eine Kuckucksuhr vertauscht wird, sofern das „Zeugel" des Knechts mit dem mächtigen Schildkrötengehäuse nicht ausreicht. Die Handwerkerbank ist die Werkstätte für den Schuster und Schneider im Hause, denn der Bauer alten Schlages hält es mit der Hausindustrie. Allen voran geht der Weber. Sie gehören beinahe zum festen Hausbestand. Kommt noch willkommenerer Besuch, der geehrt werden muß, wie die Muhme oder gar die Gevatterin, so tritt die „Heimsucherpfann" in Aktion, in der der frischduftende Eierkuchen serviert wird. Wertvoll ist Roseggers Notiz über den Bauernkalender. Er ist in lauter Zeichen verfaßt, Hieroglyphen, die dem Bauer, der nicht lesen kann und nicht lesen mag, verständlich und wichtig sind. Der Kalender wird dem ganzen Hause zur Familiengeschichte, sie heften einen Jahrgang sorgsam zum andern. Evangelium und Religion, Sitte und Talisman, Tagebuch, Hauschronik und Kalender — alles ist ihm dies billige, seit fast einem Jahrhundert überall verbreitete Büchlein mit seinen bunten und schwarzen Tafeln und Symbolen. Kann der Bauer oder seine Hausgenossen aber lesen, so finden sich in dem

Bücherschatz des Hauses neben dem Kalender noch Heiligengeschichten, Märchen-, Räuber- und Rittergeschichten, an denen an den Sonntagen schwerfällig lautiert wird. Ferner hat die Bäuerin etwa einen ganz besonderen Schatz, der in doppeltes Schweinsleder gebunden nur für die hohen Festtage bestimmt ist. Der Titel desselben lautet: „Himlisch vnd Erquickende Morgen-Röt/ Das ist: Geistreicher Schatz der wolriechenden Morgen-/ Abendt- vnd Meß-Gebetter/ Bueß-Psalmen ꝛc. Allen in GOTT lebenden Seelen zu Nutz vnd mehreren Eyfer zusamen getragen vnd mit schönen Bildern geziert. Der Allerheiligsten/ Großmächtigsten vnd Vnüberwindlichsten Fürstin vnd Frawen/ Frawen/ Jungfrawen Mariae/ gekrönten Kayserin deß himlischen Reiches/ Großherrscherin der neun englischen Heerscharren/ Gebohrenen Königin zu Israel/ Großfürstin deß gelobten heiligen Landes/ Fürstin aus Judaea/ triumphirende Zerknirscherin der alten Schlangen/ gewaltigen Widerbringerin der Heyden/ siegreichen Verweiserin der Ketzer/ allmächtigsten Fraw der ganzen Welt/ Jungfräwlichen Gesponss vnd Muetter deß Allerhöchsten/ ꝛc. — seiner nach GOTT allergnädigsten Kayserin vnd Frawen/ Frawen/ Allerheiligsten vnd Jungfräwlichen der GOTTES Gebährerin Majestet demütigster Knecht J. J. K. T.“ Das ist dickkatholischer Marianismus! Hilft er auch gegen die Steuernot, die sich in den Eintragungen des bitterbösen „Stiftbüchels“ dokumentiert? Vor Zorn bebend ruft Rosegger über den „außerordentlichen Zuschlägen“ zu der Grundsteuer: „Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Existenz; — da tritt ein Mann in die Hütte und ruft: ‚Geld! Gib her!‘ und dann hingeben! Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der Hütte des Staatsbürgers bleibt das Elend.“

Das neugeborene Steirerkind, um das die Hetschenwaberl bebesorgt ist, muß sofort zur Taufe; man läßt das arme Wesen nicht einmal zur Mutterbrust, es komme denn als strenggläubiger Christ. Die Wiege wird, wenn alle auf Feld und Wiese sind, ruckweise von einer Schnur geschüttelt, die von der Stube durch die Wand in das Freie zum Hausbrunnen geht, wo ein Wasserrädchen sie in Bewegung setzt. So entsteht ein gleichmäßiges Wiegen, und das plätschernde Rädchen singt das „Heidllied“ dazu. „Das Fensterl“ weiß von heißem Jugendblut zu erzählen, das in der Samstagnacht der Natur nachgeht, aber auch von harter Selbstbezwingung und starker Entsagung. Um so strahlender leuchtet den Glücklichen die

Sonne ihres Hochzeitstages, deſſen Symbol der „Brautſtab“ iſt oder war, ein vier Fuß hoher Stock mit Knopf und Quaſte, das Zeichen der Würde und Herrſchaft in des Mannes Hand. Überraſchend dürfte manchem die Gloſſe ſein, daß der geladene Steirer Hochzeitsgaſt ſeine Zeche ſelbſt zahlt und wenn ſie auch pro Perſon ganze drei Gulden koſtet, nachdem der Feſtordner, der „Bidelmann“, ſeine launigen Scherzreden zum beſten gegeben hat. Das Hochzeitsmahl iſt ein dreimaliges „Zuſammenſitzen“ von jeweilen fünf bis ſechs Gerichten. Neben dem eigentlichen Haus und Hof baut ſich der kluge Bauer das Kleingut oder Ausnahmhäuſel, ein Häuschen mit Garten und ein wenig Ackerland; er weiß aus ſeiner eigenen Jugend, daß ein Tag kommt, wo er ſich mit ſeiner Alten neben den jungen Hofbeſitzern überflüſſig vorkommen wird. Es iſt gut ſo. Übergibt der Bauer dem Sohne die Wirtſchaft, ſo führt er ihn rings um die Grundbeſitzung und gibt ihm bei jedem Grenzmarkzeichen eine kräftige Maulſchelle: das „Merkstabel“, das ihn auf die Grenze achten lehrt. Bei Gemeindegrundſtücken wird der Brauch alle zehn Jahre geübt; die Burſchen empfangen dabei zu jedem Backenſtreich von den ausübenden Gemeindeälteſten ein Silberſtück. Das „Leichenbrett“, auf dem der Tote drei Tage liegt, wird für jeden einzelnen Fall entſprechend geſchnitten; nach dem Begräbnis verſieht es der Dorfmaler mit den nötigen Notizen, dann wird es außen an die Wand des Hauſes oder der Scheune geheftet. Klappern dieſe Leichbretter, ſo kann der Tote im Grabe die Ruhe nicht finden. Auch wenn ſie ihm der Dorfphyſikus vor der Stadt ſchon amtlich beſcheinigt hat und an dem regulären Totenmahl keine Maß mangelte. Zum Hauſe gehört nicht an letzter Stelle für den Bauern die Kirche; „das Gotteshaus auf Erden! Das iſt eine jener zahlloſen Ideen, durch welche ſich die Staubgebornen emporheben aus dem Staube, gleichwie ſich die Rebe rankt an den himmelwärts ragenden Stab. Solche Ideale, ſie mögen heißen wie immer, ſind göttlich, ſobald ſie fähig ſind, Menſchenſeelen zu tröſten, die, nach dem Rechten ſtrebend, mit den wilden Wogen dieſes Lebensmeeres ringen.“ Roſegger muſtert den geweihten Raum und ſeine Beſucher, unter denen er auch die „himmliſchen Meſſalinen“ nicht vergißt, und zeichnet mit bitterer Luſtigkeit das Bild eines kirchlichen Lebenslaufs: „Seine erſte Bekanntſchaft, das iſt ſelbſtverſtändlich, machte der Nagelſchmied Auguſtin mit dem Taufbecken. Dann nach ein paar Jahren kam der kleine Auguſtin zur erſten Beichte und ſteckte ſein rotes Näschen

durch das Schubfensterchen und log in der Eile dem Priester ein paar Sünden in den Beichtstuhl. Ein halb Stündchen darauf kniete er am „Speisegitter" und reckte sein Zünglein hervor, auf das die Hostie gelegt wurde. Durch die Sakramente begnadet, wurde der Augustin Ministrant und diente dem Priester bei der Messe; dieses englische Amt trug sogar Geld; für eine gewöhnliche Messe einen, für eine bezahlte zwei Kreuzer. Über das weiße Ministranten-Jöpplein hinausgewachsen, wählte der Augustin den Strick und läutete die Glocken auf dem Turme; er läutete zu den Gebetzeiten, zu Todesfällen, zu Gewittern, bei Feuersbrünsten und allen Gelegenheiten, in denen Glockenklang den Menschen was bedeutet. Später kam er auf den Chor und trat dem Organisten den Blasebalg. Dann, als sein Körper eine ganz besondere Schlankheit gewonnen hatte — der Augustin maß sechs Schuh drei Zoll — eignete er sich zum Lichteranzünden und -auslöschen in der Kirche, und insonderheit für den Klingelbeutel, dem der lange Augustin durch seine ausgreifende und in solchem Dienste immer noch dehnbare Gestalt einen erweiterten Wirkungskreis gab. Er wurde in dieser seiner Kirche getraut. Die Ehe hielt den Augustin indes mit nichten ab, in der Kirche weiter zu fungieren; im Gegenteil, er blies auf dem Chore die Flöte, er wurde für die Sommerprozessionen Fahnenträger, nicht lange nachher Himmel- (Baldachin-) Halter, und als er der Kindlein fünfe zur Taufe geschickt hatte, war der Augustin für wert befunden, an hohen Festtagen unter den Ersten der Gemeinde zu glänzen; er wurde nun, als einer der vier Ältesten, mit dem Purpurmantel bekleidet und war — Windlichtträger, einer jener Männer, die an hohen Festtagen den Priester mit Windlichtern zum Altare, oder am Fronleichnamstage bei der Prozession begleiten. Nebstbei besorgte er zur Weihnachtszeit die Aufstellung des Krippels, zur Fasten die Vermummung der lieben Heiligen in blaue Tücher, zu Ostern die Errichtung des heiligen Grabes und zu Pfingsten die Herabkunft des heiligen Geistes, der vom Kirchenschiffe nieder stets an einer Schnur tänzeln muß."*) Stirbt er aber, der Vielseitige, so ist der „große Kondukt" für ihn bereit.

*) Im Ewigen Licht findet sich folgende Arabeske zu diesem Symbol des heiligen Geistes: „Heute war Kircheninspektion hier; auch Seine Hochwürden, der Prälat dabei. Gottlob, alles in bester Ordnung befunden, nur der ‚heilige Geist' im Kirchenschiff, welcher zu Allerheiligen hätte eingezogen werden sollen, ist damals vom Mesner übersehen worden und hing den ganzen Winter über den Häuptern der Gläubigen. Mir ist das gar nicht aufgefallen, hoffe nur, er wird nicht geschadet haben."

Das zweite Buch beschreibt des Steirers Jahr: sein gelassenes Neujahr, die bunten Umzüge der Kinder auf „Heiligdreikönig“ (6. Januar), den darauffolgenden „Grüß-Dich-Gott-Sonntag“ mit dem neuen Dienstbeginn der Knechte und Mägde. Solange Bach und Teich noch gefroren sind, liebt der Oberländer Steirer das „Eisschießen“, das festgeregelte Vorwärtsstoßen des schweren Eisstocks über die Eisfläche bis zu den „Tauben“: viereckigen Holzpflöcken oder Holzkegeln. Man spielt in zwei Gruppen, die die Engen und die Weiten heißen. Da jedoch die Bauern gern auch in ihrer Kirche ihr Licht leuchten lassen, so macht der Kirchenpropst oder der Dorfrichter, der vor dem Lichtmeßfest in die Häuser sammeln geht, ein glänzendes Geschäft; am Lichtfest strahlt das Gotteshaus den Dank des heiligen Jakobus in lauter frischen Kerzen aus. Die Zeit des Karnevals bis Ostern hin ist die zeremonienreichste, weil hier die erhaltenen Sitten des Heidentums mit den kirchlichen Bräuchen zusammenfallen. Der tollen Fasnacht und dem ebenso tollen „Faschingbegraben“ folgen die Fastenwochen, in denen es mager zugeht auf dem Bauerntisch, zur Freude des Hausetats. In dieser Zeit werden die Kalvarienberge gern aufgesucht mit ihren sieben plastischen Leidensstationen; Rosegger ist nicht gut auf sie zu sprechen — „mit ungezählten Stoßseufzern nergeln sie an Christi Wunden; und des Abends kriechen sie in ihr Stroh mit dem schönen Bewußtsein, unserem Herrgott wieder einen ganzen Tag leiden geholfen zu haben“. Judas der Verräter wird von den einfachen Leuten ehrlich gehaßt; „über dem Altare kniet der Heiland am Ölberge, und neben ihm schlafen die Apostel, und im Hintergrunde erwirbt sich der Judas dreißig Silberlinge. Ein Weiblein, die Spitalthresel wird es genannt, kniet auf dem Backsteinboden. Die Thresel kann nicht singen und nicht beten; in glühendem Haß entbrennt sie gegen den falschen Judas; würgen möchte sie ihn; schon spannt sie dazu die Sehnen der Hand, da reißt die Rosenkranzschnur ab, daß alle fünfzehn Geheimnisse heillos auf den Boden kollern. Der Judas aber steckt seine Silberlinge ein, und es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.“ *)

*) Diese psychologische Erscheinung tritt ebenso deutlich in der Gesinnung der Passionsspieler von Oberammergau zutage: der Charakter ihrer Rolle gibt dem Leben dieser Leute das Gepräge. Darum ist es keines rechten Mannes Sache, den Judas zu spielen. Daß dabei nicht nur das Wesen der Kunst, sondern auch das Motiv des Judas gründlich verkannt wird, liegt auf der Hand.

Der Steirertanz unter Leitung des „Goding“ wird etabliert; das Alm- und Waldleben steigt vor uns auf. Der Gebirgsbauer wird nach Rindern geschätzt. Je mehr Rinder, desto angesehener. Zwanzig Stück Rindvieher, heißt es, muß einer gelten, will er in der Ortschaft das rechte Gewicht haben. Nachdenklichen sprachlichen Bemerkungen über die Namen der Haustiere in seiner Heimat fügt Rosegger die Bemerkung bei: „Ich mutmaße, daß der intelligente Hund von seinem Herrn, welchem er jahrelang ergeben ist, jedes Wort versteht; mutmaße, daß das Haustier überhaupt mehr von uns weiß und uns besser versteht, als wir in der Regel annehmen; daß es uns im allgemeinen treuer ergeben ist, als wir ahnen; und daß es, anstatt sich selbst zu beklagen, uns, die Menschen bedauert als jene unseligen Geschöpfe, die vor lauter Selbstsucht und Eigennutz ihrer Not kein Ende wissen.“ — Das „Brandbrennen“ vertilgt das nutzlose Gesträuch, um durch Ausrotten der Baum- und Grasswurzeln den Boden mit Asche zu düngen und ein fruchtbares Kornfeld zuzubereiten. Feierabend und Samstagnacht sind für den Herzensbrand die geeigneten „Leiter“; dabei singen sie den „Dreispannigen“, von dem es heißt: „Der Dreispannige ist ein wunderlieblicher Gebirgsjodler, der von drei Stimmen gesungen wird. Es gibt wenige Menschen, die diesen Gesang gehört und davon nicht entzückt gewesen wären. Die Gesangvereine in der Stadt singen diesen Jodler wohl auch; sie geben ihm einen prächtigen Namen, tun Kunst dazu, aber das Schönste ist weg. Und die Bauernburschen kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht so einer da, dem hüpft plötzlich, er weiß oft selbst nicht warum, das Herz in die Höhe — es ist eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an, und es wird ein Jodler daraus. Gleich schlägt der Nebenstehende mit an, und ein dritter noch fällt ein und ‚singt über‘. Das klingt hinaus durch das Tal, und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin, all das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!“ Er jauchzt in den Sonntag hinein, an dem sich Geistliches und Weltliches brüderlich vermischen. Die in unregelmäßigen Zwischenräumen sich abspielenden Christenlehren alten Stils in den Waldhütten zeitigen derbvolkstümliche Ansprachen des Pfarrers an die einzelnen Altersklassen und Geschlechter seiner Andächtigen, wie beispielsweise: „An Gott müßt ihr glauben, und nicht an eure Ochsen und Kälber, wie das jüdische Volk in der Wüste. Schimpfen und ehrabschneiden dürft ihr nicht; fluchen dürft ihr auch nicht.

Und an den Sonn- und Feiertagen müßt ihr aus euren Höhlen hervor, ihr Waldbären, und in die Kirche gehen. Das Kartenspielen und Kugelscheiben am Tag des Herrn aber ist eine große Sünd', und das Tanzen zu Männlein und Weiblein ist eine noch größere. Ihr, was ihr Junge seid, dürft euren Ältern nicht mit der Heugabel nachlaufen; ihr müßt ihnen Gutes tun, und müßt ihnen warme Schuh' kaufen. Das Umbringen ist auch verboten; besonders euch Wildschützen sei es gesagt; nicht einmal einen Jäger darf man totschlagen!" Nach der Andacht werden sie dann um so lustiger, die Jungen und die Alten — ja, zuweilen gar der gestrenge Herr Pfarrer. Unter den Volksbelustigungen nennt Rosegger noch das wirkliche Hahnenschlagen, das in Norddeutschland und zum Teil auch im Süden lange schon durch den irdenen Topf abgelöst ist. Eine abscheuliche Roheit: ein lebendiger, fetter Hahn an einen Pfahl gefesselt mit weitem Strick, ein Bursch bei verbundenen Augen mit dem Dreschflegel nach ihm schlagend, bis einer das mattgehetzte Tier endlich erlegt. Lustiger war der alte Grazer Fetzenmarkt; „es war, als ob der Herrgott eine ganze Welt mit reich und arm in Fetzen zerrissen, durcheinandergemengt und auf das Grazer Glacis hingestreut hätte." Man verkaufte und kaufte dort ausrangierten Hauströdel; aber es hingen auch Tränen und Blut an so manchem Stück, und ein Dichter fand Stoff. „Im Haferschnitt" belauscht er die derben Liebesliedchen, die sich die Mädchen mit den Knechten zusingen; der „Leihkauftag" berichtet von ihren Lohnverhältnissen, die ich nicht so armselig finden kann als sie Rosegger erscheinen. Man sollte nicht durch eine einfache Addition feststellen, daß ein Dienstbote in Steiermark in seinem ganzen Dienstleben, bei sechzig Dienstjahren, es nur auf die Summe von 1100 Gulden bringt oder früher brachte, ohne daran zu denken, welche relative Sicherheit und Sorgenfreiheit diese Leute genießen, einen wie viel höheren Wert das Geld für sie hat als in der Stadt, und wie der ausbedungene Geldbetrag wesentlich ergänzt wird durch Kost, Logis und die Christgeschenke. Die Sache klingt härter, als sie in Wirklichkeit sich gibt. Auf der Kirchweih' lassen sie sich gewiß nichts abgehen — die Dirndeln kommen zu ihrem süßen Wein und der Liebste zum Schmatz.

Der Kenner des Landes macht uns mit dem „Graßschnaten" vertraut, dem Herabhacken der grünen Zweige von den Nadelbäumen, die als Stallstreu dienen, nachdem sie die Sonne gedörrt hat, und mit

dem Wintereinläuten, das die Bauernburschen mittels der langen hanfenen „Schnalzgeißel“ am Bartholomäustag auf den Anhöhen betreiben. Das sogenannte „Armenbrot“, das alle Bauernhäuser als Allerheiligenstriezel ohne Wahl verteilen, gehört nebst vielen andern Zügen zu den schönen Menschlichkeiten des Landlebens, die die große Stadt nicht so leicht aufbringt. Allerheiligen und Allerseelen ist voll von sinnigem und törichtem Aberglauben des Volkes; seine Anschauungen von Hölle und Himmel sind dantesk. Das „Fest der Hausehre“, das der Steirer gern mit dem Flachsbrecheln zusammenlegt, zeitigt den originellen Schwabentanz, bei dem eine harmlose Parodierung der Bittgebete zur Gottesmutter beliebt ist; die „Krapfengarb'“, die letzte Feldgarbe, bringt der Weibbub heimlich unter der Jacke in die Küche und haut damit in die Töpfe und Pfannen, daß die Körner hineinspritzen. Die Bäuerin hat dann die angenehme Pflicht, zur Belohnung für den Erntefleiß ihrem Hause reichlich Krapfen zu backen — so viele Krapfen, als Körner in den Pfannen sich finden.*) Den am 6. Dezember vermummt in den Häusern umherziehenden Niklo (St. Nikolas-Knecht Rupprecht) verdrängt mehr und mehr der Christtag selbst. Die „Spanvesper“ vereinigt die Hausgenossen zu Schnurren, Liedeln und Gruselgeschichten an den langen Winterabenden, während die Hände das Holz in Kienspäne „zerklieben“, die ihnen leuchten sollen. Advent spinnt seine heiligen Schleier, und die Weihnachtszeit ist da, eingebettet in Singen und Sagen des dichtenden Volksgemüts. Am Stephanitag lassen sie das Wasser priesterlich segnen, am Johannitage den Wein weihen, und am Tage des Johannes im Dezember sich von den Frühaufstehern im Bett mit der frischen Birkenrute munter machen. Die Dienenden wandern von einem Hof zum andern, oder sie bleiben im selben Hause, bis sie grau werden, und trösten sich über die Mühen des Tages, indem sie sich des Nachts als reiche Herren träumen und etwa mit jenem originellen Bauernknecht**) sagen: „Ich kann mir's auslegen, wie ich will. In der Nacht bin ich Gutsbesitzer und bei Tag bin ich Bauernknecht. Etwan ist das letztere der Traum; wer weiß das denn so genau?“ . . .

*

*) Und was für duftige Krapfen! Ich denke noch mit Dankbarkeit an die wunderbaren Steirerkrapfen, die uns die Steinbäuerin bei Mürzzuschlag in ihrer Küche herbeizauberte.

**) Vgl. Idyllen, 175—183.

Eine bunte Galerie ſind zu dritt die Sonderlinge aus den Alpen. Da iſt der alte Adam, der ſeine guten Freunde nicht miſſen mag: den Apfelwein und das ſkurrile Buch über die Seelenwanderung, das ihm der Handwerksburſch gegen Mitnahme ſeiner neuen Juchtenſtiefel einſt zurückließ; aus beiden reimt er ſich ſein Sprüchlein über Gott und Welt zuſammen. Faſt hätt' er ſich aus Scham darüber, daß er, der Lehm-Lamel, trotz ſeiner ſechstauſendjährigen Seelenwanderung es nur bis zum dummen Wegwächter gebracht, das Trinken abgewöhnt, wenn nicht ſeine Liebſte, die Kalkbrennerin-Strinerl, am Sommertag ſo argen Durſt geſpürt hätte, daß — er mit dem Krug gleich im kühlen Keller liegen blieb. Der alte Adam! Ein Dorfverkannter iſt der Säemann, der Samstag-Chriſtoph; ein bejammernswerter Krüppel, aber ſäen kann ſeine geſunde Linke, wie es niemand von den Geſunden im Ort fertig bringt. „Der Samstag-Chriſtoph hatte nur ein einziges Auge, das gewiß nicht über die Ecke der Naſe ſah, und er hatte ſichelkrumme Füße, und er hatte nur die linke Hund, und dennoch blieb, wenn er ſäete, auf dem ganzen weiten Felde keine Handbreit leer und kein Korn fiel auf das andere. Wenn auf Chriſtophs Acker der Same aufging, ſo war das ſo gleichmäßig wie eine grünende Wieſe, und wenn er reifte, legte ein Halm ſeine ſchwere Ähre auf die Achſel des andern." Feierlich ſagt der Verfaſſer von der Ausſaat: „ Keine Handlung im formreichen Kultus iſt ſo wundervoll und heilig wie das Hinlegen des Samenkorns in die Erde. Das iſt Glaube und Hoffnung, das iſt ein liebevolles Begräbnis mit der kindlichſten Zuverſicht an die Auferſtehung. Ich habe noch keinen lachenden, ſingenden oder plaudernden Säemann geſehen. Der ausgelaſſenſte Burſche ſchreitet bei dieſer Arbeit ſtill und ernſt daher, als ſei er zur ſelbigen Stunde ein Prieſter oder Wundermann, der mit wenigen Broten viele ſpeiſt." Der Samstag-Chriſtoph behält ſich für den eigenen Unterhalt von jeder Saat, die man ihm überträgt, die letzte Handvoll zurück; der böſen, armen Brenneſſel-Gret aber, die ihn bei den Bauern als Hexenmeiſter verunglimpft, tut er nachts Gutes, edlen Samen ſäend auf dem Feindesacker. Der fluchende Schuſter Martin und ſein frommboldiger Geſelle Barthel nehmen ſich gegenſeitig in die Kur; aus den Straffechſern wird der Weihbrunnkeſſel an der Kirchtür erneut. Der belehrende Herr Studioſus Meyer, der auf die Volksaufklärung verſeſſen iſt, kennt ſich mit der Algebra der Ehe gut aus; aber die flotte Guſte läßt ſich an dem Peter genügen fürs Leben,

nachdem er ihr ſtatt eines gelehrten Vortrags das Trudenkreuz ſchön ſiebeneckig gemacht hat und ſie von dem böſen Alpdruck beim Schlaf befreit . . . Ein Narr mit anderer Kappe iſt der Bertram, der heiraten will, aber ſich von keinem andern hineinreden läßt und ſeinen Trotzkopf teuer bezahlt. Er widerſpricht, um zu widerſprechen, er verſchwatzt ſeine Überzeugung. Mehr vom Leben hat der Luſtigmacher; er weiß den Honig aus jeder Blume zu ſaugen. Juſtin Hummeltreiber hat den Mund — den ihm der Gemeindeſchreiber im Heimatſchein als „proporz“ beſtätigt — und das Herz auf dem rechten Fleck, ſeinen einzigen Holzapfelbaum mag er keinem Intereſſenten vorenthalten. Als aber einmal im Spätſommer der Blitz ihm Stamm und Früchte ſeines Baumes vernichtete, und der Himmel in den Tagen darnach ein wettertrübes Geſicht machte, da lachte Juſtin ſchadenfroh hinauf: „Ja, das glaub' ich, ſüß ſind ſie nicht geweſen, meine Holzäpfel.“ In ihm lebt die Weisheit der Einfalt. Der Waldphiloſoph dagegen macht ſich die Rätſel der Welt an einem Stück Käſe klar. Er mag ſeinen Käſe, der Füße bekommt und ihm davonlaufen will, nicht eſſen; indem er ihn auf den Boden ſchleudert, meditiert er: „So wird's mit uns auch einmal ſein! Der Herrgott wird die Welt nehmen, wird ſie um die Erden hauen, daß die Fetzen fliegen: die Leut' ſind ſchon zu ſchlecht. Iſt das ein Käſe?!“ Aber wann geht dieſe elende Welt zugrunde? Der Philoſoph: „Wie ſie beim letzten Abendmahl beiſammen geſeſſen ſind, der Herr Chriſtus und die Apoſtel, da haben die Apoſtel den Herrn gefragt, wie lang' denn die Welt noch tät' ſtehen. Und da hat der Herr Chriſtus geſagt: . . . mmer tauſend Jahr! und jetzt haben es die Apoſtel nicht verſtanden, hat er geſagt: immer tauſend oder nimmer tauſend. ‚Wird vielleicht immer tauſend geſagt haben‘, verſetzte ich. Darauf glotzte mich der Waldmenſch erſchrocken an und ſtotterte: ‚Das wär' doch aus aller Weiſ'! Ja, wann krieg' ich denn nachher meinen Lohn?‘“ . . .

Der mißgeborene Peter trägt eine ſchöne Seele, er geht der Kunſt nach, darum verachtet er die groben Dorfkruzifixe und liebt das Madonnenbild in der Kirche; der ſchmuckſte Junge im Ort iſt ſein Freund, und als ihm endlich ein wirklich künſtleriſcher Kruzifixus entgegentritt — eine durchwandernde Truppe gibt Paſſionsſpiele —, da ſtiftet er von ſeinem Erſparten ein Kapellchen auf der Höhe und freut ſich der Wallfahrer, die vor den edlen Bildwerken ihre Sorgen vergeſſen. Wir nehmen das Kernwort mit fort: „Die Schönheit

ist nicht das Höchste, sie opfert sich dem Guten.“ Von eigenem Reiz ist die Charakteristik des „närrischen Doktor“, den Rosegger nach einem entsetzlichen Hochgewitter in den Bergen antrifft; der Blitz hat ihm einst seine Braut erschlagen, nachdem er sie aus dem Kloster entführt. An der Unglücksstelle hat der Verwirrte sie begraben. „Heimweh hab' ich noch gefühlt, das Heimweh nach der Felswand, wo das Grab ist. Und zu jeder Sommerszeit bin ich zur Höhe emporgestiegen. Wenn ich die erste Blume geküßt habe, die auf dem Grabe gewachsen ist, dann wird mir immer leichter. Heute bin ich ein alter Mann, aber meine Seele ist nicht mehr krank, ich habe mich ergeben der Herrschaft, die über uns waltet, in der wir werden vergehen und uns verwandeln zu ewig neuem Sein. Meine Braut liegt längst nicht mehr im Grabe; im Myrtenbusch, in allem lebt sie fort, und die Natur nenne ich meine Braut — mit der ich eines Tages werde vereinigt sein.“

Ergötzlich ist, wie der Zillacher-Anderl, der um den Wein buchstäblich das Leben hingegeben hätte, von seinem klugen Pfarrherrn zu einem ordentlichen Menschen umrangiert wird; ebenso heiter, wie der arme Pfarrer von Grabenbach, der aus Barmherzigkeit kohlenbrennen gegangen, durch seine gewitzte Visitationspredigt vor dem Bischof zum Dechanten avanciert. Zu Tränen rühren kann die Geschichte vom Knöpfeldrachsler-Joggel, der mit Energie Kirchenmusikant wird und sein Amt fast ein halbes Jahrhundert lang ausübt, nur um einmal selbst mit Musik begraben zu werden — und der um diese Hoffnung seines kargen Lebens betrogen wird. Rosegger beschreibt auch den Hut dieses Sonderlings — wie, das ist nicht nachzuahmen: „Es war deines Großvaters Hut. Er war für die Ewigkeit gebaut und hätte zur Not ein größer Haupt bedeckt, als wie das deine gewesen. Die Krempen waren so breit, daß du darunter selten ein Stück blauen Himmels sahest; der Boden war mächtig ausgeschweift, und die sehr große Scheibe, die er darstellte, war die einzige Grund- und Bodenfläche, die du auf Erden besaßest. Ein breites Sammtband mit einer stets funkelnden Messingschnalle umwand das Ganze. So gingest du, das Schwergewicht zuoberst, in Form eines wandelnden Rettichs einher. In den Taschen der Schafwollenjacke trugst du deine Werkstatt mit herum, das Schnitzmesser und das Drachselrädchen, und du arbeitetest in allen Häusern, wo sie Knöpfe, Ahlhefte, Messerhefte usw. brauchten. Dein blaues Taschentuch hieltest du stets in den Räumen des Hutes verborgen, und so kam es, daß du

den Hut abzogeſt, nicht allein wenn du an dem Herrn Pfarrer oder Amtmann vorübergingſt, ſondern auch, ſo oft deine Naſe den Beiſtand des blauen Tuches verlangte. In einer Ecke des blauen Sacktuches hatteſt du — darf ich's ausſchwätzen? dein Geld gewickelt. Auch wenn du ein Stück Brot beſaßeſt, das der Magen nicht unmittelbar begehrte, ſo bewahrteſt du es in den Tiefen des Hutes. Endlich, Joggel, mußt du dich doch auch erinnern, was ſich noch im Grunde des Hutes auf der weiten Scheibe befand; da hatteſt du zwei ſinnige Bilder aus dem Alten Teſtamente, auf dem Kirchtag gekauft, aufgeklebt: Joſeph und die Frau Potiphar, und Judith und Holofernes. Das war das keuſche Schild deiner ewigen Junggeſellenwürde."

„Der Wiedergetaufte" iſt ein ſchreckliches Beiſpiel des entehrenden Spießrutenlaufens für Deſerteure; die Mißhandlung treibt den armen Deliquenten in ein religiös gefärbtes Waldeinſiedlertum und in den Wahnſinn. „Der Seelenerlöſer", der wunderliche Luidle, befreit durch ſeine Bußübungen die armen Seelen aus dem Fegfeuer, iſt aber beim Heben des verborgenen Schatzes doch gründlich auf den Hund gekommen. Wogegen der Fünfguldenwirt zu Katzenbach ſeinen Gäſten und ſchließlich auch ſich ſelbſt den Weg zu den Schätzen des Lebens ſchlagend nachweiſt. Der Samer-Sim — der mit einem Mauleſel Kornſäcke übers Gebirge „ſäumte" — verliert ſeine Furcht vor dem Sterben erſt, als ihm der Tod ſelber durch ein Mäuslein dazu verhilft, daß er lachend ſtirbt; der Zellerröthel, der alles „verſilbert", ſeinen roten Bart, ſein geſundes Blut und ſchließlich gar ſeine Knochen, muß wider Willen ein Wohltäter der Armen ſein und ſich einen zweiten eiſernen Spartopf in die Erde ſtellen, wo ihn der Urlauber-Franz nicht entdeckt. Ein zufriedeneres Gemüt hat der alte Schenker-Karl, der ſeinen ganzen Kaufmannskram noch immer, der Eiſenbahn zu Trotz, auf der Kraxe ſelbſt heimträgt und vom Gulden einen Kreuzer Gewinn zieht, aber ſeine übrigen Ämter: das Mesnergeſchäft und das Hafermahlen, Lodenwalken und Wachsziehen aus Menſchenliebe umſonſt verſieht. Neben dem Vettern-Bub in der Sennhütte, dem die Frömmigkeit ſo verdächtig vorkommt wie der Kondor, der ihm die Ziegen verſchleppt, ſteht der arme Feuermann Baldhaſer, dem Schickſal und Natur das Augenlicht an der Sonnenglut auslöſchen. Ein lichtes Blatt in des Dichters Lebensbuch iſt, was er von dem kleinen, blinden Organiſten zu Sankt Thomas erzählt: wie der Waldmenſch ſeinen blinden Jungen

in eine Fuchshaut gewickelt und auf die hölzerne Rückentrage geschnallt, fünf Stunden übers Gebirge schleppt, daß er einmal die Orgel klingen höre in der Kirche. Und wie er, da das Orgleramt im Augenblick verwaist ist, unter den Händen des originellen Dorfpfarrers selber zum Organisten wird. Die erste Berührung des Blinden mit den Tasten: „Sie gingen in die Kirche, es war kein Mensch mehr drin. Die Leute hatten sich satt gebetet und dabei Appetit für ein Mittagessen bekommen. Die drei stiegen auf das Chor. Der Pfarrer setzte den Knaben in die Orgelbank, legte dessen Fingerchen auf die Tasten. ‚So, Kleiner, jetzt halte still, gerade so, wie die Finger liegen. Brav. Und wenn ich sag': Druck nieder, verstehst, so druck nieder und halte aus — halte aus, solang's dich freut.' Zog hierauf die Riemen des Blasebalges und rief fein: ‚Druck nieder!' Der Knabe tat's und erschrak vor dem, was jetzt war: ein klingendes Band, ein tönender Strom — und doch unvergleichbar mit allem, ganz einzig zu hören, wie ein Gedanke, der schallt, wie eine Freude, die klingt. Unbeweglich saß der Knabe da — sein Antlitz blaß wie ein Steinbild, so horchte er der Musik. Die Hände preßte er auf die Tasten, bis die Finger vor Wonne zu zittern begannen. Und siehe, da zitterte auch der tönende Strom, und nun wurde er es inne, der Knabe aus dem Wald, daß man seine Seele kann ausrufen in solcher Weise, daß die Musik die Sprache des Herzens ist."

Der „Himmelherrgottswirt" lernt nach einiger Anstrengung sich mit dem Mosthansel über den Fahrweg einigen; der renitente „Steinschädel" wird als alter Mann willig, Steuern zu zahlen, nachdem ihm das Gesetz, dem er so lange gram gewesen, seinen des Mordes beschuldigten Sohn freigemacht. Von weltgeschichtlichem Interesse ist die Begegnung mit dem „Napoleonschütz", einem Dorfsonderling, der als junger Mensch auf Napoleon I. von einem Baum herab in sein Arbeitszimmer hineingeschossen hat, ihn treffend, doch nicht verwundend. „Der glücklichste Mann von Graz" zeichnet das bescheidene Glück eines stillvergnügten Holzschnitzers, im Genre des Leberecht Hühnchen von Heinrich Seidel; sein Gegenpart ist der närrische Allerweltshauptmann, dem eine unverhoffte Erbschaft in den Kopf steigt, bis ihn das unverhoffte Christkind wieder zur Vernunft bringt. Malchus Zacharias Rosenkranz, der Mann mit den dreizehn Talern, ist die ergreifende Geschichte eines Dorfnarren; seine Eltern, die Fischersleute am See, kommen beim Brande ihres Häuschens ums

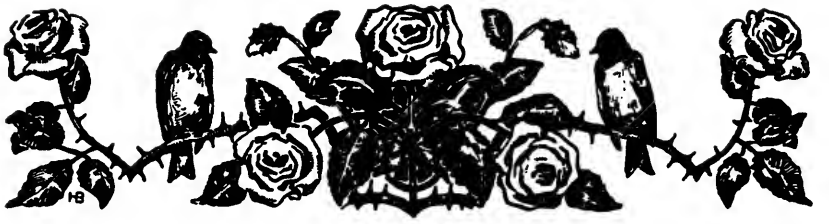
Leben, das Unglück verwirrt den Überlebenden. In dem Dachstuhlraum des Pfarrhauses, zu dem eine hohe, gebrechliche Leiter führt, haust Malchus, strickt Strümpfe und andere nützliche Wollsachen für die Dörfler, lebt von seiner stereotypen Erbssuppe, die er sich selbst kocht, und hütet ängstlich den Schatz seines Lebens, die dreizehn weniger einen Taler, die ihm von seinem Elternhause geblieben waren. Mit Geschick hat der Erzähler in das arme Dasein des Sonderlings zwei Erlebnisse eingeflochten: die abergläubische Furcht vor der Seespinne, die der Vater am Tage der Geburt des Sohnes in seinem Netz gefunden, und die rührende Episode mit der Tochter der armen Näherin, die Malchus aus dem Brunnen zieht und die ihm der hundertjährige Domini als Pflegerin seiner alten Tage zuführt. „Der Herscherjepp" ist ein aus der Familienart geschlagener Musikant, der den schönen Bauernhof auf dem Schabelberg hinter sich läßt, um mit seiner Zither sich die Herzen der Menschen zu erobern und schließlich sogar das Lebensglück — zu dem der treue Dachshund, dem Joseph Herscher das Leben gerettet, sein redlich Teil beigetragen hat. Wildromantisch ist die Chronik des Nachtwächterzenzi — einer guten Haut, der sich für die andern immer wieder mit goldenem Humor zu Markte trägt — und das Erleben des Traunstätter-Eugen mit dem wilden Blut und der sanften Frau. Der Lerchrinner beschließt den Zug; in acht Kapiteln ein Stück Waldleben! Der Bauer wird reich an den Holzkohlen, die er dem nahen Gewerke jahraus, jahrein verkauft, aber seine Seele stirbt mit dem Wald, den er fällen läßt; an seinen Kindern rächt sich der gemordete Wald durch schweres Unglück, das er über sie heraufführt. Mit dem letzten herrlichen Fichtenbaum, den er dem Wahn opfert, den Gewerksherrn betrogen zu haben, stirbt er selber in seiner Lebensfreude ab: er ist wie mit dem Holz verwachsen, er hält sich für den Baumtod. „Baum und Bauer gehören zusammen; stirbt der Baum, so stirbt der Bauer." Es steckt kräftige Poesie darin, wie der Dichter aus diesem „Baumtod" neues, waldgrünes Leben hervorsprossen läßt.

... Streng genommen ist jeder von uns Menschen ein Original, meint Rosegger, da jeder nur in einem einzigen Exemplar existiere. Aber er greift sich diejenigen Typen zur Betrachtung heraus, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des Alpenvolkes aufragen; zumeist durch Naturanlage, Leidenschaft und Schicksal irgendwie gezeichnete Leute, die ihren Beruf und ihr Leben verfehlt haben und ein wunderliches Eigendasein führen. Indem sie der

Dichter mit ſeinem ſicheren Stift feſtgehalten, hat er der Geſchichte des Menſchentums einen erheblichen Dienſt geleiſtet.

*

Es iſt Lokalpatriotismus, ſagt er einmal, „aber einer, den ich nicht zu entſchuldigen brauche. Wer ſein Vaterland ignoriert, um vom Kosmopolitismus zu ſchwärmen, der kommt mir vor wie ein Menſch, der ſeine Mutter verläßt, um ſich auf der Gaſſe mit fremdem Volke herumzutreiben. Die Allgemeinheit, die Verſöhnung und allmähliche Vereinigung der Völker auf Erden iſt ein Ideal, dem wohl jeder Vernünftige anhängen muß; aber der geſamten Menſchheit dient man am beſten, nicht wenn man ſich verflacht, ſondern wenn man ſich auf das beſchränkt, was man iſt, wenn man das bringt, was man hat, wenn man auf ſeinem eigenen Boden nach neuen Schätzen gräbt, in ſeinem eigenen Garten Früchte züchtet, die vielleicht ſonſt nirgends wachſen, und damit dem Allgemeinen ein Geſchenk macht. Das iſt jener kosmopolitiſche Lokalpatriotismus, durch den die Agrikultur wie die Induſtrie, die Wiſſenſchaft und die Kunſt univerſell gefördert wird.“ Hat er nicht recht? So hat dieſes ungewöhnliche Kind aus dem Volke im engen Rahmen ſeiner heimatlichen Bezirke eine ganze Welt aufgebaut und im kleinen Punkt mit ſtiller Unermüdlichkeit die große Kraft geſammelt, die ſeine dichteriſche Perſönlichkeit ſo unerſchöpflich, ſo vielſeitig bedeutſam macht.



Der Novellenerzähler.

Im Beginne der modernen realiſtiſchen Stammeskunſt ſteht Jeremias Gotthelf; ihr größter lebender Vertreter iſt Roſegger. Vieles verbindet den Steirer mit dem Schweizer Vorläufer: beide ſind Volksſchriftſteller im edelſten Sinne, beiden paart ſich eine ſchöpferiſche Phantaſie mit realiſtiſcher Kraft und reformatoriſchem Ernſt; als Novelliſt iſt Roſegger der Größere. Zwar findet ſich in ſeinen geſammelten Novellenbänden, die im Jahre 1872 erſchienen, und in den unter ſeinen Schriften zerſtreuten zahlreichen nicht „geſammelten“ Novellen manches Stück, das auf die urſprüngliche Form der Novelle weiſt: Bericht über eine unterhaltende Neuigkeit, geſchriebene Anekdote. Doch bleibt auch bei kritiſcher Muſterung eine ſtattliche Zahl echter Novellen erhalten — alſo von Geſchichten, die ſich an die Wirklichkeit anſchließen und ſich auf dieſem Boden auf eine einzelne Begebenheit beſchränken, die das äußere oder innere Schickſal des Helden entſcheidend beeinflußt. Das Merkmal der „naturgemäß“ ſich vollziehenden Kriſis iſt allerdings nicht immer vom Dichter gewahrt worden; auch ſonſt wird die Kunſtgrenze zum Roman einerſeits, zum Märchen andrerſeits nicht ungern verwiſcht. Erſtaunlich iſt der Reichtum an Geſtalten und Anſchauungen, einzig die bis ins Kleinſte gepflegte Vertrautheit mit dem Stoff, erfriſchend die natürliche Ungezwungenheit der Darſtellung. Doch ob wir Tränen lachen oder Tränen weinen — immer iſt der Didaktiker in unſerer Nähe, und nie will er uns ſchulmeiſtern.

Die neun Novellen des erſten Bandes verraten viel friſche Luſt am Fabulieren. Die erſte Arbeit: „Die Harfenſpieler“, gibt mit breiten Strichen das ärmliche Leben der Gebirgsbewohner, deren Hütte Köhlerheim, Schmiede, Branntweinbrennerei und Schenke in einem iſt. Das Wildern gehört zum täglichen Brot, das ohne Wildbret trocken

ſchmeckt. Sonſt aber ſind es gutmütige Leute, der Väterreligion treu, die den wandernden proteſtantiſchen Harfenſpieler und ſein todmüdes Weib gern aufnehmen und der Toten einen Ruheplatz bereiten im Walde, da die Kirche der Ketzerin ihren Friedhof weigert. Unſer Herz iſt eine Harfe . . „Felix der Begehrte“, mit kalenderhaften Zweizeilern als Kapitelüberſchriften, iſt eine breit ausgerollte kleine Liebesgeſchichte, die von romantiſcher Sentimentalität trieft. Thema: Felix liebt die Tochter, deren Mutter liebt den Felix. Ihre Bosheiten lenkt der Himmel zum Guten der Kinder. Beſſer iſt „Das Haus auf der Höhe“; feinſinniges Künſtlertum, an den Hellenen gebildet, im ausſichtsloſen Kampfe mit den harten Bauerſchädeln. Sie zertrümmern das wertvolle Bildnis, das Meiſter Erman ſeiner Gattin auf dem Dorfkirchhof errichtet, und verſagen dem Heiden das ehrliche Begräbnis an ihrer Seite, der zuliebe er hier heimiſch geworden war inmitten der Unkultur. Der Sohn errichtet dem toten Vater und den Gebeinen der Mutter eine gemeinſame „griechiſche“ Beſtattung, indem er das Künſtlerheim über ihnen den Flammen weiht. Der Proteſt des jungen Dichters gegen die Barbarei des kirchenfrommen Dörflers kommt zu ſcharfer Ausſprache: zwei Welten, die ſich nicht verſtehen; der Prieſter mit dem Kirchenſteff, der Künſtler und ſein Sohn Aladar. Die Winde zerſtreuen die Aſche des Meiſters, der dem Schönen gelebt mit reinen Sinnen; Aladar zieht gegen Mittag, den Boden der Kunſt zu küſſen. Bemerkenswert iſt, daß Roſegger in jungen Jahren mit Begeiſterung der Feuerbeſtattung das Wort redet vor der „Gräberfäulnis“. Der reifere Mann hat ruhiger denken gelernt. Die Sprache in dieſer Novelle iſt von bildlicher Fülle, es iſt Rhythmus darin. An Storm und Stifter erinnert die vollendete Erzählung: Das Holzknechthaus. Baron Franz von Scharfenthal läßt den wackern Holzknecht Mirtl wegen einer kleinen Wilderei zehn Tage einſperren. Während dieſer ſelben Zeit muß er, verirrt in furchtbarem Schneetreiben, ſechs Tage mit der Familie des Mirtl zuſammen in deren eingeſchneiter Hütte hauſen; alle wären ſie umgekommen, hätte nicht in höchſter Not der freigewordene Mirtl ihnen die Schneelaſten niedergefegt, die das Haus in Nacht ſenkten. Das Ineinanderarbeiten der ſeeliſchen Momente, die Einfachheit und Knappheit der Schilderung ſind bedeutend. „Der Geldfeind“ ſtellt in dem ehrlichen Melchior einen Menſchen hin, der von Haß erfüllt iſt gegen den Fluch des Geldes, das ſeine Eltern und ſeinen Bruder ins Unglück gebracht hat. Er iſt der beſte Knecht

des Hochweidbauern, aber klingenden Lohn verachtet er. Und als ihm der sterbende Dienstherr fünfhundert Gulden einhändigt als Sold für fünf treue Dienstjahre, verbrennt er die Papierscheine — sein eigenes sittliches Bewußtsein tief befriedigend, nachdem sein Bruder als Falschmünzer just an dem Papiergeld in den Kerker gekommen ist. Überaus fein wird die psychische Entwicklung des Jungen geführt, dem schließlich mit der Buttertoni, die ihm zuerst, auch um des verwünschten Geldes willen, entgangen war, doch noch ein volles Glück erblüht. Das Leben auf dem Bauernhofe und auf der Alm kommt zu lebhafter Anschauung; gelungen sind auch die Nebenfiguren des am Gelde klebenden, armseligen Remini Dreihand und des rührenden „Sennermädele" im grauen Haar, die mit der rauchenden Tonpfeife auf den treulosen Jugendschatz wartet. Rosegger hat mit dieser tiefgefaßten Erzählung der Majestät des Sittengesetzes einen Psalm gedichtet. Eine neue Wirtschaftstheorie, die sich etwa ohne das Tauschmittel des Geldes aufbauen ließe, will Rosegger in dieser Erzählung, der es um Seelisches geht, natürlich nicht errichten. „Das Reich Gottes" ist unglücklich in der Komposition. Man sieht zudem allenthalben die Nähte, mit denen die einzelnen Stücke aneinander geheftet wurden. Martin, der gutherzige Phantast, sucht das Reich Gottes auf Erden, bis er nach bitteren Schmerzen dem Doktor recht gibt, der ihm das Rezept verschreibt: „Mit dem Weltglück laß es gut sein. Es mag jeder für sich sehen, daß er's findet. Und wenn du denn durchaus beglücken willst, so tue es an einem einzigen; besser ist es, einem Verschmachtenden den Trunk Wasser zu reichen, als allen das Himmelreich schenken zu wollen. Und selbst, wenn du dieses auch hättest, die Menschen würden es von dir nicht nehmen, sie täten dich nur steinigen. Merke dir das und arbeite für dich und deine Hütte; baue dir ein festes, friedliches Daheim und mache es, unbekümmert um alle Stürme draußen, zu einem Reiche Gottes."

Stimmung des Hochgebirgs atmet das Naturbild: Das Felsenbildnis. Wir sind in wilder Einöde; „eine Natur-Revolution muß wohl gewesen sein; ein graues Sandmeer lag nun im Tale, und durch dasselbe hin wälzte sich der Gletscherbach, breit und zerrissen, und schwemmte nach allen Seiten hinaus. Heute ging da sein Bett, morgen dort, das ganze früher so bräutliche Tal gehörte dem Wildbach. Auf den Vorhügeln, wohl auch einst aus Schutt aufgebaut, blühten freilich noch die Eriken und wucherte das Gesträuch des

Wachholders und der Alpenkiefer, aber mitten hinein hatte der Berggeist Felsstücke geschleudert, über die nun die Flechten woben und Eidechsen glitten. Von den schwindelnden Wänden nieder gingen schneeweiße Sandriesen und graue Schutthalden, in denen es allfort leise rieselte und rieselte. Wieviel tausend Jahre, bis das ganze, gewaltige Hochgefelse niedergerieselt sein wird in die Tiefen! Allein, wer rechnet hier mit Jahrtausenden, wenn sich die ungeheure Burg der Alpen nachbaut herauf aus dem Urgrunde der Erde! Zwischen den Schutthalden zog sich wohl hie und da ein Streifen Erdgelände hinan, auf welchem Sträuche und verknorrte Fichten und Lärchen mühsam fußten. Und am unteren Ende einer solchen Wildwachszunge, die einige kleine Wiesenhänge wahrte, nicht weit von dem Talsande des Wildbaches, duckte sich das alte, moosbewachsene Häuschen. Das allein war übrig geblieben von der kleinen Hüttengemeinde im Felsentale, und das war die einzige und letzte Menschenwohnung weit und breit. Von zwei Wänden nieder lag und sickerte ein breiter, schwerer Schuttstrom; er würde längst niedergetost sein auf das arme Häuschen, wenn er nicht ziemlich hoch über demselben von einem Felshorn aufgehalten und nach links und rechts seitwärts geleitet worden wäre, so daß auf dem Hange unter dem Felshorn das Wildgesträuche wuchern und die Hütte stehen konnte. Diese Lehne war wie eine grüne Insel mitten in dem Steinstrome des Gerölles, und das Felshorn darüber war der Hort." Hier haust der Schründenhans mit seiner kleinen Familie, zu der auch sein idiotischer Bruder Jok gehört, bis eine elementare Sandriese von den hohen Gewänden den ganzen Talkessel verschüttet und der Luftdruck, der der Lawine vorausströmt, die Hütte an das andere Ufer des Felsenbaches wohlbehalten hinüberschleppt, bis auf Fußboden, Herd und Ofen. Ein Luftdruck, der bei großen Abrutschungen ganze Urwälder vor sich niederzuwerfen vermag. Er tötet Hansens Frau, während das Kindchen unversehrt bleibt. Die Hofgeschichte „Das Viktel" gehört zu unseres Volksdichters Schwachheiten. Er hat seine Kraft in der „Heimatkunst"; will er von Prinzen und Prinzessinnen erzählen, so gleitet er leicht auf dem Parkett aus. Nicht viel mehr wert ist die Schlußgeschichte des ersten Bandes: „Das Leben siegt"; der Edelknabe Rodam entführt die mutwillige Novize Gudwella aus der Klosterhaft, in die man sie gesperrt, hinaus in den Sonnenschein des Lebens. Eine unangenehme sinnliche Schwüle, der man bei Rosegger selten begegnet, lastet auf der Ritterromanze.

*

Wertvolle Stücke enthält auch der zweite Band der Novellen. Steirische Heimatgeschichte während der Reformationszeit enthüllt das Schicksal des protestantischen Pfarrers Matthäus Hellbert von Salzburg, den die katholischen Hetzer den „Höllbart" nannten. Dramatisch rollt sich das Flüchtlingsleben dieses Geistlichen im Dorfe Krieglach und in den Wäldern des Mürztals ab; unerkannt bedient der steckbrieflich Gesuchte, der der bischöflichen Haft zu Mitterfill entsprang, die Priester als Knecht im Krieglacher Pfarrhause, arglos traut der Pfarrer diesem treuen Mathes seine Pflegetochter Sanna an, um eine Stunde nachher entsetzt zu wissen, daß der Höllbart ein Jahr lang unter seinem Dache geweilt, ja sein Schwiegersohn geworden ist! Hellbert flieht mit seinem Weibe, die das unstete Leben mit ihm teilt; er wird der Seelsorger der wilden Waldgemeinde, die der auf Ehrlichkeit sehende Zarb energisch in Schach hält. Die Türkeneinfälle reizen die Waldteufel, Höllbarts Pfarrkinder, zur kühnen Befreiung ihrer Landsleute; so machen sie sich wieder ehrlich; durch eine hochgestellte Türkin, die ihnen als Geisel in die Hände fällt, bewirken sie die Rückgabe der von den Heiden verschleppten tausend Landskinder. Matthäus Hellbert aber blieb ihr Pfarrer und hat mit dieser Gründung einer freien Bauerngemeinde, die dem Pfaffentum, aber nicht der Religion entrückt war, an seinem erzbischöflichen Verfolger in Salzburg edle Rache genommen. Ich gebe nicht viel auf die Fabel vom Albin, der um die Kundl trauert und sie dann doch zur Gattin bekommt in seine Mühle; aber man kann nicht flammender gegen die verheerenden Wirkungen der Jesuiten eifern, als es Rosegger in der „Mission zu Falkenbach" tut. Sie wirken wie ein Heuschreckenschwarm: verwüstend! Der religiöse Fanatismus, dessen schroffste Propagandisten sie sind, ist der Todfeind aller Kultur; er verneint die Welt mit allen Konsequenzen, er reißt die Natur aus den Herzen; er macht dumm, lieblos, gottlos. Leider hat ihn nicht eine bestimmte Kirche gepachtet; er kommt in allen kirchlichen Lagern gut fort, selbst da, wo man sich vor den Jesuiten bekreuzt . . In neunzehn Kapitelchen macht „Der Waldstreit" das Unselige und Unsinnige der Bauernprozesse umständlich klar; die Alten haben sich wegen der Grenzmarke überworfen, die Kinder der beiden verfeindeten Höfe, ein „er" und eine „sie", schlichten den Hader, indem sie sich heiraten. Hübsch ist in die viel zu breit geratene Erzählung die ländliche Sitte des Maibuschensetzens eingeflochten, gut gesehen die Figur des vermittelnden lahmen Soldaten-Natz.

„Der Hinterschöpp“, ebenfalls mehr in die Breite gehend, als in die Tiefe grabend, will die alten Vorurteile im Volke gegen den Militärdienst zerstreuen; ein Vater hat aus Furcht vor dem Soldatwerden seinen Namen abgeworfen und sich seiner Pflicht entzogen, der Sohn bringt es zum Major, ehrenvoll kehrt er aus dem Krieg in Ungarn heim. Der langatmigen Geschichte, die wieder mit kindlichen Kapitelaufschriften versehen ist, fehlt die überzeugende Wirkung. Immerhin sind die Gestalten des halbnärrischen Schauderer und der männischen Toni voll Lebhaftigkeit. Aber der Poet denkt: Ende gut, alles gut — und stellt an den Schluß dieses zweiten Novellenbandes die „Pfingstnacht“. Zwei junge Menschen, die sich gut sind, rudern in Leichtsinn und Unkenntnis in das Drachenloch, d. h. in eine jener wilden Höhlen hinein, durch die der Gebirgsfluß sich ergießt, stundenlang unterirdisch fortbrausend und erst jenseits des Gebirges, wo die Ebene beginnt, wieder zutage tretend. Der Aberglaube verbindet sich mit dieser Höhle, deren Inneres noch nicht erforscht ist wegen der vorhandenen Lebensgefahr. Die Befreiung aus der schlimmen Lage führt ein phosphoreszierender Holzklotz herbei, den die Angehörigen in die brandende Höhlung einführen, ein Seil verbindet ihn mit dem Rettungsboot. Die grüne Hochzeit fügt sich der silbernen der Eltern der Braut harmonisch ein; die jungen Menschen sind fürs Leben „geläutert“.

*

Unter den zehn Erzählungen des dritten Bandes der Novellen nehmen die beiden ersten einen besonderen Platz ein. Sie gelten dem Priester im Menschen und dem Menschen im Priester. „Maria im Elend“ zeichnet einen jungen, strenggesinnten Pfarrer, der einen einsamen Wallfahrtsort im Hochgebirge mit einem wundertätigen, primitiven Marienbilde als Seelsorger übernimmt und nach Jahren hingebendster Pflichterfüllung von seinem Kloster als Missionar nach Australien verschickt wird — als einem glückverlassenem Mädchen gegenüber, die zur Wallfahrtskirche pilgert, der Mensch in Pater Emanuel erwacht. Der Selbstmord dieser lebendigen „Maria im Elend“ ist glaubhaft motiviert durch eine gesteigerte seelische Disposition, die sich das Glück nicht anzueignen und den Priester seinem Beruf durch die irdische Liebe nicht zu entziehen wagt. Das Seitenstück bildet die Geschichte „Johannes der Liebling“: der Pflegling des vornehmen Erzbischofs Constant Graf von Pfahlenstein, ein reichbegabter junger Theologe, liebt Gilda, die Tochter des benachbarten Parvenubarons.

Rosegger am Vorlesertisch

Nach einer Photographie von F. J. Böhm in Mürzzuschlag

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Johannes hat nicht den Mut des Herzens, in der entscheidenden Stunde auf die Priesterweihe und die seiner wartende kirchliche Carriere zu verzichten. Gilda, die am Tage seiner Primiz einem Grafen angetraut werden soll, stürzt aus der Kirche fort, sie und der ihr nacheilende Bräutigam finden den Tod in einem Waldsee. Johannes ist gebrochen; zur Sühne seiner innersten Untreue verzichtet er auf den Glanz der Kirche und wird Priester in einem Gebirgshospizium auf einer hohen Einsattelung des Alpenzuges, über welche eine kümmerliche, aber unentbehrliche Straße führte. Fast gingen die Gletscher nieder bis zu dem steinernen Hause und dem Kirchlein, das im Kar stand, hoch über aller Vegetation. Hier waltet er segensreich, der Welt entrückt, mit einem alten männlichen Faktotum, das ihm kocht und mittels des Hornes die verirrten Wanderer dem Hospiz „zum Ölberg" zuführt. Gilda aber — das ist das Unglaubhafte der Novelle — ist gar nicht tot; sie hatte sich damals in den wilden Kar hinaufgeschleppt, war im Hospiz, kurz bevor Johannes hinaufkam, von dessen Vorgänger gesund gepflegt worden und sodann als Bettlerin ins Salzburgische entschwunden. Statt ihrer hat der Vater eine entstellte Leiche, die er für die Tochter hielt, in der Familiengruft beigesetzt. Nach langen Jahren kommt Gilda abermals zum Hospiz hinauf, sterbenskrank, ohne die Nähe ihres Jugendgeliebten zu ahnen, den sie in hohen Würden in der Hauptstadt glaubt. Sie stirbt, in ihren Fieberphantasien von Johannes getröstet. Da der Boden hartgefroren ist, muß die Leiche des Mädchens den Winter über in einer Felsnische am Fuße eines Kreuzhügels konserviert werden; Johannes, den alte Sehnsucht zu der teuren Toten treibt, schläft eines Abends dort im Freien ein; beide finden dann, nachdem der Winter überstanden ist, im Frühling ein gemeinsames Grab. Daß im Zölibat der römischen Priester die tiefste Wurzel für den Marienkultus steckt, soweit die Geistlichkeit dabei in Betracht kommt; ja, daß dieser Marienkult geradezu als geistig-sinnliches Surrogat der Priester für die ihnen versagte Ehe gedacht ist, diese arge Ketzerei — die ich durchaus unterschreibe — behauptet ein Satz der Unterredung des päpstlichen Kämmerers mit seinem Pflegesohn: „Dennoch hat die heilige Mutter, die katholische Kirche, auch des Menschenherzens nicht vergessen, das in ihrem Priester schlummert. Johannes, wende deinen Blick zu diesem Bilde; das ist die herrlichste Frau! Die dreifache Frauenwürde, wie sie im Erdenkinde nimmer zu finden, ist in dieser Gloriengestalt vereint. Siehe die Mutter, die Königin, die

Jungfrau! Seit Urbeginn haben die Himmel Schöneres nicht geträumt als den Kultus dieſes Weibes. Auch du, Johannes, wirſt in dem Ideale dieſer göttlichen Weiblichkeit das Ziel deiner Sehnſucht finden. . . ."

„Der Herrenſepp", ein gebildeter Zitherkünſtler, hauſt mit Weib und Kind im Edelgrund, dem vergletſcherten Hochrück gegenüber, in der wildzerriſſenen Finſterfölz mit den „drei Leuchtern" — drei kalkweiße Felshörner, die über die Firnen und Schneefelder des weißen Bergſtockes emporragen, in ihrem Widerſchein ein blaſſes Licht ſendend in die düſteren Schattengründe des Tales. Beim Waldhammer-Jok iſt ein Mädel einpaſſiert, des Herrenſepp Weib Kathrin ſoll Patin ſein. Während ſie unterwegs iſt, ereignet ſich im Gebirge eine entſetzliche Revolution; der Gletſcher ſauſt in ungeheuren Tafeln in den Abgrund, Meteorſteine fliegen aus der Höhe, das ganze Gebirgspanorama verſchiebt ſich. Nach angſtvollen Tagen kommt Kathrin wohlbehalten zu den Ihrigen zurück. Genußreich weiß uns der Dichter an den Naturſchrecken zu beteiligen. Von uralten Herzensrechten redet die Geſchichte: Der Liebſte iſt mein Glaube! Eine regelrechte Kalendergeſchichte, die breit ausholt, um uns die Tatſache eindringlich zu machen, daß ein Mädel gut tut, ſich den ungeſtümen Freier erſt ſorgfältig anzuſchauen, damit ſie nicht einen Schelmen erwiſcht, wie Helene den Schinder-Demi, der ſie mit ihres Vaters Geld nach Amerika entführen will, und daß der Vater ebenſogut fährt, wenn er der erwachſenen Tochter die Stiefmutter erſpart, damit er nicht die bittere Erfahrung des Zeilhofers macht. „Ums Heimatland" iſt eine Skizze zu Roſeggers vaterländiſchem Roman „Peter Mayr", das blutige Blatt aus dem Tiroler Aufſtand gegen Napoleon 1809: die Verteidigung des Puſtertals durch die von den Höhen auf die Feinde gewälzten Steinkoloſſe. „Reich" will der Steinwender werden durch den Lotteriegewinn, den ſein Weib mit den auf der Straße gefundenen vierzig Kreuzern angeblich gemacht hat; reich wird er, der über den Irrtum Verſtörte, durch den Bettelmann, der ihn an ſein Glück im Hauſe erinnert. Der Holzſchläger Gied, dem der Sonnenwendtag das Wildern austreibt, lernt mit ſeiner Martha dieſes Glück des Hauſes erſt ſchätzen, nachdem ſie es leichtfertig erſtickt haben. Und der ehrliche Pecher-Lenz erlebt es in der Chriſtnacht, wie der liebe Gott auch heute noch durch den Wald geht. Von der eiferſüchtigen Liebe zweier feindlicher Brüder, des Schloſſer-Sennon und des Poeten Abdon Vogelſang, die ſie

beide gar romantisch um ihre adelige Kunigunde bringt, erzählt die sorgfältig geschriebene Geschichte: Die Braut von Kain und Abel. Sie hat den Zarten geliebt und den Starken bewundert; nun widmet sie beiden ihre wehmütige Andacht in ihrem Mausoleum. Ein Jugendleben im Institut meint „Der Lex von Gutenhag"; mit Laune wird die heilsame Einwirkung des Konvikts auf das verwöhnte Mutterföhnchen des Großbauern gezeigt, der unter dem Spott der anderen Jungen, unter dem gesunden Hausgeist der Landwirtschaftsschule und vor allem durch die „dicke" Freundschaft mit dem hellen Kopf Raimund, einem Waisenkind, zu einem brauchbaren Menschen erzogen wird. Ein Bild mit Farben aus der Grazer Handelsschule.

*

Rosegger hat diesen drei Bänden Novellen nach elf Jahren (1883) noch einen vierten hinzugefügt, der den Namen trägt: Dorfsünden. Das Buch setzt matt ein mit der lockeren Komposition: Die Dorfschöne; die harte Kundl lernt den unscheinbaren, aber braven Schleider-Micherle erst schätzen, als er sich für sie beim Waldbrand geopfert hat, also buchstäblich für seine tyrannische Hausfrau ins Feuer gegangen ist. In der Reue über ihre liebelose Ehe büßt sie ihre etwas lebhafte Vergangenheit. „Die Gefallene" tritt uns menschlich nahe; der Dichter versteht in diesem ganz schlichten Bilde von der Heideldirn und ihrem Jungknecht das Natürliche des Fehltritts zu zeigen, dahinter steigt der Ernst eines belasteten Lebens auf. „Kennt ihr die leibliche Kraft und Zähigkeit der Bauersleute? Nun, ihre moralische ist nicht geringer. Als der herbste Schmerz vertobt hatte, legte Adelheid ihren Arm um das Kind und sagte — aber so leise, daß es nur der hören konnte, den es anging — ‚In Gottes Namen!' Warum nur arme Leute die holde Sünde so schwer zu büßen haben? Sie fragte es nicht, sie duldete." — Aber erst die dritte Erzählung: Die Zuflucht der Sünder, führt auf die Höhe Roseggerscher Kunst. Luise, ein Findelkind, dessen Vater der Priester des Ortes ist, wächst im Hause des mürrischen Schulmeisters zu einem lieblichen Mädchen heran. Mitleid und Sympathie führen sie bei einem Gewitter, dem sie schutzlos preisgegeben ist, mit dem vom Leben herumgestoßenen Holzknecht Julian zusammen. Noch halb ein Kind, wird sie schuldig. Sie erlebt, wie der Schulmeister, ihr Pflegevater, die Geliebte seines Bruders von seiner Tür weist, als sie mit ihrem Kindchen betteln kommt — es schaudert sie in

ihrem eigenen Schuldgefühl. Bei den Menſchen hält ſie es nicht mehr aus, ſie flüchtet ſich hinauf zu einem einſamen Marienkapellchen im ſteilen Felsgewände. Die Inſchrift bei dieſer primitiven „Mutter in der Grotten“ iſt ihr wie linder Balſam: „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“ Sie fühlt ſich geborgen und lebt in der Klauſe des greiſen Einſiedlers, der ſich neben der wundertätigen Mutter Gottes angebaut hat, verborgen vor der Welt ihrem ſchweren Tage entgegen. Im Heimatdorfe hält man ſie für verunglückt; das Motiv aus „Johannes der Liebling“ kehrt wieder: eine in der Verweſung vorgeſchrittene Leiche, die aus dem See gezogen wird, hat man ſtatt ihrer ehrlich begraben — da Geiſtesumnachtung angenommen wurde. Als Julian, der Holzknecht, in ſeiner Traurigkeit zur Mariengrotte wallfahrtet, iſt Luiſe ſchon von ihrem väterlichen Freunde zur letzten Ruhe gebettet — mit ihrem Tode gab ſie dem Kindchen das Leben; der Einſiedler pflegt es zärtlich. Die beiden Männer halten droben eine erſchütternde Stunde rückhaltloſer Ausſprache. Der Sohn Julians und der Luiſe bleibt zunächſt bei dem Klausner, der die arme Mutter des Kindes ſeinerzeit als Findelkind aus der Stadt beſorgt hat für die kinderloſen Schulmeiſtersleute. Verwickelte Verhältniſſe! Den ſiebenjährigen Knaben führt ſpäter Julian, der zum Lebensernſt gereift iſt, in die Welt. Roſegger hat hier das Gretchenproblem mit entzückender Keuſchheit behandelt. In doppelter Richtung aber hat er ſeinem Herzen ein beſonderes Labſal gegönnt: in bezug auf den Marienkultus und in bezug auf das „Volksoriginal“. Wir leſen: „Wie das Licht der Ampel jetzt ſo auf ſie fiel, da war ihr Angeſicht wie mit Purpur übergoſſen. Helle Tränen rieſelten ihr über die Wangen, und ihre großen Augen ſchauten in wilder Angſt und heißer Zuverſicht zu dem Bilde auf. Dieſes ruhte in ſeiner Felſenniſche — kein roh geſchnitztes Stück Holz mehr, ſondern beſeelt von dem Glauben der Beterin war ſein Geſicht zum Antlitz einer gütigen Gottheit geworden — des ewigen Ratſchluſſes ſichtbare Geſtalt.“ Und wieder: „Luiſe goß Öl in das Ämplein des Bildniſſes, ſchmückte den Altar mit Blumen und betete. Gern ließ ſie die heilige Marienmythe an ſich vorüberziehen und ſuchte nach einem Anker, an dem ſie ſich halten oder rechtfertigen konnte. Und jene zagenden Seelen, die ſich nicht heranwagen zu dem ernſten, dornengekrönten Antlitz Chriſti, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten: jene Seelen finden Halt und Frieden bei der Mutter. Dieſer ſüße, mailiche Marienkultus iſt die wahre, begnadende und göttliche

Seele des Katholizismus, die ihm die Herzen der Millionen ſichert. So fand auch das Mädchen aus der Sandau hier Troſt, hatte es in ſeinem kindlichen Herzen ja doch Ähnlichkeit mit der liebe- und ſchmerzenreichen Mutter und Jungfrau . . ." Der Sonderling dagegen in der Erzählung iſt der Oheim Luiſens, der liederliche Uhren-Oſel, den er mit Behagen abkonterfeit: ſeine Rock-, Hoſen- und Weſtentaſchen waren voll Taſchenuhren; um den Hals trug er auch noch welche hängen; um die Lenden hatte er eine Binde, da drinnen lagen Uhren; in ſeinem zylinderartigen Filzhut ſtak ein rotes Tuch, dahinter lagen Uhren; an der linken Seite hatte er eine Ledertaſche hängen, da tickte, ſchwirrte und röchelte es, Uhren, nichts als Uhren. „Um den ganzen rotbackigen und falbhaarigen Kerl war es lebendig, es gab kein Fleckchen am Oſel, wo nicht eine Uhr ſäuſelte. Wenn er in einen Ort zum Jahrmarkt kam, ſo ließ er ſich ein leeres Bierfaß auf den Marktplatz rollen, ſtülpte dasſelbe als Tiſch auf und legte auf der Bodenſcheibe ſeine Uhren aus. Jede befeſtigte er mittelſt der Silberkette oder der Kamelhaarſchnur am Faß, denn manche Uhr geht ſo gut, daß ſie im Gewirr des Kirchtags leicht davongehen könnte, wenn ſie nicht wie ein Kettenhund ſichergeſtellt wäre. Der Oſel verkaufte Uhren, kaufte Uhren, vertauſchte Uhren und tauſchte Uhren ein: alte und neue, ſilberne, goldene, pakfongene, blecherne, Spindeluhren, Ankeruhren, Zylinderuhren, Repetieruhren und Chronometer. Der Oſel war eigentlich ein gelernter Glaſer, durch den Handel von Uhrengläſern war er auf die Uhren ſelber verfallen, verſtand ſie auch zu behandeln, zu kurieren, zu verſilbern und lebte davon."

„Der Dorfkaplan" hat eine Vorgeſchichte. Im Herbſt 1870 hat Roſegger, einem dramatiſchen Gelüſt nachgebend, ein Volksſtück mit Geſang in fünf Aufzügen verfaßt: Der Dorfkaplan. Es harrte lange auf Dr. Svobodas Arbeitstiſche der kritiſchen Prüfung des Geſtrengen. An Anzengrubers „Pfarrer", der während der Wartezeit herauskam, ſtimmte Roſegger ſchon vorher ſein eigenes Urteil herab auf ein „nur ſehr mittelmäßig"; aber er erſchrak doch, als der Zenſor herzlos entſchied: Nein, aber ſchlecht! Mit dem feierlichen Entſchluß, keinen zweiten Verſuch mit der böſen Bühne zu wagen, legte der Poet den dramatiſchen Verſuch in den Kaſten. Der Stoff, der aus den Kulturkämpfen jener Jahre entſprang, wie Anzengrubers Drama, hat in dieſer Novelle nach langen Jahren ſeine Auferſtehung gehalten. Alois Latten hat dem Herzenswunſch der Mutter nachgegeben: er

ist Priester geworden. Aber der Zölibat tötet ihn, die Erdenliebe zur anmutigen Liesel vom Steinwendhof versengt ihm die Seele. Er wirft das Amt der Kirche von sich, — die Liesel ist inzwischen die Beute des lüsternen Gutsbesitzers geworden. Sie steht in der Schande; er ein Abtrünniger, dessen Austritt aus dem geistlichen Beruf die alte fromme Mutter, als sie das Entsetzliche hört, ins Grab stürzt. Hungernd irrt er umher, halbverrückt verbrennt er sich endlich in dem öden Haus der Mutter. Von ländlichen Bräuchen spielen zwei in die Handlung hinein: das Flachsbrecheln in der „Haarstube", das festlich begangen wird, und das „Engerlfliegen", bei dem der Knödelschütz Unheil anrichtet. Über das Beten fällt die etwas unreife Bemerkung: „Alois tat, was alle frommen, naiven und weichen Herzen tun, wenn sie leiden und streiten, er fing an zu beten." Ergreifend aber spricht der Dichter abermals von der Opferlast des ehelosen römischen Geistlichen; „hilf mir, meine Mutter," stöhnt der junge Mann, „nimm mir wieder, was du mir gabst, den Menschen nimm von mir, daß ich ganz der Göttliche bin, der dich so eitel macht." Er reicht einem Schwerkranken die letzte Kommunion; „ich gehe recht gern," hatte der Kranke gesagt, „ich habe diese Welt gesehen und mein Leben ausgetrunken. Ich bin satt und ich bin zufrieden, ich gehe gern." Darauf im Selbstgespräch der Priester: „Er hat sein Leben ausgetrunken. Es ist nicht verronnen in den Sand des Leichtsinns, es ist nicht vertrocknet in der sengenden Hitze harter Satzung — dankbar hat er es zur Neige getrunken und geht nun, hoch an Jahren, gern heim . . ." Wer fühlte die Tragik nicht?! „Die Unrechte" ist eine Illustration zu der Skizze: Das Ziehkind in den „Älplern"; das herumgestoßene Agerl aus der kinderreichen Kobelhütte und die verwöhnte Amalia der Schönhoferin geben Spiel und Gegenspiel der Erzählung, die die Kernhafte vor der Flatterigen belohnt. „Die Buhlerin" ist das weibliche Laster in Person, ein abstoßendes Bild. Die Schuld der Eltern, die das Mädel als Kind nicht unter der Rute gehalten haben, verschweigt der Erzähler nicht. Ihr Opfer, der ehrliche Anton vom Weidegghofe, ist als Bergwerkknappe gut gezeichnet. Höher steigt Roseggers Schilderung in der „Blumenmutter". Man hält beim Lesen den Atem an. Eine Schusterswitwe, Irena Eman, deren Vater als Brandstifter endete, hat in religiösem Verfolgungswahn ihre vier Kinder ermordet, um sie dem Himmel zuzuführen, ehe sie in der bösen Welt verderben. Die sechzehn schweren Arbeitsjahre

des Kerkers enden mit der Übersiedelung der Täterin in ein Armenhaus, nachdem sie bei einer Landesamnestie begnadigt worden. Hier wacht sie zur Reue über ihre Untat auf; und zärtlich pflegt sie die Blumen, die der dunklen Erde entsteigen, in die sie ihre Kinder hinabgestoßen — in den Blumen empfängt sie sie wieder. „Eines Morgens, als sie zur bestimmten Stunde nicht aus ihrer Stube getreten war, fand man sie tief betäubt vor dem Blumentische liegen. So hat das arme Weib erfahren müssen, daß auch die Blumen Übeltäter sein können, und daß selbst in den lieblichsten Geschöpfen dieser Erde Gift verborgen liegt. Soll sie die Blumen deshalb vernichten? Dann wird sie alles vernichten müssen, was da lebt und strebt, denn was dem einen erhaltend ist, das ist dem andern zerstörend. Was bliebe dann übrig von dieser Welt, die Gott erschaffen hat?" Ihr Lieblingskind, den achtjährigen Franz, hat sie damals nicht erreichen können; der alte Pfarrer von Birkenheide bringt ihn in ein Kloster; dort wächst er zum Priester heran. Der Kaplan drückt der sterbenden Mutter die Augen zu, sie verläßt die Welt mit der süßen Gewißheit: „Mein Kind ein braver Mensch."

„Der Flößerhans" variiert das Lied vom braven Mann: ein Holzknecht rettet einem General, der ihm bei einer Jagd sein Weib verführt, das Leben und büßt darüber sein eigenes Leben unter furchtbaren Umständen ein — der unwahren Geschichte kann ich nicht viel Gutes nachsagen; das geschickte Motiv der Soldatenfurcht, das den Burschen zu der törichten Heirat mit der Gotthardswirtin verleitet, ist nicht ausgenützt. Das Brandstiften wird an dem Beispiel des im Grunde braven Friedel von Latschdorf als lächerliche Torheit gegeißelt, die schwachmütige Kindererziehung in den Erlebnissen des Ziehkindes des Kronhofbauern ernst gerügt. Sonnengoldig schließt der ernste Novellenband: der junge Geldmacher, der zu Dölsach die Fünfzigguldennote so täuschend nachzeichnet, daß er den Patriz Neuleitner und sich selber in große Gefahr bringt — dieser unschuldige Junge, der sich im Zeichnen und im Schnitzen versucht, ist Franz Defregger, der berühmte Tiroler Genremaler! Der Hintergrund sind die „schwarzen Jahre" des österreichischen Konkordats; Rosegger deutet ihn nicht ohne Ingrimm mit dunklen Strichen an. Der intime Freund des Malers verrät uns ferner, wie Defregger, der „Eder-Franz", von seinem Entschluß, nach Amerika auszuwandern, um sich in der deutschen Kolonie zu Peru oder in der tirolischen in Neu-Innsbruck am Maranon anzusiedeln, wieder abkommt; wie er

der Heimat treu bleibt, im Jahre 1860 mit zwei fidelen Maurergesellen nach Innsbruck wandert und bei Michael Stolz und dem größeren Piloty das Handwerk lernt zu der Kunst, die von Natur in ihm steckte. Die Gemälde: Der verwundete Wildschütz und: Speckbacher haben bald seinen jungen Ruhm für alle Zeit befestigt.

* * *

Einen schweren Verlust erlitt unser Freund, als sich im Januar 1872 seine Mutter zum Sterben legte. Mit welcher Innigkeit der Sohn an ihr hing, bedarf kaum noch eines Hinweises. Ich zitiere das Dialektgedicht (in „Zither und Hackbrett"):

Mei Muaderl dahoam.

Und d' Muada hot ma d' Sproch glernt,
Ihr Busserl woar da Som;
Und 's Holmerl, däs mar auf is gong,
Woar da Muader ihr Nom.

Und da Som is hiazt gwochsn
Zan Zweigerl däs blüaht;
Und an iads Bleamerl, däs dron steht,
Is von Busserl a Liad.

Und an jada kriagt a Liadl
Und a Blüadl und a Bloam,
Oba d' Frucht — 's Busserl selba
Ghört mein' Muaderl dahoam!

Oder die ergreifende Stelle in der epischen Schilderung „Mei Voda" in demselben Bande, in der der Poet seine Rückkehr nach Hause schildert. Er trifft den Vater in äußerer, gelassener Ruhe vor dem Hause; aber er fühlt, daß ein Unglück in der Luft liegt. Er fragt ihn nach der Mutter —

„. . . do schaut er mih on und —
Und frogt mih so holblaut: ‚Ja, wonst as zwor no nit tast wissn?!'
Und mocht a por Schriat va da Tür wek, ‚leicht wult mar a wenk noh
Umanond gehn, wer woaß's, ob's Weda long schön blieb.'
Do druck ih mitn Orm scha die Tür auf — und hiazt hon ih's gsechn.
Mit an Leintuach is s' zuadeckt, wia schmol aufn Bret, daß s' dan daliegt!
Und 's Lamperl hot still dabei bruna. —
Ja, wos hiaz is gschehn, wos ih gspürt hon und ghört hon,

Ih woaß's nit. Ih woaß's nit. — Wir ih mih wieda hon gfundn,
Sein ma gſeſſn, ih und meini Gſchwiſter, an iads in an Winkel,
Hobn gwoant; und da Voda geht draußtn alloan umanond,
Trogt unta der Jaxn (Arm) in Huat und tuat betn. . . ."

Auch zum Schluß der „Waldheimat" richtet der Sohn ſeiner Mutter ein Denkmal der Liebe auf. „Ich ſah meine Muter, noch auf ihrem erſtarrten Antlitz lag das Heil. Die Laſt war weg von meinem Herzen, erleichtert und getröſtet, als ob ich auf eine weiße Blume blickte, ſchaute ich die lieben Züge. Das war ja nicht mehr das arme, kranke, mühſelige Weib, das war das von einem Strahle aus längſt vergangenen Jugendtagen verklärte Angeſicht. Sie lag da im Schlummer und war geſund. Sie war wieder jung und weiß und milde, ſie lächelte ein wenig, wie ſie gern tat, wenn ſie auf den kleinen luſtigen Knaben blickte, der ſich mit ſeinen Spielzeugen zu ihren Füßen umhertrollte. Die dunkeln, glänzenden Haare (ſie hatte noch kein graues) waren ihr ſorgſam gewunden und guckten an den Schläfen etwas hervor aus dem braunen Kopftuche — wie ſie's immer gern hatte, wenn ſie an den Feſttagen zur Kirche ging. Die Hände hielt ſie gefaltet über der Bruſt mit dem Roſenkranze und mit dem Wachsſtocke. Als wie wenn ſie eingeſchlummert wäre in der Kirche am Pfingſtſonntage während dem freudenreichen Hochamte, ſo lag ſie da und noch im Tode tröſtete ſie ihr Kind. Aber an den rauhen Händen ſah man's wohl, daß die Schlummernde durch ein mühevolles Leben geführt worden war. So ſtandeſt du vor dieſem heiligen Bilde — faſt ſo ſtill und regungslos, wie die Ruhende."

Unter denen, die ihm in den Tagen des Verlierens Tröſtendes ſagten, fehlte ſein Anzengruber nicht; er ſchrieb dem gebeugten Freunde:

Wien, den 22. Januar 1872.

Teurer Freund!

Ihre letzten wenigen Zeilen, in denen Sie Ihren ſchmerzlichen Verluſt meldeten, fielen mir ſchwer auf das Herz. Sie erlauben, daß ich mich dem gerechteſten Schmerze auf Erden gegenüber auch kurz faſſe.

Die Zeit heilt die Wunde, laſſen Sie es Frühling und wieder Frühling werden, und unſere Toten feiern in unſerem Herzen ihre Auferſtehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, ſtehen ſie vor uns. Im Früh-

lingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu — im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmütig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen

„Grüß Gott, lieb' Kind!"
„Grüß Gott, lieb' Mütterlein!"

Unsere Toten sind nicht tot, solange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstünde!

Für unsere heißen Tränen und bitteren Schmerzen tauschen wir uns Wehmut und Sehnsucht ein, diese beiden sind die Geburtswehen unserer Welt, durch die sie edlerer Geschöpfe genesen will! Zu dieser sanften, stillen Welt, die ahnungsvoll wie sternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt . . . . leiht ihr uns den Schlüssel, ihr lieben Gestorbenen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb, ich hatte es recht lieb, darum schreibe ich so. —

Meine Mutter läßt Sie grüßen — ich aber verbleibe der Ihre allzeit getreu

L. Anzengruber.

. . Aus den Tränen sproßte Freude: ein junges Mädchen in Graz hört von dem Tode der Mutter des von ihr angeschwärmten Waldpoeten und wirkt es sich bei den Eltern aus, im Sommer das Geburtshaus des Dichters in Gesellschaft einer Freundin besuchen zu dürfen. Aus der harmlosen Touristin Anna Pichler, Tochter eines Grazer Hutfabrikanten, wurde dann ohne viel Mühe Peter Roseggers Braut. Am 13. Mai 1873 feierte unser Poet, ins Mannesalter schreitend, fröhliche Hochzeit mit seiner Erwählten im Waldkirchlein Maria-Grün und im Grazer „Erzherzog Johann", umgeben von einem großen Kreis teilnehmender Menschen. Ein glückliches Paar in ihrem freundlichen Heim in der schönen Stadt an der Mur! „Es war ein Poetenheim, wie ich seither keines mehr gefunden. Damals mußten zur Ausstattung noch nicht die schwerfälligen altdeutschen Möbel, die braunen Öfen, die roten oder sauerkrautgrünen Wände, das wurstbraune Parket, die schweren dunklen

Fenstervorhänge sein, Dinge, die eine Wohnung so düster machen. Bei uns war alles licht: die Öfen, die Türen, die Vorhänge weiß und luftig, die Wände taubengrau, die Fußböden blank gescheuert, die Möbel glänzend lackiert, die Rahmen der Kupferstiche hell vergoldet." Lust und Kraft zur Arbeit, stillvergnügte Heiterkeit — „war das", fragt Rosegger, „die Liebe? Ja sie war's. Ich fühlte mich umgeben, gesättigt von jenem milden, ruhigen Glücke, das keinen andern Wunsch kennt als den, es möchte so bleiben." Die Gattin, die leider sehr bald zu kränkeln begann, war wie ein guter Engel um den Schaffensfrohen.

Rosegger knüpfte in dieser Zeit lebhaft mit Wiener Zeitungen an, die seine erzählenden und auch kritischen Feuilletons gern zum Abdruck brachten. Dadurch öffnete sich ihm, neben der finanziellen Förderung, manche wertvolle literarische Beziehung; er nennt Anton Bettelheim, Ferdinand Groß, Müller-Guttenbrunn, Johannes Meißner, V. Chiavacci, Eduard Pötzl u. a. Er studiert Wien, sieht den herrlichen „Ring" erstehen und erweitert schauend und lernend den Horizont. Er wohnte in Wien fast jedesmal in dem Hause des Generaldirektors Müller, dessen Frau Roseggers Landsmännin war, eine geborene Wampel von Sommerstorff aus Krieglach; ihre Schwester, die blinde Fräulein Julie, ist Peter Roseggers älteste und vertrauteste Freundin von seinen Kindertagen bis heute verblieben. Sie bildet für sein Leben die seelenvolle lebendige Chronik. Die beiden studierenden Söhne des Hauses sorgten für Anregung; der jüngere von ihnen, Otto, in dem sich ein naiver Idealismus frühzeitig mit Ironie und einer Lust an sarkastischer Poesie verband, ist der weitbekannte Berliner Schauspieler Otto Sommerstorff geworden. In den Sommerferien treiben die drei in Krieglach theatralische Belustigungen; Otto stellt die Helden, Peter die volkstümlichen Charaktergestalten. Der Wiener Kreis erweiterte sich für den rasch emporsteigenden Dichter von Jahr zu Jahr; er wurde eingeführt bei den Germanisten Emil Kuh und J. K. Schröer, er tritt in mehr oder weniger intime Beziehung zu Gustav Laube, Joseph Weilen, Ada Christen, Eduard Bauernfeld, Alfred Meißner. Unter den Schauspielern jener Zeit treten ihm freundschaftlich nahe Baumeister und Gabillon, Anzengrubers Martinelli und Girardi. Wien war seine eigentliche geistige Heimat geworden. „Um die Mitte der siebziger Jahre hatte ich in Wien bereits mehr Bekannte, wußte im öffentlichen Leben der Hauptstadt bereits besser Bescheid, als in Graz.

In Graz hatte ich mein Heim, meine Familie, alles andere war — mit Ausnahme weniger Freunde und des Theaters — für mich kaum vorhanden. In Wien beſuchte ich die Gaſthäuſer, Kaffeehäuſer, die Schauſpiele und Opern, die Muſeen, beſuchte Soireen und Hausbälle und die Klubs von Schriftſtellern, in welchen mein Blick für Welt und Leben ſich allmählich weitete — während der übrige Bauernkerl freilich ſo blieb, wie er ſtets geweſen.“

Die wilde Lilie.

Die Schriften des Waldſchulmeiſters haben Peter Roſeggers Namen mit goldenem Griffel in die Tafeln der Weltdichtung geprägt. Dieſe Blätter werden grünen und friſch bleiben, wenn längſt der Dichter, der ſie jugendfroh vom Baum der Poeſie gebrochen, den letzten Schlummer ſchläft. Keins ſeiner zahlreichen Bücher hat annähernd die weite Verbreitung gefunden wie der „Waldſchulmeiſter“, der heute die fünfzigſte Auflage erheblich überſchritten hat. Worin liegt ſein Reiz, ſein Reichtum? Nicht in der Erfindung der Fabel: ſie iſt nicht geradezu unwahrſcheinlich, aber herzlich einfach und ſtellenweiſe phantaſtiſch. Auch nicht in der Kompoſition; der Aufbau iſt locker, ohne zwingende Kunſteinheit im Ganzen und in den einzelnen Teilen. Das, was uns bei dem wunderſamen Buche ſo unwiderſtehlich bezaubert, iſt das Waldleben nnd -weben, in deſſen geheimnisvollen Bann es unſere Seelen hineinzieht. Der Rahmen iſt eine literariſche Attrappe: der Verfaſſer gerät in das abgelegene Walddorf Winkelſteg; ein Unwetter hält ihn im Wirtshauſe feſt, er findet ein Logis in dem einſamen Schulhaus, das auf den neuen Lehrer wartet, da der alte Schulmeiſter nach fünfzigjährigem Dienſt in der Gemeinde als ihr Lehrer, Amtmann, Arzt und halber Pfarrer, vor kurzem rätſelhaft verſchwunden iſt. Das durch die Wirtshausgeſpräche wach gewordene Intereſſe für dieſen verſchollenen alten Mann wird vollauf befriedigt durch umfangreiche ſchriftliche Mitteilungen ſeiner eigenen Feder, die der Gaſt in der Lade des Schulmeiſters vorfindet. So lieſt er in den krauſen Niederſchriften die bewegte Lebensgeſchichte des Andreas Erdmann und ſeine Reflexionen über Natur und Menſchen, und wir leſen ſie mit. Der Jüngling war der gelehrten Schule entlaufen und zu den Tiroler

Aufständischen gestoßen. Die Schulweisheit war ihm zu dumm und seines Gönners Töchterlein zu schön. Er ging in die Welt. Die Franzosen haben den Soldaten Hofers drei Jahre lang gefangen gehalten; als französischer Krieger focht er dann unter den Fahnen des großen Napoleon, von dem sie die herrlichste Zukunft erhofften für Abendland und Morgenland. Aber Moskau kam . . . Und im großen Jahre 1813 steht Erdmann als Franzose im Völkerkrieg, rettet einem welschen Feldherrn bei Lützen das Leben und erschießt bei Leipzig seinen treuesten Jugendfreund . . . Gebrochen von seinem Schicksal, gejagt von Reue will er in die Wildnis gehen und Einsiedler werden. Sein alter Freund, Herr von Schrankenheim in Salzburg, bestimmt den Verzweifelnden jedoch, als Lehrer und Volkserzieher in seine großen Waldungen zu gehen, die zwischen den Felsen tief in den Alpen liegen; dort haben sich neben Hirten, Jägern, Holzschlägern und Kohlenbrennern allerlei Flüchtlinge angesiedelt, die als Wilderer, Wurzelgräber, Pechölzieher und Weihrauchsammler ihr Dasein fristen. Diese meilenlange Einöde wird Andreas Erdmanns neue Heimat. Nach einem halben Jahrhundert aber übernimmt ihn die Sehnsucht — er will das Meer sehen. Wo ist der Waldschulmeister hingeraten? Unser Tourist macht sich bei klarem Wetter auf, um den wilden Zahn zu besteigen; an der Stelle, wo man über das Meer bis zu den fernen italischen Höhen sieht, findet sein Begleiter den Leichnam des Lehrers; am Christtag hat er bei Sonnenuntergang das Meer gesehen und das Augenlicht verloren; in der Einöde ist er erfroren.

Es ist klar, daß Rosegger in den lose gespannten Rahmen an Stimmungen, Sagen, Symbolen und novellistischen Ansätzen hineinzeichnen konnte nach Herzenslust. In diesen Exkursen liegt der schimmernde Goldgehalt dieses Werkes. So geschickt die Fiktion aufrecht erhalten wird, daß der Waldschulmeister alle diese Menschen und all dies Naturerleben an sich vorüberziehen sieht, so klar bleibt es jedem Leser, daß der Dichter der Steiermark das Wort hat. *Dieser Waldschulmeister Rosegger aber macht uns zu Zeugen des Werdeprozesses einer Gruppe verwilderter und unerzogener Menschen zu einem sozialen Organismus, zu einem rechtlich und religiös gegliederten Gemeinwesen.* So erleben wir ein Stück Urgeschichte der menschlichen Kultur. Er hat die Natur seiner Heimat in ihrem innersten Herzschlag belauscht. „Urwaldfrieden" überschreibt er einen Abschnitt,

dort heißt es: „Ich geneſe. Das macht die friſche, urtümliche Schöpfung, die mich umweht. Nur der Einſame findet den Wald; wo ihn mehrere ſuchen, da flieht er, und nur die Bäume bleiben zurück. Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen reichen Kranz von knorrigen Äſten nach allen Seiten. Die Äſte haben lange, graue Bärte — ſo hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohl geglättet und balſamtriefend iſt die ſilberig ſchimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verſchnörkelten Rinden der Lärche aber iſt mit den geheimnisvollen Zeichen der zahlloſen Schrammen die ganze Weltlegende eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum erſten Male unter dem wilden Aſtgeflechte der Lärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein anderer, auch ein Heimatloſer, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt. Dunkel iſt's, wie in einem gotiſchen Tempel; der Nadelwald baut den Spitzbogenſtil. Obenhin ragen die hunderttauſend Türmchen der Wipfel; dazwiſchen nieder auf den ſchattigen Grund leuchtet, wie in kleine Täfelchen zerſchnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es ſegeln hoch oben weiße Wölklein hin und ſuchen mich zu erſpähen, mich, das Würmchen im Waldfilz, und wehen mir einen Gruß zu — von . . . Ach, ſie wehen von fernen Öden und Meeren. Da flüſtert es, da ſäuſelt es; es ſprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald."

Mit zartem Verſtändnis werden die Tiere beobachtet; wer erinnert ſich nicht des ſinnigen Geſpräches unſeres Waldſchulmeiſters mit dem vertrauensſeligen Reh! Der Dichter ſteht am Waldſee: „O ſo ſtill iſt's über dem See. Das verlorene Blatt einer Buche oder Eiche raſchelt heran, ich höre jenes ewige Klingen der tiefſten Lautloſigkeit." Er ſtudiert die Hirten und die „Waldteufel", die Branntweinbrenner und Ameiſenwühler, die Sonderlinge, wie den vom Schickſal gebeugten „Einſpanig"; den Glas-, Schuhnägel- und Filzhutfreſſer; den originellen „Reimrüpel". Von der Zwergkiefer bemerkt er in ſeinem Tagebuch: „Die Kiefer allein iſt noch kampfesmutig, ſie will die ſteilen Lehnen hinanklettern zwiſchen den Wänden, will wiſſen, wie es da oben ausſieht bei dem Edelweiß, bei den Alpenroſen, bei den Gemſen, und wie weit es noch hinauf iſt bis zum Schnee. Aber die gute Kiefer iſt keine Tochter der Alpen, bald faßt ſie der Schwindel und ſie bückt ſich angſtvoll zuſammen und kriecht mühſam auf den Knien hinan, mit ihren geſchlungenen,

verkrüppelten Armen immer weiter vorgreifend und rankend, bis sie letztlich in den feuchten Schleier des Nebels kommt und in demselben planlos umherirrt zwischen dem Gestein." Wehmütig begleitet er die Holzfäller bei ihrem Zerstörungswerk an den Bäumen des Waldes, und mit Herzklopfen vernimmt er die Geschichte des schwarzen Mathes und seines so eigenartig gebändigten Jungen. Das Spießrutenlaufen mit seiner den Delinquenten zur Bestie aufreizenden, unheilvollen Wirkung hat Rosegger schon einmal an der Gestalt des „Wiedergetauften" (in den „Sonderlingen") charakterisiert. Aber auch lustige „Stückeln" werden erzählt: der Spaß von der Fensterfalle, in die sich der vorwitzige Holzmeistersohn an seinem eigenen Hochzeitstage in der Sennhütte gefangen hat, bis ihn der Waldschulmeister zu der seiner wartenden Annamirl zurückführte, und all die drastischen Bräuche bei der Hochzeit. Der Waldschulmeister baut seinen wilden Genossen eine schmucke Kirche, denn er ist der Meinung: „Will ein Volk aus wilder Ursprünglichkeit sich aufbauen zu einer schönen, ebenmäßigen Höhe, so muß der Gottestempel zu dem Baue das Gerüst sein." Er überlegt: „Das Kirchlein sei nicht gar zu klein, damit alle darin Platz haben, die kummervollen und bedürftigen Herzens sind, wie es deren im Waldlande viele gibt und fürder geben wird. Es sei nicht gar zu niedrig, denn der hohe Wald und die Felswände haben den Sinn verwöhnt und erweitet; und ist es auch, daß die Menschenwohnungen hier sehr gedrückt sind, so wird es dem Blicke doppelt wohl tun, wenn er sich in der Wohnung Gottes erheben kann. In den Kirchen der Städte sollte stets ernste Dämmerung herrschen, damit sie dem licht- und genußvollen Leben der Reichen und Großen einen Gegensatz darbieten; in dem Gotteshause des Waldes aber muß lichte und milde Freundlichkeit lächeln, denn ernst und dämmerig ist der Wald und des Wäldlers Haus und Herz. So soll die Art der Gottesverehrung das Leben ausgleichen und ergänzen; und was der Werktag und das Haus verweigert, das soll der Sonntag und die Kirche bieten. Der Tempel soll die Schutzstätte in den Stürmen dieser Welt und er soll der Vorhof der Ewigkeit sein." Kulturgeschichtlichen Wert haben die Äußerungen des Schulmeisters über seine Verleihung von Eigennamen an die Waldkinder, die den Grundstein legt zu einer Chronik der Waldgemeinde; so entstehen die Geschlechter der Schwammschlager, Kropfjodel, Schirmtanner, Brunnhütter, Ehrenwald usw., an Stelle der ursprünglichen schwierigen Aufhäufung der Familienvornamen

zu einer neuen Gesamtbezeichnung des erwachsenen Mannes.*) Menschlich-barmherzig segnet er im Walde den Naturbund der armen Aga ein und gibt ihrem Kinde den Namen der Waldlilie. Ihre Geschichte, ein würziger Hauch echter Naturpoesie, durchzieht diese Blätter. Ihr gilt der Doppelabschnitt: Die Waldlilie im Schnee, und: die Lilie im See; das Kind verirrt sich, Milch für die kranke Mutter holend, beim Schneetreiben im Walde — nach Tagen findet's der verzweifelte Vater: umgeben von einem Rudel Rehe, die ihm in ihrem Winterquartier im trockenen Dickicht der Waldschlucht Herberge geben und mit denen es trauliche Gemeinschaft hält. Wie der Bertold, der Wilderer, dies rührende Bild sieht und seine Lili lebend wieder hat, zerschlägt er seinen Kugelstutzen an einem Stein: sein Kind und die Tiere sind ihm fortan eine heilige Größe. Ebenso lieblich ist die Szene, in der sich das holde Mädchen, von dem Waldherrn beim Baden beobachtet, aus Scham ins tiefe Wasser des Sees vergräbt, bis der Schulmeister sie besorgt herauszieht — „und siehe, das wildscheue Wesen! Kaum erwacht und von unseren Händen bekleidet, hat ihm die Angst Kraft geliehen, ist es aufgesprungen und hingeflohen am Waldhange." Ein Symbol der Roseggerschen Muse ist diese Waldlilie, man kann sie nicht schöner charakterisieren als er es selbst getan hat: „Sie ist in ihren Namen hineingewachsen und hat etwas von einer Lilie an sich; so schlank und weiß und mild, und doch verspürt man auf ihren runden Wangen und auf ihren frischen Lippen den Kuß der Sonne. Fürs zweite ist ihr von den Rehen jener Winternacht was geblieben, die anmutige Behendigkeit und das Auge . . ."

Am Allerseelentage schreibt der Waldlehrer: „Das ist ein lautloses Auf- und Niedergehen der Menschen. Ein Tröpfchen sammelt sich am hohen Zweig des Baumes, sickert hinaus auf die letzte Nadel, wiegt sich und glitzert und funkelt, oft grau, wie Blei, oft rot, wie Karfunkel. Kaum noch hat es die Farbenpracht des Waldes und des Himmels in sich gespiegelt, so zieht ein Lufthauch und das Tröpfchen löst sich von dem wiegenden Tannenzweig und fällt nieder auf den Erdengrund. Und der Erdboden saugt es ein und keine Spur ist mehr von dem funkelnden Sternchen. So auch lebt des

*) Ich habe mich bemüht, bei der Charakteristik aller Roseggerschen Erzählungen in diesem Buche die von dem Dichter für seine Gestalten ausgewählten Namen zu verwerten; denn ich bin der Meinung, daß in diesen ungezählten Personennamen schon für sich allein ein schätzenswertes Material zum Studium des ländlichen Volkscharakters aufgesammelt liegt.

Waldes Kind und so vergeht es. Draußen ist es anders. Draußen erstarren die Tropfen in dem frostigen Hauch der Sitte, und die Eiszapfen klingeln aneinander und gar im Niederfallen klingeln sie und ruhen, eine Weile noch der Welt Herrlichkeit in sich spiegelnd, auf dem Erdboden, bis sie zerfließen und vertauen, wie der Gedanke an einen lieben Toten." Niemand, meint er, gehe unbelohnt über Friedhofserde; diese Schollen kühlen die Leidenschaften und erwärmen die Herzen, des Todes Friede und des Lebens Wert steht auf den Blumenhügeln geschrieben. Am Weihnachtsabend spielt er sich Krippenlieder auf seiner dreisaitigen Zither; „die drei Saiten sind mir genug; die eine ist meine Muttter, die andere mein Weib, die dritte mein Kind. Stets in seiner Familie begeht man die Weihnacht." Wir hören, wie das Edelweiß zu den Menschen kam: „In der Sonne drin sitzt die heilige Jungfrau Maria am Spinnrade. Sie spinnt Wolle von schneeweißen Lämmlein, wie sie im Paradiese weiden. Da ist ihr einmal, als sie bei dem Spinnen eingeschlummert und vom Menschengeschlechte hat geträumt, ein Flöckchen der Wolle auf die Erde gefallen, ist hängen geblieben an einem hohen Felsen, und die Leute haben es gefunden und Edelweiß geheißen", und lassen uns von dem Forstjungen erzählen, den sein übermütiges Sennmädel auffordert, ihr von der Teufelsburg des Zahn einen Strauß Edelweiß zu holen: „Am zweiten Tage nachher hat der Oberförster bei den Leuten nachfragen lassen, ob der Forstjunge nicht gesehen worden sei. Am dritten Tage haben sie das Sennmädchen gesehen im Walde laufen mit gelösten Haaren. Und an dem Abende desselben Tages ist der Forstjunge auf einen Stock gestützt durch das Tal geschritten. Wie er herabgekommen von der Teufelsburg, das hat er keinem Menschen erzählt, noch vielleicht erzählen können. Edelweiß hat er bei sich getragen: einen Strauß an der Brust, einen Kranz auf dem Haupte; schneeweiß, edelweiß sind seine Haare gewesen. Und das Sennmädchen, das sich in seinem Übermut an dem braunen Lockenkopf versündigt, hat jetzund das Weißhaupt geliebt und gepflegt, bis es selbst ein solches geworden in späten Jahren."

Entsagung und Ergebung! in diesen Klang schwingen die hohen und tiefen Töne der reinen Dichtung harmonisch aus.

*

Rosegger hat sich über das Entstehen dieser Dichtung später einmal*) eingehend geäußert und damit einen Beitrag zu der

*) Mein Weltleben, 145—148.

ſchwierigen Frage geſtiftet, wie ein Dichtwerk in der Seele des Poeten keime. „An einem neblichten Märztage 1872 machte ich einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. Unterwegs fand ich das friſche Blättchen einer Erdbeerpflanze, dem ich, als dem erſten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerkſamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte: wenn man ſo ein einfaches Ding in ſeinen hundert Einzelnheiten, die den meiſten Menſchen kaum auffallen, genau beſchriebe, und zwar ſo, als ob es eine Seele hätte, ſo müßte manche neue Schönheit der Natur aufgedeckt werden. Wenn ich alſo in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verſtändnis hätte für ſolche ſcheinbar ſo unbedeutende und doch ſo wunderbare Dinge, und er beſchriebe ſie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beſchriebe, ſondern auch die großen, den Baum, den Wald, die Steine und die Felſen, die Tautropfen und die Wildwäſſer! Und wenn er weiter ginge und Tiere ſchilderte, kleine und große, die Ameiſe, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiter ginge und auch den Naturmenſchen beſchriebe, ſo gegenſtändlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er darſtellte, wie ſolche Naturmenſchen für ſich und in Gemeinſchaft zuſammenleben, wie eine Waldgemeinde iſt und wie ſie entſteht! Und wenn dieſer Schilderer endlich ſo weit ginge, daß er einen Mann beſchriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenſchen Anlaß gibt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geiſtige Bedürfniſſe, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er ſelber altert und welkt und hinſinkt, wie dieſes Blättchen Erdbeerlaub hinſinken wird im Herbſte! — Von dieſem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte.“ Die Empfängnis der dichteriſchen Idee! „Was ich in jener Zeit auch dichten und ſchreiben mochte, es bezog ſich unwillkürlich auf den Wald und ſein Kleinleben, und auf die Waldgemeinde und den Mann, der ſie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die loſen, ſcheinbar ſelbſtändigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber ſelbſt noch gänzlich unbekannten Werkes.

Endlich im Hochſommer desſelben Jahres, als ich eines Tages von einem Berge niedergeſtiegen war und ermüdet auf dem Baumſtrunke eines tiefſchattigen Waldes raſtete, zog ich mein Notizbuch heraus, begann den Stoff aufzumerken, zu gliedern, zu ordnen, er

weitete sich, vertiefte sich. Ich sah, daß er der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen — die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber so wichtig waren — der Tagebuchform entspreche, und plötzlich war der Titel da: ‚Die Schriften des Waldschulmeisters'.

Obwohl man naturgemäß den Titel sonst nach der Vollendung des Werkes zu bestimmen pflegt, so ist er doch manchmal auch früher da und wird als Leitgedanke Grund und Stab fürs Ganze, das sich an ihm zur größeren Einheitlichkeit heranwächst. Als ich im darauffolgenden Winter zur Ausarbeitung des Planes ging, dehnte sich der Stoff während des Schreibens über meine Erwartung: es wuchsen neue Teile und Episoden heraus, die, weil unmittelbar entstanden, mich mehr erwärmten und beseelten als die ursprünglichen Aufzeichnungen, die teils zu Schemen verblaßt waren, während das Neue Fleisch und Blut hatte. So ist in diesem Werke manches, was ich anfänglich als nebensächlich betrachtete, zum Grundmark geworden, während in demselben die Beschreibung der Erdbeerblätter, des Tautropfens usw. sehr untergeordneter Natur wurde."

* * *

Eine tragikomische Geschichte mit dem göttlichen Grobian Schlögl erlebte die junge Frau Rosegger. Sie hatten sich kaum in Krieglach ihr eigen Nest eingerichtet, da kommt eines Tages Schlögl zu Besuch. Die Hausfrau nimmt den berühmten Mann mit allen Ehren auf. „Als wir zu Tische gingen," berichtet der Hausherr, „blieb Schlögl stehen und starrte auf den dampfenden Suppentopf. ‚Das ist der Fluch meines Weibes!' murmelte er in tragisch dumpfem Tone. Meine kleine Hauswirtin schöpfte ihm Suppe auf den Teller, da erhob er seine Stimme und rief: ‚Das ist Nudelsuppe!' Und fuhr fort: ‚In einer schlimmen Stunde hat mein Weib gegen mich den Fluch ausgestoßen: Weil dir zu Haus nichts recht ist, so sollst du überall, wohin du kommst, Nudelsuppe finden. Und richtig. Vorgestern auf dem Bahnhofe in Franzensfeste, was gibt's: Nudelsuppe! Gestern im Hotel Florian zu Graz: Nudelsuppe. Da ist sie wieder! Es ist der Fluch meines Weibes.' Meine Frau war ganz blaß geworden vor Schreck. Was half's, daß er sein bekanntes Schmunzeln zucken ließ über das Gesicht, sie verstand es nicht; und trotzdem er sowohl der Nudelsuppe, als auch dem übrigen alle Ehre

widerfahren ließ und bei Tiſche ſeinen oft entzückenden Humor entwickelte, meine Hausfrau blieb unglücklich. Nun war das aber noch nicht genug. Den Abend verbrachten wir mit Schlögl im Gaſthauſe, wo ſich ihm zu Ehren eine größere Geſellſchaft verſammelt hatte, Bürger des Ortes und Bürgerinnen, welche faſt in Feſtſchmuck angetan waren und uns heimlich beneidet haben mochten um den gemütlichen und geiſtvollen Gaſt, der es an dieſem Tage liebte, an mir ſein Mütchen zu kühlen. Er hatte ſeinen guten Tag und ließ ſich ſo recht gehen in ſeinem räſonnierenden Humor. Als er befragt wurde, was zum Abendeſſen gefällig ſei, antwortete er der Kellnerin ſo laut, daß man es an allen Tiſchen hören konnte: ‚Was fragen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, wie verhungert und herabgekommen ich bin? Bringen Sie, was Sie wollen, nur von allem viel! Ich habe heute mittag bei dieſen Leuten geſpeiſt. Mein Gott, haben ja ſelber nichts. Waſſerſuppe, etwas Brot eingeſchnitten . . .‘ Dabei wieder ſein halbes Schmunzeln. Die Geſellſchaft ſchwieg verblüfft, meine arme Frau wankte hinaus. Ich ihr nach, um der Schluchzenden heilig zu verſichern, daß ja alles Spaß ſei, was er da ſage, daß er gerade das Gegenteil meine. . .“ Das iſt gewiß nicht für jeden, wiewohl dieſer pittoreske Witz, über den in Berlin der Schauſpieler Georg Engels verfügt, ſeine Reize hat.

Am 20. Februar 1874 wird dem Ehepaar das erſte Kind geboren, das zu Ehren des Großvaters den Namen Joſeph erhält. Roſegger vermerkt in ſeinem Tagebuch: „Joſeph war der Nährvater des Heilandes, möge *mein* Joſeph ſich an den Ideen des Heiles nähren! Das iſt die größte Poeſie und das größte Wunder, ſo ein Kindlein.“ Als neugebackener Ehemann iſt er auch mit *Franz Stelzhamer* zuſammengekommen, der ihm während der Abweſenheit der Mutter das erſte Kind hüten half, da der junge Vater gerade in weltgeſchichtliche Lektüre verſunken war. Die Epiſode iſt zu hübſch, um ſie zu übergehen. Der Junge wollte ſeine Milch haben. „So ſetzte ich das Kind auf den Teppich des Fußbodens, begab mich in die Küche und hier begannen die Konflikte. In welchem Topfe iſt die Kaffeemilch? In welchem die Kindermilch? Ob ſie in der Pfanne gekocht wird, oder in einem Schälchen? Salz? Ich glaube, das kommt nicht dazu. Ich erinnerte mich zwar dunkel, daß ich darüber Inſtruktionen erhalten hatte, aber das war zur Zeit Karls des Großen, das heißt, ich war zur Stunde vertieft geweſen in die Geſchichte der Karolinger und habe dem Vortrage

des Weibchens nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Trotzdem kam ich nun mit meiner Aufgabe fast zur Rüste, und es war auch die höchste Zeit, denn ich hörte es durch zwei Türen, wie der Kleine im Zimmer seiner Ungeduld Ausdruck verlieh. Plötzlich aber wurde er still, so daß ich mein Werk mit Muße vollenden konnte. Als ich dann aber ins Zimmer trat, sah ich etwas, worüber ich sehr erstaunte. Der Knabe saß nicht mehr auf dem Fußboden, er war in der Hand eines weltfremden Menschen. Ein Mann in grauen Kleidern, mit blonden, nach rückwärts wallenden Locken und langem lichtfalben Barte, der sehr ungeordnet war, stand mitten im Zimmer. Aus dem geröteten Gesichte ragte eine ganz gewaltige Nase und über den grauen, sehr buschigen Augenbrauen türmte sich eine schmale, sehr hohe Stirn. Wenn man das Gesicht suchte, so sah man vor allem diese Nase und diese Stirn, alles andere stak mehr oder weniger in der grauen Wildnis von Haar und Bart. Dieser Mensch hielt mein Knäblein in den Armen und wiegte es und trillerte dabei mit einer fürchterlich rauhen Stimme — und der Kleine lachte. Ich muß mit dem Milchtöpfchen sehr ungeschickt dagestanden sein, denn der Fremde lachte, und sein Lachen war wie das Niedergehen einer Berglawine. Der Mann sah überhaupt so aus, wie man Kindern die Berggeister beschreibt." Die beiden Poeten waren von Stund an gute Freunde — das macht zusammen drei; denn Stelzhamer erklärte: „Unser sind zwei!" und klopfte mit dem Zeigefinger auf seine breite Brust. „Da ist fürs erste der studierte Stelzhamer, der alte Grübler und Spintisierer, der dem Herrgott das Material für die Weltschöpfung klafterweise verrechnet; und da ist fürs zweite der Franzel, der keckluſtige Piesenhamer Franzel, dem die Ob-der-Ennser das Mosthäfen schon von weitem entgegenrecken: Komm, Franzel, setz dich zu uns, luig uns was vor!"

Nach wenig Monaten begruben sie den 72jährigen Greis. Sein junger Freund schreibt ihm die Grabschrift: „Sein armes, tolles Leben war tief und reich, und er ist trotzdem ein altes Kind gewesen. Sein Leben lang hat er die Bauernjoppe getragen, und selbst als diese schon zerrissen war, hat er sie nicht gegen den Stadtrock vertauscht. Er hätte es können, er hat vor Fürsten seine Lieder gesungen. Er, ein Stelzhamer allein konnte in der Bauernschenke verweilen und darüber der gnädigen Einladung des Königs von Bayern vergessen. Von den Heutigen kann das keiner. Und seine Lieder sind, wie ihr Sänger war."

Das reine Glück in Roſeggers Hauſe war kurz .. Die organiſch ſchwer leidende Frau wurde von einem zweiten Kinde, der Anna, entbunden; durch eine Unachtſamkeit traten Komplikationen ein, und unter entſetzlichen Schmerzen ſtarb ſie am 16. März 1875 an den Folgen des Wochenbettes. Rührend ſind ihre Scheideworte an den Gatten: „Jetzt, mein Peter, iſt's an uns. Laß mich noch einmal in deine lieben Augen ſchauen. Mußt ſtark ſein, Peter. An den Waldſchulmeiſter mußt du denken. Ich habe auch von ihm geträumt." Der Witwer war untröſtlich, ſo herzlich ſich auch die Freunde um den jäh Vereinſamten bemühten. Unter denen, die dieſen ſchwerſten Verluſt ſeines Lebens mit ihm trugen, ſteht der treue Hamerling obenan. „Faſt jeden Tag", ſchreibt Roſegger in ſeinem Gedenkbuch über den Dichter, „kam er zu mir. Schon an ſeinem leiſen Anklopfen vor der Tür erkannte ich ihn. Dann ſetzte er ſich mir gegenüber, erforſchte den kranken Zuſtand meines Herzens und wußte mit ſeinen ſchlichten Worten mich wunderbar zu beruhigen. Es ſchien, als ginge er ganz auf in Teilnahme und Sorge für mich. Er ſuchte mich nicht abzulenken von dem, was allein mich innerlich beſchäftigte und beſchäftigen konnte, aber er fand in dieſem Gegenſtande ſelbſt ſo viel Beſänftigendes, Aufrichtendes und Troſtreiches, daß es nachgerade zur Seligkeit wurde, mit ihm über meine Heimgegangene zu ſprechen." Ein anderer Zug; Roſegger erzählt*): „Im Frühjahr 1875 war es, als ich eines Tages, vom Grabe meiner wenige Wochen früher verſtorbenen Gattin in meine Wohnung zurückkehrend, vor der Tür ſtutzend ſtehen blieb. Drinnen auf meinem Pianino ertönte das Weihnachtslied: ‚Dies iſt der Tag, den Gott gemacht.' Es war das Letzte geweſen, was meine Frau geſpielt hatte, und nun klang es genau wieder ſo, mit derſelben frommfreudigen Innigkeit .... Wer konnte das ſein? — Heftig begann mir das Herz zu pochen, und als ich die Tür öffnete, ſaß am Pianino Robert Hamerling. ‚Es war ihr Lieblingslied!' ſagte ich, ihm die Hand reichend. ‚Ich habe eine Wunde aufgeriſſen,' entgegnete er leiſe, ‚verzeihen Sie mir, die Noten waren aufgeſchlagen.' ‚Bitte ſpielen Sie es noch einmal. Ich möchte es immer wieder hören.' Da war es das erſte- und letztemal, daß er mir vorſpielte. Es dauerte aber nicht lange. Ich vermochte meine Rührung nicht zu bezähmen, da brach er plötzlich ab, trat ans Fenſter, um ſich unbemerkt die Augen trocknen zu können. Dann ſagte er, tief Atem ſchöpfend: ‚Ja, die Muſik! Kein Wort und kein Bild

*) Perſönliche Erinnerungen an Hamerling, 104 f.

führt uns Vergangenes und Verlorenes ſo klar und lebendig wieder vor die Seele, als die Muſik. Muſik ſchläfert Kinder ein, Muſik weckt Tote auf. Es hat einen tiefen Sinn, wenn es heißt, daß am jüngſten Tage nicht durch einer Stimme Ruf oder durch das Krachen des Donners, ſondern durch Poſaunenſchall die Toten aufgeweckt werden. Man ſpricht von einer Zukunftsmuſik,' bemerkte er nach einer Weile, ‚ich kann auch von einer Vergangenheitsmuſik ſprechen, das heißt von einer ſolchen, auf deren Schwingen man in die Vergangenheit zurückfliegt.'"

Es zieht den Verarmten zu den verwaiſten Kindern, die zunächſt bei den Großeltern blieben, es zerrt ihn ins Weite. Er durchſtreift die halbe Steiermark. „War ich müde, ſo ſetzte ich mich auf einen Stein und weinte. Der einzige Gedanke war mein Weib, mit dem ich ſo glücklich geweſen, das ſo engelhaft ſanft und gut geweſen, das ſo unſäglich hatte leiden müſſen und das uns verlaſſen hat. Ich kehrte ein in einſame Bauernhöfe, ich raſtete in windumbrauſten Alpenhäuſern, ich dachte nichts, als an mein Weib. Ich reiſte nach Wien zu meinen Freunden Anzengruber, Schlögl, Vacano. Sie ſuchten mich zu zerſtreuen. Ich reiſte nach Ungarn zu meinem Verleger Heckenaſt, er tröſtete liebreich, aber mir wurde nicht leichter. Ich wanderte nach Kärnten, aber in Gegenden, wo ich einſt mit ihr geweſen, ward das Leid noch wilder. Ich ſtieg hinan den Berg Luſchari in die Felswildnis, zur Kirche unſerer lieben Frau, aber nichts und nichts konnte ich denken und empfinden, als ſie und nur ſie, die im fernen Graz unter der Erde lag. Und inzwiſchen riß es mich immer wieder zurück zu den Kindern, und je friſcher ſie gediehen, je lieblicher und herzlicher ſie ſich entwickelten, deſto mehr war mir weh."

Selbſtbefreiung.

Heidepeters Gabriel, eine Geſchichte in zwei Büchern, iſt eine freie Umdichtung der Waldheimat des Dichters und ſeiner beginnenden Mannesjahre bis zum Tode der erſten Frau. In dieſer Dichtung hat Roſegger ſich von dem niederdrückenden Schmerz zu befreien geſucht, der ihn in ſeinem jungen Glück zu finden gewußt hatte. Wir ſehen den Knaben in den kümmerlichen Verhältniſſen des Elternhauſes aufwachſen, bis ihn der Drang, etwas zu lernen und zu werden, in die ferne große Stadt entführt. Nach Jahren kehrt der junge Waldpoet zurück, nachdem die Welt auf ihn aufmerkſam geworden; er findet auf wunderlichen Wegen die Lebensgefährtin und baut mit ihr im Zauberlande des erſten Glücks ſein Haus. Doch die heiße Sonne ihrer Seligkeit welkt die zarte Blume, die er ſein genannt — ſie ſenken ihm ſein Liebſtes ins Grab. In den Augen ſeines Kindes, das ihm geblieben, ſteigen ihm langſam milde Sterne der Ergebung herauf.

Man ginge gründlich in die Irre, wollte man Roſeggers Erlebniſſe von dieſen Blättern ohne weiteres ableſen wie einen Chronikbericht; die größte dichteriſche Freiheit hat hier ihr Spiel. Aber daß, wer zu transponieren verſteht, in den beiden Büchern der Dichtung Roſeggers Schickſale und ſeine Stimmungen in jener Zeit in gewiſſen Grundzügen nacherlebt, iſt gleichfalls unbeſtreitbar. Der Faden einer einheitlichen Erzählung iſt nur hie und da zu entdecken, ebenſo oft reißt er dem Poeten unter den Händen, an ihre Stelle treten Sonnenlichter oder Wetterblitze, die über uns aufleuchten; die Stimmung iſt die Stärke dieſes Buches. Es grollt viel Anklage darin; eine peſſimiſtiſche Gereiztheit, die zuweilen der Grenze der Verſtörtheit nahekommt, iſt als Unterſtrömung bemerkbar. Der alte,

verdiente Schulmeiſter Michael Bieder von Rattenſtein wird vom Brot gejagt, weil er dem armen Schelm von Selbſtmörder zum Troſt der Hinterbliebenen die Segensglocke geläutet hat; Heidepeter in der Einöde und ſein Weib nehmen ihn in ihr Haus, obwohl ſie ſelber kaum etwas zu beißen haben. Der freie Bauer wird gemaßregelt, der ſich die Übergriffe des Jagdherrn nicht gefallen laſſen will und ihm den Hirſchen wegſchießt, wenn er ſeinen Kohl frißt. Das launiſche Leben hat die dumpf dahinvegetierende Einſchicht-Res zertreten mit namenloſer Brutalität; ſie zieht das Fazit ihres Unglücks: „Nun bin ich das elende Weſen, das ausſchaut, als hätt's der Tod vergeſſen, in der Einöd. Aber das Mundwerk, ei, das klappert mir immer noch, und ich red' mit mir ſelber und ich red' mit den Füchſen und Geiern und ich red' gar zu den Steinen da oben. Nachher bild' ich mir wieder die alte Geſchichte ein und red' mit Gott, und bitt' ihn um Verzeihung für alles; und er hat meinetwegen doch an keinem Härlein gelitten, ich hab' gelitten. Er ſoll mich um Verzeihung bitten, daß er mich erſchaffen hat auf Erden zum Leiden, zum Elendſein für ein langes Leben! Heidepeter, es iſt kein Gott, das iſt die Wahrheit und die Auflöſung von allem und das ewige Amen. Die Himmel und die Herzen winden ſich in ihrem Kampf ohne Ende, und es iſt ein ewiges Fiebern und Moderglimmen, und jedem Weſen iſt es durch ſein Leid und Weh ins Herz geſchrieben: es iſt kein Gott und es iſt kein Gott!" So iſt die Weltordnung! — Dieſe Res iſt die knorrigſte Geſtalt des Werkes; ſie iſt ſo verwildert wie der Urwald. Sie lebt in ihrer Mooshütte im Schroffeneck, die wie ein Schneckenhaus unter einem hohen, grauen, zerklüfteten Felshang klebt, ſtellenweiſe mit Wachholder- und Haſelnußgeſträuchen bewachſen. Unten ſchäumt der Wildbach in milchweißen Giſchten, weit hinan das braune Geſtein beſpritzend, ewig brauſend und toſend, kein Uferblümlein des Sommers ſchonend, keine Eisſcholle des Winters über ſich duldend — das freie Kind der Alpen. Wider Willen wird gerade ſie die beredteſte Zeugin, daß ein Gutes in dieſer Welt lebt neben allem Schlimmen: ſie pflegt den kranken Heidepeter, wie er auf der Suche nach ſeinem irregegangenen Weib in ihrer Hütte zuſammenbricht, und hilft ihm die Verirrte finden.

Zwei Menſchenpaare ſtehen im Mittelpunkt der Erzählung: der Heidepeter und Klara, ſeine Lebens- und Leidensgefährtin; Gabriel und Anna, ſein kurzes Glück. Nach ihnen benennt der Verfaſſer die beiden Abſchnitte der Dichtung: Die Einöde und: Das Daheim.

Wie ſie ſich plagen und durchkümmern, die Einödsleute, auf dem kärglichen Boden und unter wirtſchaftlich faſt unmöglichen Verhältniſſen, zu denen ſich Leid und Krankheit als traurige Weggenoſſen geſellen, und wie ſie dieſes jämmerliche Leben aus der Hand des Himmels fromm ergeben entgegennehmen, das iſt ein ergreifendes Schauſpiel! Welch ein Frevel, wollte man dieſen wurzelfeſten Volksgeſtalten ihren Himmel niederreißen! Der aufgeklärte Sohn ſtellt die Frage: „Nichts auf Erden kann ein banges Herz ſo ſehr beruhigen und tröſten, als ein gläubiges Gebet. O, ſchleudert den armen, bedrängten Menſchen nicht die Brandfackel des Zweifels in dieſes Heiligtum, oder wenn ihr es tut, ſo laſſet ihnen in euch jene Allmacht und Liebe angedeihen, die ſie von Gott und ſeinen Heiligen ſo zuverſichtlich erwarten. Könnt ihr das?“ Die Fanatiker müſſen verſtummen. — Mit inniger Freude iſt der weiberſcheue und filzige Hahnenkamp auf dem „Haberturm“ herausgearbeitet, der den Einödhof an ſich bringt; ſein Adoptivſohn Rudolf führt nach treuer Bewährung des Heidepeters Regina als Gattin heim. Mutig iſt es, wie Roſegger ſeine Katholiken verſpottet wegen ihres ſinnloſen Abplärrens des Vaterunſergebets und des Zickzacks von Bekreuzigung übers Geſicht hin; draſtiſch wirkt die Zapfenwirtin mit dem unheimlich lebhaften Mundwerk und ihr Muſter von Sohn, der verzogene Unhold Davidl, der ſich ſchließlich ſelbſt die Grube gräbt, in die er abſtürzt. Sie iſt die Karikatur des Wortes, das von Gabriels Mutter geſagt wird: „In aller Freundſchaft und Liebe und Treue ſteht das Mutterherz obenan; das Mutterherz magſt du anbeten wie die Gottheit, du begehſt keine Abgötterei.“ Der Waldpoet opfert der Natur ſeine Pſalmen; „wenn die Mutter Natur will,“ heißt es, „ſo bringt ſie alle Menſchen zum Lächeln“, oder er fragt: „Die Seele des Waldes, wer leugnet ſie, wer hat ſie noch nie empfunden?“ Regina ruht in den Armen des heiligen Waldes — Davidl aber, „wehe dem Miſſetäter, der in ſeinen Hallen wandelt! Ihm wird das kühle Moos zu feurigen Kohlen, ihm werden die Stämme zu drohenden Giganten. All die Geiſter der Einſamkeit kommen und halten über ihn Gericht; wie drohende Finger winken die Äſte, die Wipfel. Dürre, halb verfaulte Blätter raſcheln nieder auf ſein zuckendes Haupt, und das iſt ſein Urteil: Fort, du faules Blatt, für dich iſt kein Arm und kein Zweig und kein Auge mehr an dem grünen Menſchenbaum!“ Und doch kommt Gabriel als ein Wiſſender in den Wald zurück; „er ſah jetzt die Natur mit ganz anderen Augen an, als einſt. Manche poetiſche Anſchauung

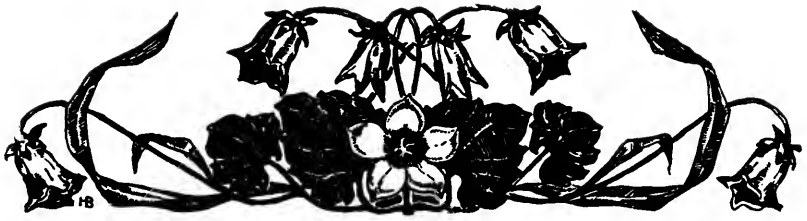
hatte ihm die Wiſſenſchaft verdrängt, dafür war ihm durch dieſe manch neue intereſſante Seite enthüllt worden. Er wußte nun, daß der Egoismus auch außer dem Menſchen, in dem Naturleben herrſcht. Als Knabe hatte er weinen müſſen vor Rührung, wenn er eine Heuſchrecke ſah, die ihre Vorderfüße gegen den Himmel ſtreckte, ſie war ihm die fromme, ſtille Gottesanbeterin. Heute wußte er, daß ſie ihre Füße emporreckt, um Mücken zu fangen. Oft fand er als Knabe in den Splint der Fichten geheimnisvolle Buchſtaben eingegraben, die ſich in wunderlichen Formen ſchlingen, aber nie kreuzen; ‚die Waldjungfrau hat damit die Geſchicke der Menſchen beſchrieben, aber niemand kann die Zeichen leſen'. Heute kannte Gabriel den ſchädlichen Borkenkäfer, der mit ſeinem Rüſſel die Buchſtaben gräbt, und heute verſtand Gabriel die Buchſtaben zu enträtſeln, ſie heißen: Tod dem Walde! So hatte die Natur für Gabriel vielleicht den Heiligenſchein verloren, dafür aber blickte er ihr ins Herz, zutiefſt in ihr Leben."

Über dem zweiten Teil des Buches, das von dem Werden und Vergehen des Maienglückes Gabriels erzählt, ſchwebt das Wort: „Der Menſchen echtes Glück kommt nicht von Oſten und nicht von Weſten, es ſteigt in keiner Himmelsgegend auf, wird durch keinen Wind herbeigeweht, es entkeimt ſtill und wunderbar aus dem eigenſten, innerſten Herzen. Mitunter aber greift es dann über alle Wünſche und Ahnungen hinaus, ſchier wie eine lieblich gewaltige Feuersbrunſt, alles erfaſſend und einhüllend und endlich auch verzehrend." Die Liebespoeſie dieſer Kapitel, Annas Beſuch im Geburtshauſe ihres Künftigen, ſeine Brautwerbung, der Hochzeitstag und die Honigwochen: das alles iſt von einer konkreten und doch ſo keuſchen Schönheit, die ſich ſchwer andeuten läßt. Als Regina geſtorben iſt, holt man ihr von den Bergen einen Kranz von Edelweiß. „‚Mein Annchen!' weinte er, ‚das Hochgebirg iſt deine Freud' geweſen. Der höchſte Berg im Land ſchickt dir den Gruß. Mit dieſem weißen Kranze, ſchöne, gute Frau, komm uns entgegen, wenn wir in die Ewigkeit eingehen.' Das Edelweiß war das letzte, was dieſe Welt ihr gab. Und nicht anders zu bezeigen wußte er ſeine Lieb', als daß er ihr zum letzten Gruß ſein Leben ausſpielte auf hohem Firn."

* *
*

Dieſer bei allem Verſteckenſpielen durch und durch perſönliche Roman: Die Einöde, aus dem ſpäter Heidepeters Gabriel wurde, iſt Roſegger ſauer geworden; er vollendete ihn nur mit äußerſter Anſpannung ſeiner Kräfte, die ohnehin nicht auf der Höhe waren. Er klagte Anzengruber ſeine angegriffene Geſundheit. Die Antwort, die er erhielt, iſt gründlich und herrlich; es heißt darin: „Aber herzlieber Menſch, tun Sie das nun und nimmermehr, bleiben Sie kalt und ruhig, ſchaffen Sie ſich zur Luſt, und Sie werden auch zur Luſt der anderen geſchrieben haben, bleiben Sie uns geſund an Seele und Leib, laſſen Sie ſich nicht die Blüten Ihres erquickenden Talentes in der Treibhauswärme des forcierten Produzierens verderben, laſſen Sie ſich nicht vom Ehrgeize in Ihr Tintenfaß ſpucken, daß Sie mehr Tinte zu verſchreiben haben. Es iſt in der ‚Einöde' ein etwas bizarrer Zug, ein leidender Zug, der durch das Ganze geht, Ihre eigenen Worte haben mir die Erklärung davon erſchloſſen. Beſter, um was man ſich krank ſchreibt, das leidet ſelbſt mit. Sie aber haben ein ſo eigentümliches, ausgeſprochen ſelbſtändiges Talent, daß Sie nur ruhig fortzuſchreiben brauchen, daß Sie langſam die Meiſterſchaft ſich erſchreiben werden. Mein Beſter und Guter, Sie haben gar kein Recht, ſich auf Ihrem Wege umzuſehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, alſo, allweg vorwärts. Ich habe Ihnen ſchon dazumal, als ich Ihnen den Eindruck Ihrer ‚Einöde' auf mich mitgeteilt, geſagt, daß Großes in Ihnen ruht, daß ich von Ihrer Zukunft alles erwarte; — nicht fertig, nicht abgerundet ſteht Ihr Roman ‚Die Einöde' vor uns, und doch viele leſen ihn mit Vergnügen, es iſt derſelbe Roſegger, der ihnen ſchon mit ſeinem Genius zu Herzen geſprochen; ach, glauben Sie nicht, mein lieber Roſegger, daß dieſer Roſegger recht daran tut, auf dieſes Werk all ſeine Karten zu ſetzen! Gehn Sie mir, ſeit wann iſt er denn ſo ſtolz oder ſo kleinmütig geworden? Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich dieſen Schriftſteller liebe und ſchätze, ich möchte ihm mit keinem Worte wehe tun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Roſegger verderben wollen, das greift mir ans Herz, und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. In dieſem Gegenwärtigen ſchlummert noch ſo viel unentwickelt, er weiß es wohl ſelbſt nicht, und wenn ich mir denke, wie ſich das nach und nach klärt, bildet und feſtigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Roſegger — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen ſoll, daß auf einmal das nicht ſein ſoll, daß Roſegger ſtehen

bleiben ſollte, daß er nun daran denken ſoll können, er werde nichts mehr ſchreiben — ach pah, raſten Sie ſich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder friſch ans Werk, und die nächſte größere Arbeit überſchauen Sie wie von oben, von darüber her, das tun Sie — heute aber können Sie ſchon jeden einen Lumpen heißen, der es anders ſagt, als daß ich die ‚Einöde‘ ſo gut finde, daß ich ſie wohl ſelbſt geſchrieben haben möchte. Sagen Sie das dem Roſegger, er wird ſich's gewiß zu Herzen nehmen, da es vom Herzen kommt.“ Wie fein hat Anzengruber mit ſeinem forſchenden Auge die Eigenart des Freundes erſchaut; und wie hat ihm die Folgezeit mit jedem Worte recht gegeben! Aber die Mahnung zum „Ausraſten“ ließ ſich der von der Selbſtbefreiung müde Gewordene geſagt ſein.



Der Heimgarten.

Im Frühling 1876 hat Peter Roſegger die Monatsſchrift Der Heimgarten begründet, die er noch heute ſelbſtändig redigiert und deren achtundzwanzig umfangreiche Jahrbände er zu drei Vierteilen ſelber geſchrieben hat. Alle ſeine Erzählungen, Aufſätze, Skizzen, Gedichte erſchienen hier zuerſt, ſämtliche Werke Roſeggers ſind dem „Heimgarten“ entſtiegen; ebenſo viele Bände könnte man aus den zahlloſen Artikeln, Rezenſionen und Produktionen auffüllen, die — zumeiſt muß man das begrüßen! — in der Monatsſchrift verblieben ſind. Es entſprach Roſeggers Natur, in einer periodiſchen Schrift regelmäßig und allſeitig an der Hebung der Volksbildung mitzuarbeiten; ebenſo lebhaft war ſein Wunſch, ſich ein Organ zu ſchaffen zu ungehinderter perſönlicher Ausſprache. Der Heimgarten iſt Roſegers öffentliches Tagebuch geworden. Das iſt ſein Reiz; darin liegt zugleich die Linie ſeiner Verbreitung: nicht das eigentliche Volk lieſt ihn, das Roſegger zuerſt damit zu erreichen hoffte, ſondern diejenigen Gebildeten in der ganzen Welt, die Roſeggers Verehrer ſind.

Das Programm für das neue Unternehmen, deſſen Verlag Leykam in Graz von Anfang an führte, wurde entworfen: die verſunkenen ſchlichten Väterſitten, die natürlichen Rechtsbegriffe, der Segen des Familienlebens, die geſunde Befriedigung durch ehrliche körperliche Arbeit ſollten gewürdigt und geſchützt werden; die alte deutſche Treue, die Schönheit der Heimat will er den Leſern zu Gemüt führen, daß die Liebe zu Heimat und Volk ſich wieder entzünde; er will ſein Volk in der Trauer tröſten, im Übermute zur Mäßigung ſtimmen, in Laſtern züchtigen, in Torheiten geißeln mit ſcharfem Spott. Vor allem will er immer die Wahrheit ſagen und ſein Volk

zur Natur zurückzuführen; Irrtümer einzugestehen werde er sich nicht scheuen, denn „Ehrlich zu aller Zeit!“ sein Wahlspruch.

Aber warum „Heimgarten“? Rosegger rechtfertigt diesen für norddeutsche Ohren — trotz des verwandten „Daheim“ — halbfremden Klang mit den Worten: „Heimgarten nennt man in verschiedenen Alpengegenden jenes Haus im Dorfe, wo man des Abends zu kleinen handlichen Arbeiten und zur Geselligkeit zusammenkommt, wo die geistig regsamsten, erfahrensten, am Erzählen und Schildern Behagen findenden Dorfbewohner, wo Leute, welche welt- und lebensklug sind oder werden mögen, zu kurzweiliger, anregender, belehrender Unterhaltung sich einfinden. Im Heimgarten werden Geschichten, Sagen, Märchen, tragische und heitere Begebnisse aus dem Leben erzählt, Lieder und Balladen gesungen; aus dem Stegreife wird gedichtet, Schwänke und Possen werden zum besten gegeben oder Tagesvorkommnisse und wichtige Ereignisse in Dorf- und Weltleben von den Dorfweisen besprochen. Die Unterhaltung im Heimgarten klärt, schärft, bereichert den Geist, erquickt, erwärmt und veredelt das Herz. Dieses schlichte Vorbild aus dem Alpenleben lieferte Titel und Programm für meine Monatsschrift.“ Er nennt sein Blatt gelegentlich eine „Privatanstalt“, in welcher er nach seiner Weise dichten und lehren könne. In einem nach verschiedenen Seiten für das Verständnis Roseggers aufschlußreichen Briefe an Dr. Svoboda hat der Herausgeber in jenen Tagen seinen Standort mit hellster Deutlichkeit präzisiert. Das wichtige Schreiben lautet:*)

„Krieglach, 28. Mai 1876.

„Lieber, verehrter Herr Doktor!

„Da ich Sie ersucht habe, mir beim Heimgartenprospekt behilflich zu sein, so ist es doch nötig, den Standpunkt noch näher klarzustellen, von dem aus ich das Blatt zu leiten gedenke.

„Die Phrasen von Humanität und Toleranz sollen mir nicht Phrasen, sollen mir Gesetz sein. Ich werde die Meinungen der Individuen und der Parteien respektieren und nur die extremen Richtungen bekämpfen. Ich werde dem Jesuitismus nicht huldigen und auch nicht den Konsequenzen der modernen Naturwissenschaft. Ich habe die Überzeugung an mir und anderen gewonnen, daß der Geist, die Philosophie der heutigen Naturwissenschaft nicht in das Volk dringen darf. Solange es mir gelingt, die „schöne Lüge“ von Menschenglück und Ideal zu singen, bin ich Poet, der dem Menschen nützt;

*) Heimgarten, Septemberheft 1904, 937 f.

Dorf Krieglach bei Mürzzuschlag, Roseggers Sommeraufenthalt

Nach einer Photographie von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.

der Materialismus aber füllt die Welt aus und läßt keinen Platz für Prieſter, Dichter, Künſtler und andere Idealiſten.

„Mehr hat der Poet mit dem Prieſter gemein, als mit dem Materialiſten. — Das iſt und bleibt meine Überzeugung, zu welcher mich teils die Erfahrung, teils die Lektüre materialiſtiſcher Schriften gebracht hat. Auf andere Naturen mag die wiſſenſchaftliche Richtung der Zeit ja anders wirken; mich macht ſie glücklos und teilnahmlos für die Beſtrebungen der Menſchen, die kein anderes Ziel haben können, als tieriſch den Kampf ums Daſein zu ringen, bis das unſelige Tantalusgeſchlecht endlich vernichtet iſt. — Den möchte ich kennen, welchen der klippe Materialismus glücklich oder auch nur zufrieden gemacht hätte. Wir alle ſind zerfahrene, friedloſe, bis zur Pein ſelbſtiſche Menſchen, und unſer ganzer Troſt wäre, daß wir ſo ſein müſſen?

„Unſere Aufgabe iſt, möglichſt glücklich zu werden. Das iſt mein Evangelium, das mir von Janitſchek und anderen oft genug angefochten wurde. Andere mögen die ſogenannte Vernunft protegieren, ich halte es mit dem ſogenannten Herzen. Was ich auf dieſem Grunde zu leiſten vermag, das kann die Welt akzeptieren oder ablehnen, aber ſie kann mit Fug nichts anderes von mir verlangen, als mir ſelbſt gegeben iſt. — Das iſt meine Anſicht, ſie ſchützt mich vor Hochmut und vor Demut.

„Ich weiß es, Herr Doktor, daß ich hier nicht nach Ihrem Sinne ſpreche, und ich fürchte, daß Sie von dieſem Augenblicke an meiner Monatsſchrift noch weniger Lebensfähigkeit zutrauen werden. Hingegen fürchte ich nicht, daß Sie mir deshalb Ihren Rat und Ihre Hilfe vorenthalten werden. Sie wiſſen zu gut, daß mein Blatt gar keinen Wert haben wird, wenn es iſt, wie hundert andere Blätter auch ſind; daß es nur dann Bedeutung gewinnt, wenn es naturgemäß eine gewiſſe Eigenart verfolgt. Dieſe Eigenart wird alſo nicht immer mit der modernen Strömung gleichlaufen! Broterwerb iſt bei meinem Heimgarten freilich eine Hauptſache, aber dem wird man ſelbſtverſtändlich ſeine perſönliche Überzeugung nie und nimmer opfern. — Allerdings ändert ſich, wie Goethe ſagt, die perſönliche Überzeugung mit jeder Altersſtufe; ſie wird durch Erfahrung und Studium bedingt. Doch gerade dieſer Ausſpruch beweiſt mir, daß auch die Naturwiſſenſchaft morgen eine andere ſein wird, als ſie heute iſt. Wir ſehen übrigens, welche Uneinigkeit auch heute unter den Gelehrten herrſcht; das zeigen die endloſen Polemiken unter ihnen.

„Das eben auch könnte einem das Gelehrtentum verleiden, daß es protzig ist; jeder einzelne hält sich für unfehlbar, ist intolerant gegen andere. Katheder so gut wie Kanzel sind arrogant und voller Hochmut."

. . Eifrig warb der Redakteur in Wien und draußen im Reich um Mitarbeiter: sie kamen alle, als er sie rief: Anzengruber und Hamerling, Bodenstedt und Rittershaus, Heyse und Baumbach, Morre und Pötzl, Marie Ebner, Silberstein, Lemmermeyer, Welten und Kienzl, Tyrolt und Amyntor, Otto von Leitgeb und Friedrich Hausegger. Sie und viele, viele andere haben zum Teil aus ihren neu erscheinenden Werken dem „Heimgärtner" einzelne Abschnitte zum Druck überlassen; sie haben sich auch mit Originalbeiträgen gern eingestellt. Die Ökonomie der Hefte ist folgende: im ersten Teil, dem gewichtigeren, stehen die größeren Arbeiten, gemischt aus Roman und Erzählung und aus volkstümlicher Belehrung der allerverschiedensten Art; es folgt die Kleine Laube, in der Ernstes und Lustiges, wieder gemischt aus Prosa und Poesie, bunt abwechseln. Hier hat der Herausgeber auch regelmäßig den jungen lyrischen Talenten Gelegenheit gegeben, sich zu tummeln — nicht eben immer zum Vorteil der Poesie selbst. In seinen „Postkarten" teilt der Herausgeber Liebenswürdigkeiten und Grobheiten aus, wie es kommt; sie bilden den oft sehr aufschlußreichen „Briefkasten" des Blattes. Die von ihm verfaßten Buchwürdigungen zeichnet Rosegger teils mit seinen Initialen, teils mit M., vieles bleibt auch unsigniert. — Ein seltsamer Kauz ist Hans Malser, einer der eifrigsten Mitarbeiter an Roseggers Heimgarten, wenigstens in den älteren Jahrgängen. Er schreibt mit Vorliebe Stadtgeschichten, als sei er zu vornehm für Ländliches, und läßt gern durchblicken, daß er mit allem, was die Stadt angeht, vom vornehmen Salon bis hinauf zum Kaiserschloß vertraut ist; auch hat der Kerl viel Verbissenes in seiner Art, greift mit innigem Behagen die Autoritäten an, schüttelt derb die Zöpfe der Mitmenschen aus, und hat eine unbezwingliche Neigung zum Flunkern: ausgestattet mit einer geradezu üppigen Phantasie, erfindet dieser Hans Malser die unglaublichsten Geschichten, bedauert stets, uns nur in fünf und nicht in fünfzehn Erdteilen herumschleudern zu können und — hat uns zum Schluß doch immer nur an unserer eigenen Nase herumgedreht . . Dieser Phantast und Kritikaster Malser — ist Peter Rosegger selbst; wofür er gern einen Prügeljungen hätte, das ladet er diesem Herrn Malser auf; er war auch der Verfasser

des Bandes: Vom Kreuzweg des Lebens, novelliſtiſche Studien von Hans Malſer, herausgegeben von P. K. Roſegger, mit dem Roſegger im Jahre 1880 ſeine Kritiker irreführte; ſie ſollten ihm den Freiſpruch ſchreiben für die Stadtgeſchichte, da ihm der Ruhm eines Dorfnovelliſten nicht genügte. Er kann auch Stadtgeſchichten ſchreiben, gewiß; aber das können andere beſſer als er, weit beſſer. Seinen Platz, den er mit niemand zu teilen braucht, hat er nach wie vor in der dichteriſchen Ausgeſtaltung der Stoffe, die ihm ſeine Heimat gibt, das Land und nicht die Stadt. Dort blüht ſein „Heimgarten".

* * *

Im April 1878 verlor Roſegger einen treuen Freund und Gönner in ſeinem Verleger Guſtav Heckenaſt in Peſt, bei dem er in neun Jahren — dreizehn Bände, dazu noch acht Jahrgänge eines Volkskalenders („Das neue Jahr") hatte erſcheinen laſſen. Ein Aufſatz Roſeggers über ſeinen Lieblingsdichter Adalbert Stifter, von dem er bekennt*): „Ich nahm die Werke dieſes Poeten in mein Blut auf und ſah die Natur im Stifterſchen Geiſte", machte den Verleger Stifters auf den jungen Steirer aufmerkſam. Dieſer Kunſtmäcen, der beſonders um die ungariſche Literatur Verdienſte ſich erworben, begründete durch ſeine vornehme Haltung Roſeggers materielle Exiſtenz als Schriftſteller. Nach Stifters Tode (1868) ſchrieb der ausgezeichnete und einflußreiche Mann an den jungen Autor: „Wir wollen bei der Verſchiedenheit unſeres Alters nichts abwägen als die Intenſität unſerer freundſchaftlichen Gefühle, und darin möge jeder trachten es dem andern gleichzutun. Meinem Gemüte tut es wahrlich wohl, gleichſam eine Nachfolge und einen Erſatz zu finden für das innige Verhältnis, welches mich mit Adalbert Stifter bis zu ſeinem Tode verband, indem ein junger Geiſt, der in dieſelben Bahnen lenkt, ein jugendlich friſches Gemüt, das in gleicher Tiefe dichteriſch erglüht, und ein Herz, das in gleicher Güte und Reinheit für die edelſten Güter der Menſchen ſtrebt, ſich mir anſchließt und die Tage, die mir in dieſem Leben noch übrig ſind, durch ſolchen freundlichen Anſchluß erhellen will." Mit Heckenaſt gemeinſam hat Roſegger Stifters „Nachſommer" für die Ausgaben ſeit des Dichters Tode gekürzt. Wie Stifter — wir kennen die zahl-

*) Am Wanderſtabe, 398 f.

reichen Briefe an Heckenast in seinen Gesammelten Briefen — so hat auch Rosegger mit diesem seltenen Vogel unter den Verlegern eine durch kein Mißverständnis getrübte, ideale Freundschaft gepflegt.

Ein anderes lichtes Kapitel in Roseggers Leben trägt die Aufschrift: Bertold Auerbach. In demselben Jahre der bosnischen Okkupation, 1878, suchte der junge Steirerdichter den berühmten Volkserzähler in Berlin gelegentlich seiner ersten Vortragsreise auf. „Als ich eintrat, stand er schon an der Tür, der gut untersetzte, breitschulterige Mann mit dem großen Haupte, dem halbkurzgeschnittenen, grauenden, welligen Haar und Vollbart, und mit den großen, muntern Augen. In schlichtem Hauskleide — ich erinnere mich noch an die graue Bluse mit, ich glaube sogar, grünen Aufschlägen — stand er da und breitete die Arme aus. Er verbarg seine Überraschung nicht, als er mich sah. ‚Sie schauen ja aus wie ein Dorfkaplan!‘ rief er, ‚ich habe mir Sie als einen starken, derben, großbärtigen Älpler gedacht. Sie sind noch gar jung, Gott zum Gruß!‘ Mit beiden Händen schüttelte er die meinen, dann führte er mich zu seinem Tische. Nun stand ich vor dem Manne, den ich so oft im Geiste gegrüßt hatte, gegrüßt im steirischen Walde, wenn ich seinen ‚Ivo den Hajrle‘ las, oder das ‚Barfüßele‘, oder das ‚Edelweiß‘, oder den großen Roman ‚Auf der Höhe‘, und wenn ich meiner Bewunderung und Liebe für den Dichter kein Ende wußte.

‚Und was sagen Sie zu mir?‘ rief er nun und stellte sich wieder in seiner ganzen Behäbigkeit vor mich hin, ‚bin ich so, wie Sie mich gedacht haben?‘

‚Fast,‘ sagte ich, ‚nur jünger, frischer, nicht wie einer, der — der in der Stadt Berlin lebt, sondern —‘

‚Nun?‘

‚Sondern im Bergwald oben, bei den Bauern und Jägern.‘

‚Etwa so wie ein Förster, nicht wahr? Sehen Sie, lieber R., ich meine, Förster sind wir Dichter alle, Förster und Heger im großen Menschenwalde.‘

‚Nur kann es einem so ergehen, wie dem Erbförster von Otto Ludwig,‘ entgegnete ich, ‚der wollte den Wald schützen, aber der Waldherr sagte, es wird gerodet!‘

‚Ich verstehe‘, sagte Auerbach ‚und ich glaube, bei Euch in Österreich wird jetzt auch gerodet! Ich bin schon seit Jahren mit Ihnen gewesen, Sie haben einen guten Lebenslauf. Der Weg, der vom Wald in die Stadt führt, ist für den Dichter der beste Weg, weil

an demſelben die größten Freuden und Schmerzen der Menſchheit ſtehen.'

‚Wunderlich iſt's mir aber,' entgegnete ich, ‚daß ich von der Stadt nichts gelernt und vom Walde nichts vergeſſen habe.'

‚Nichts gelernt!' ſagte er, ‚nein, lieber Freund, daß Sie ſchreiben gelernt haben, das weiß ich, ob Sie auch leſen gelernt haben, davon werde ich mich heute abend überzeugen. Ich habe mir einen guten Platz beſorgt und werde Sie verſtehen', ſagte er, ‚ich bin auch in Steiermark geweſen und habe das Land durchwandert.*) Es iſt ein ſchönes Land und ein deutſches Land! Mir hat einmal ein alter Pfarrer im Schwarzwald geſagt: Deutſchland iſt wie eine Pyramide, der oberſte Teil, die Spitze, das iſt Berlin; der breite Grund, den man nicht weithin ſieht, aber auf dem alles ruht, das iſt das Volk von Alemannien bis Steiermark. Auch die deutſche Kunſt und Poeſie und Weltanſchauung, habe ich darauf dem Pfarrer geantwortet, fußt in ihrer Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit in unſerem Süden; gegen Norden hin ſpitzt ſich das alles zu, wird feiner und ſchärfer, klüger und kälter. Ich gehe noch weiter und ſage: Süddeutſchland iſt unſere Kindheit und Jugend, Norddeutſchland unſere Männlichkeit und unſer Alter. Iſt es nicht ſo? Ich muß häufig nach Süden ziehen, um mir Jugend zu holen, ich brauche ſie gerade jetzt für meinen ‚Forſtmeiſter', an dem ich eben arbeite.'

So plauderte er, ſein Weſen hatte eine ſeltſame Anziehung auf mich, ſeine Worte ſchienen ſo ſchlicht und abſichtslos geſprochen und waren voll Seele und Geiſt."

Acht Jahre zuvor hatte der Steirer den Schwarzwalddichter in einem glühenden Brief um ſein Bild gebeten und die Antwort von Auerbach erhalten: „Ich kann Ihnen, lieber Herr Roſegger, nur ſagen, daß Sie mir eine gute Stunde bereitet. Ich habe jetzt, da ich mich dem Sechzigerjahre nähere, oftmals das Glück, zu vernehmen, wie ich auf Sinnesweiſe des nachfolgenden Geſchlechts erwecklich und bisweilen beſtimmend einwirken konnte. Das iſt der höchſte Lohn für beharrendes Streben. Möge er auch Ihnen einſt beſchieden ſein! . . . Laſſen Sie von dem Fortgange Ihres Lebens wiſſen den Sie im Auge behaltenden B. A." Nun ſaß Roſegger in Berlin am Vortragstiſch und der alte „Kollege" ihm zu Füßen, ihm freundlich zunickend. Als Roſegger ſein Programm erledigt hatte, ging Auerbach zu ihm und führte ihn den enthuſiasmierten Hörern noch

*) Im Jahre 1848.

einmal zu einer Zugabe aus dem Künſtlerzimmer vor. Unterm 25. November 1878 ſchreibt er begeiſtert an Auerbach: „Aufrichtig, verehrter Herr, ich bin das erſtemal mit Angſt zu Ihnen gegangen, ich fürchtete, der Menſch würde dem Dichter, den ich hoch verehre und im tiefſten Herzen liebe, nicht gleichkommen, und es würde eine Diſſonanz entſtehen in meinem Gemüt. Darum war ich ſo innig erfreut, als ich ſah: der Menſch iſt hier der Dichter, es iſt Einheit. Weltumfaſſend und weltliebend! Das iſt Auerbach. Wie heller Sonnenſchein iſt es mir in die Seele gezogen.“ Er will ihm danken, „von Herzen danken für alles, was Sie mir in meinem Leben getan haben, als ich noch auf der Alpe ein Hirte war — als ich mit meinem jungen Weibe im Walde ſaß und wir in Ihren Büchern laſen; Sie haben Anteil an meinem Herzensleben, ſo wie Sie Anteil an dem Leben des ganzen deutſchen Volkes haben. Und ich danke Ihnen für die Stunden, die Sie mir in Berlin ſchenkten; Sie gaben mir damit mehr als Sie vielleicht ahnten.“ Iſt ſo Auerbach ein ſtarker, erſter Anreger Roſeggers geweſen, ſo erfriſcht ſich der altgewordene Auerbach an der „überall durchleuchtenden, wohltuenden Intimität“ des Naturells ſeines jungen Freundes. Er hat damals das ſinnige Wort geſagt: „Die Wahrhaftigkeit des innerſten Dabeiſeins in den Produktionen wird durch Erſcheinen und Beſeelen der Perſon und vor allem durch den Ton der Stimme erſt nun klar und bewährt. Es iſt ein immer empfundener bitterer Mangel, daß der Ton des Mundes nicht in das geſchriebene Wort gehaucht werden kann. Wenn wir hätten hören können, oder wenn man hätte fixieren können, wie der Sprechton Meiſter Goethes war!“ *)

*) Im abſchließenden (dritten) Bande der Biographie Rudolf Kögels — durch einen ſeiner Söhne nicht eben vorbildlich beſorgt — findet ſich ein arrogantes Seitenſtück zu dieſer feinen Bemerkung Auerbachs: Kögel und Auerbach ſind in einer Geſellſchaft Tiſchnachbarn. Auerbach erzählt von Ernſt Rietſchel, der die Fähigkeit beſeſſen habe, Sprechweiſe und Ton anderer nachzuahmen. Auf ſeinen Wunſch habe ihm Rietſchel einſt, während Auerbach die Augen ſchließen mußte, den redenden Goethe täuſchend vorgeführt, mit dem der Meiſter als junger Mann geſprochen hatte. Auerbach gloſſierte: „Im Anfang war der Ton.“ Kögel antwortet pfäffiſch, um wie er ſich ausdrückt, „das Geſpräch mit dem jüdiſchen Pantheiſten mit einer deutlichen Wendung abzubrechen“: „Wir Söhne des Neuen Teſtaments kennen keinen unartikulierten Ton des Pantheismus, wir ſagen: Im Anfang war das Wort . . . .“ Wie wohltuend berührt gegenüber dieſer paſtoralen Herzensroheit Roſeggers Ausſpruch: „Auerbach hielt großes von dem Judentum, deſſen Vorzüge er beſaß und deſſen Schattenſeiten er nicht ſah, weil er überhaupt bei allem und jedem das

Ein herzlich freundschaftliches Verhältnis zu Auerbach nahm der junge Rosegger mit in die Heimat. Er hat später von ihm geurteilt: „So wie seine Werke voll Zuversicht und Gläubigkeit sind, in denen sich die Hochherzigkeit eines ganzen Menschen offenbart, so beherrschte auch das warme Dichterherz sein Leben, seine Persönlichkeit; er liebte es so sehr, geliebt zu sein" und von seiner Gedankenrichtung: „Auerbach war eigentlich keine moderne Natur, er war kein Anhänger der atheistischen Sekte, die ihren Kultus mit dem Unglauben treibt, kein Anhänger des Skeptizismus und der Pessimisten, die sich nur in dem Gedanken, unglücklich zu sein, wohl fühlen können. Er durchgeistigte seine Gestalten mit einer schicksalumfassenden, versöhnenden Philosophie, und seines Philosophen (Spinoza) welterlösenden Ideen gab er durch poetische Gestalten die Wesenheit." So legt er eine Lanze ein für die hartgescholtenen „spinozistischen Bauern" Auerbachs, des immer Lehrhaften und in seiner Menschengläubigkeit zunehmend Naiven.

*

Am 1. Mai 1879 führte Peter Rosegger die erst neunzehnjährige Anna Knaur aus dem Schlosse Feistritz als seine zweite Gattin heim. Sie hat ihm im Lauf der Jahre noch drei Kinder geschenkt, aus deren ersten Jahren der glückliche Vater gern Wichtiges und Unwichtiges den fremden Leuten in der Welt erzählend weiter gibt: Hans, Grete, Martha. Er trat als ein körperlich Leidender in seine zweite Ehe. Mit Beginn des Jahres 1879 stellten sich bei Rosegger die ersten Anzeichen einer Brustkrankheit ein, die nach einem halben Jahre als schwerer Bronchialkatarrh mit Asthma sich zu erkennen gab. Das Leiden ist chronisch geworden; es ist die Stelle, an der Rosegger sterblich ist. Fünf- bis sechsmal jährlich haben sich in den nächsten Jahren diese Atemnöte eingestellt; „jeder tat, als wollte er der letzte sein und mir den Garaus machen. Manchmal dauerte der Brustkatarrh mit peinlicher Atemnot wochenlang, bis endlich wieder ein Weilchen der Erleichterung kam. Wunder nahm es mich, daß dabei die geistige Arbeitslust nicht eigentlich litt, selbst in Stunden der Atemnot war ich angeregt, und während die Brust unter schwerer

---

Beste herausfand. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er ein Jude war, immer aber auch den Christen begriffen und war tief dankbar für alle Toleranz, die ihm oft — von katholischen Geistlichen entgegengebracht wurde. Den Katholiken traute er überhaupt mehr Duldsamkeit zu als den Protestanten, deren christliches Gefühl seit dem Kriege verroht wäre." —

Beklemmung wie in Todesangſt ächzte, dichtete es im Kopf Geſchichten und Schwänke.“ Tauſend Mittel der Ärzte und der Quackſalber, die er gewiſſenhaft, jedoch mit zunehmender Reſignation anwendete, ſchlugen nicht an; nur die Aſthmazigarette, die er nicht genug rühmen kann, hat ihm Linderung verſchafft. „Das Aſthma hat für mich ſeine Schrecken verloren.“

Aus dieſer Zeit beſitzen wir ein Gedicht von Roſegger, in dem er ſich dem Leben gegenüber dahin erklärt:*)

Mei leßti Bitt!

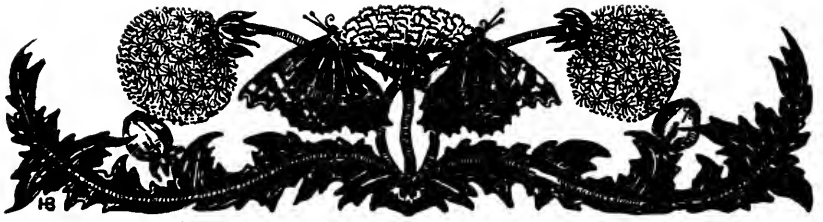
Gſtellt d'Frog, es müaßt ſein,
Daß mei Glöckerl heint läudt,
Klopft der Hergott af d'Ochſl:
„Zan Schlofngehn Zeit!“
Und wa grod guat aufglegt,
Und ſogad ma gor:
„Recht brav hoſt dih gholtn
Die ochtadreißg Johr.
Dan Aug hon ih zuadruckt,
Däs muaß ih da ſogn!
Mit 'n ondan hon ih gſehn,
Daß d' — wos dar is gſchehn —
Geduldi hoſt trogn.

Nit eppa, daß d' moanſt,
I hät — wos du hoſt ton —
Umſunſtn valongt;
Du kriagſt hiazt dein Lohn.
Konſt hobn a neugs Lebn,
Ah die ewigi Rua;
Na wos da holt gfollt,
Däs ſogſt ma hiazt, Bua.
Schauſt eh ſcha müad aus,
Mih wunert's ah nit,
Ih denk du gehſt ſchlofn,
Loßt onderi ſchoffn,
Hoſt ewi an Fried.“

Af de Red von Hergott,
Do ſogad ih glei:
„Wanſt moanſt, daß d' ma d'Wohl loßt,
So bitt ih dih frei:
Siebn Stund loß mih ſchlofn,
Aſt weck mih wieder auf,
Friſch ausgroßt moch ih gern wieda
Gonz an neugn Lauf.“ —
Kunt ſein, daß er locht
Und drauf ontwort't der Olt':
„Mih gfreut's, daß mei Welt
Dir doh ſo guat gfollt.
Und hiazt tua's bidenkn,
Wos möchaſt dan gern?
Willſt Reichtum, willſt Gwolt,
Oder willſt in grean Wold
A flinks Vögerl wern?“

„Mei Hergott!“ wult ih ſogn,
„Do braucht's koan Bidenkn,
Dasſelb Lebn, dos d' heunt nimſt
Däs tua ma wieda ſchenkn:
's klon Kind loß mih ſein,
Däs vor ochtadreißg Johrn
In Wold obgeſchiedn
Bei Ormuat und Friedn
Mei Muada geborn.“

*) Sonntagsruhe, 60/61.



Mit dem Stab in der Hand.

Für den Krönerſchen Verlag in Stuttgart, der das Prachtwerk „Unſer Vaterland“ vorbereitete, verfaßte Roſegger im Jahre 1877 eine ſyſtematiſch angelegte, aus intimſter Vertrautheit ſchöpfende Schilderung der Steiermark. Dieſe Wanderung durch ſeine engere Heimat, die jetzt den erſten Teil des Bandes *Am Wanderſtabe* bildet, iſt ein Muſter beſeelter Naturbetrachtung. Mit einem Jubelſchrei macht er ſich an die liebe Arbeit, die ihm zugefallen war: „Hoch vom Dachſtein an bis zum Bett der Sann! Welch ein Reichtum von gewaltiger Herrlichkeit und lieblicher Schönheit auf ſo kleinem Flecke! Das freie Auge vermag von den Kronen der Sulzbacheralpen aus die Gletſcher des Dachſtein zu ſchauen; die Winzer an der Drau ſehen im ſonnigen Äther die blauenden Höhen des Wechſel blinken — und was liegt alles dazwiſchen! Wer von den ſchreckhaft ſchauerlichen Bergen jener Kalkalpen, von deren Wänden das Sauſen der Enns wiederhallt, eine Wanderung gemacht hat durch die wilde Gegend des hohen Schwab, über das feierlich ernſte Mariazell, durch die finſteren Schluchten des Toten Weib, über die idylliſchen Gelände des Mürztales und des Murbodens, durch die entzückenden Auen an der Feiſtritz und Raab, über die in üppiger Fruchtbarkeit prangenden Ebenen an der Drau, über die ſonnigen Weingärten der windiſchen Büheln und des Koloſer Ländchens, an den ſchattigen Ufern der grünen Sann, durch die Urwildniſſe des Bacher in das Paradies an der Sulm und an der Kainach nnd nach dem heiteren Grazfelde mit ſeiner ſchönen, großen Stadt — der weiß, *was* die Steiermark iſt.“ Roſegger hat die Sänger ſeiner ehernen Mark, die Kalchberg, Seidl, Lenau, Grün und Hamerling überboten! An *Graz* aber hängt ſein Herz. „Bisher ſind ſo viele durch Steier-

mark gereiſt, ohne Steiermark zu ſehen, und faſt könnte man ſagen, daß mancher in Graz — Graz überſehen hat. Man meint, wenn man hier den Stadtpark durchwandelt und auf den Schloßberg ſteigt und da oben bei der „Lieſel“ in Bewunderung ausbricht über das herrliche Bild, ganz gelaſſen wieder abreiſen zu können mit dem Bewußtſein, Graz geſehen zu haben. Nun beſteht aber Graz nicht aus der Stadt allein, ſondern, und beſonders für den Reiſenden, auch viel mehr aus ſeiner Umgebung. Man muß durch die blühende Garten- und Villenſtadt des Roſenberges, durch die reizenden Schluchten des Zuſertales über die Höhen des Rainerkogels, des Ruckerlberges, der Platte wandeln, man muß die Walddämmerungen von Maria-Grün, von Maria-Troſt, vom Bründel durchſtreichen und die Wildgärten des Hilm und des Stiftingtales, die grünen Matten der Andritz, die Mauern des alten Göſting und die Hochwarte des Plabutſch betreten, um Graz zu ſehen, ‚die Großſtadt, die auf dem Lande ſteht‘. Behaglich breitet das an der klaren Mur ruhende Graz ſeine Gaſſen und Gärten aus über Berg und Tal; lieblich liegt es hingeſeſſen, ſpottend allen Regeln einer geſchloſſenen Stadt, huldigend nur den Prinzipien des Anmutigen und Schönen.“ Als Gott mit der Erſchaffung der Welt fertig geweſen ſei, habe er mit dem Finger auf dieſen Fleck Erde getupft und geſagt: Hierher kommt eine große Stadt! Er nennt ſie liebevoll das ſteiriſche Paradies.

*

Panzre mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb auf den Schild ihn, des
Leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutoniſche Stirn!

ſo ſingt Peter Roſegger in einem Gedicht mit etwas ungefügem teutoniſcher Urbehagen; aber er hat es ſich ſelbſt zugeſungen, wenn er den Landsmann ermahnt:

Denn deine größte Kraft
Und deine Meiſterſchaft
Sproßt aus der heimiſchen
Erde allein!

Und jeder soll ihm beistimmen:

Östlicher Rosenhauch,
Südlicher Lorbeerstrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgestellt —
Heiliges Heimatland,
Dir sei der Preis!

Der Heimat hat er den duftigen Strauß gewunden, den er (im Jahre 1894) überreichte mit dem Namen: Spaziergänge in der Heimat und Ausflüge in die Fremde. Es sind Augenblicksbilder, geschaut mit den naturseligen Poetenaugen des Dichters; aber in diesen vielfach flüchtig hingeworfenen Skizzen blitzt es tausendmal auf von Kostbarkeiten der Stimmung und der Gedankenverknüpfung, die bei Rosegger so eigen sind. Da sagt er von einem Spaziergang nach Maria-Trost: „Der erste Ausgang im Frühling ist heilig, wie der erste Ausgang nach einer Krankheit"; der Vater bringt seine beiden Buben Sepp und Hans in der Kirche zur Ruhe, indem er ihnen die Wahl stellt, hinauszugehen oder im Gotteshause „still dessen zu gedenken, der für seine göttliche Lehre sein Leben lassen mußte, und des finsteren Grabes nicht zu vergessen, in das sie auch uns einst hinabsenken werden. Andere teure Gräber! Auf manchem Friedhofe im Heimatlande schläft ein geliebter Mensch.... Die Knaben schauten mir ins Gesicht, blieben in der Kirche und beteten. In Sepps großen Augen stand eine Perle, ich wußte wohl, wem sie galt." Dem Schloßberg in Graz singt er das Lied: „Und mitten in dieser Stadt, so recht mitten aus dem bewegten Straßenleben und Häusergewühle heraus, erhebt sich unbegreiflich wie ein Märchen und schön wie eine Romanze ein über 400 Fuß hoher Berg. Ein Berg, der so viele und vielfältige landschaftliche Schönheiteu trägt, als er fassen kann. Er hat alles und wendet jeder Weltgegend die Seite hin, die ihr gebührt. Gegen Süden hin die sachte Abflachung, an der sich nach italienischen und sizilianischen Vorbildern einige Gebäude höher hinauf wagen, als das bei unseren an die Ebene gewohnten Städten der Brauch ist. Dem östlichen, üppig bewachsenen Hügelland wendet der Berg seine wallenden Gebüsche, seinen dichten Laubwald zu. Gegen die nördlichen Waldlande hin schaut er mit seinen dunkelnden Schachen von Fichten, Tannen, Kie-

fern und Lärchen. Und gegen das Hochgebirge im Westen schwingt er wettlustig den rauhen Silberschild seiner unnahbaren Felswände. So steht er wie ein Markstein da, mit den Farben und Symbolen der verschiedenen Himmelsstriche." Er gesteht: „Ich habe vom Schloßberge aus zu allen Jahreszeiten und Tagesstunden mein Graz angeschaut; die Bilder sind überaus verschieden; unvergleichlich ist jedes, auch das mit den Winternebeln, welche die Illusion, als wandle man draußen im entlegenen Gebirge, vollständig macht; auch das mit den Schneestürmen, wo man sich den Pfad selbst treten muß und der Schneestaub die Wangen anglüht; einzig ist das Bild in stiller Nacht, wenn unten das Meer der Lichter schimmert wie ein niedergesunkener Sternenhimmel." Rosegger wehrt sich gegen den Kosmopolitismus: „Mir hat die grüne Steiermark nach dem Volksliede eine ‚goldene Kette ums Herz gelegt'." Den anderen aber ruft er zu: „Alle Achtung vor dir, Weltfürst mit dem großen Herzen, doch ich für meinen Teil entscheide mich für bescheidenere Beschränkung, damit ich das Meinige auch mit persönlichen Sinnen haben und genießen kann." Es ist sein Stolz: „Ich stehe zu diesen Gauen, wie der Fürst zu seinem Reiche. Ich betrachte mein Heimatland nachgerade als mein persönliches Eigentum. Also macht es mir Freude, also macht es mir Sorgen. Also muß ich daheimbleiben und kann nicht fort, weil der Mensch mit seinem Eigentum verwachsen ist."

Als „ein vergessenes Landl" lobt Rosegger das sogenannte Jackelland — nach St. Jakob — zwischen dem Mürztal und dem Gebirgszug des Wechsel, dessen Einfachheit, Tüchtigkeit und Weltunberührtheit ihm behagt; im Gedenken an vergangene Tage, besucht er „die neue Weltstadt" Hartberg zum erstenmal per Eisenbahn, die Geburtsstadt seiner verstorbenen ersten Frau. Auf dem hohen Lantsch wird er von höchster Hand zum Heiligen ernannt — glücklicherweise nur für eine Viertelstunde. „Wir hatten uns zu Schutz vor dem heftigen Winde in eine Felsspalte gekauert und wollten die vollständige Klärung abwarten. Doch die Täler füllten sich wieder mit Nebel; nur im grünen Tale von Bärnegg schien noch die Sonne, leuchtete an den Gebäuden, schimmerte in der Mur, bis endlich auch über dieses Bild ein schmutziger Wolkenfetzen niederhing. Über unserem hohen Standpunkte in Himmelsbläue war der Sonnenstern. Und als wir so am Rande des Gewändes standen und niederschauten in den grauen Nebel des Abgrundes, lachte mein Sepp plötzlich auf und rief: ‚Vater, ich bin ein Heiliger!' Das war mir erst was

Neues an dem weltluſtigen Jungen, bald ſah ich's aber, wie es gemeint war, an mir ſelbſt. Ich ſah unten etwa 20 Meter tief, auf der von der Sonne beſchienenen Nebelfläche, den ſcharfgeſchnittenen rieſigen Schatten meines Hauptes und rings um denſelben einen ſiebenfarbigen Heiligenſchein. Du grundgütiger Himmel, dieſe Auszeichnung laſſe ich mir gefallen, fürchte aber, daß du es für die Länge nicht wirſt verantworten können, all deine Regenbogenlichter an dem durchaus irdiſchen Kopfe eines Volkspoeten verſchwendet zu haben." In Krieglach bricht ſeine Jugendliebe durch. An jedem Punkt des dörflich einfachen Ortes haftet eine Erinnerung. Bald heißt es: „Von dieſem Ausſichtspunkte, genannt die ‚Weikerhöh', gehe ich zum Weikerhof hinein, der auf der grünen Einſattelung freundlich daliegt, und kann dann hinabſteigen in das enge, ſtundenlange Seitental der Maſſing mit ſeinen vielen Bauernhäuſern, Eſchenbäumen und Mühlen. Ein ſcharfes Bächlein giſchtet mir entgegen, das kommt vom Hocheck herab und aus jener Waldſchlucht, wo ich vor Jahren die Idee zu meinen ‚Schriften des Waldſchulmeiſters' gefunden habe." Oder: „Wie oft in meiner Jugend iſt mir dieſe liebe Alpſteig ein Kreuzweg geweſen, wie oft ein Freudenweg! Wie geſchäftig iſt heute noch meine Seele im Sinnen und Dichten, wenn ich allein dahinſchreite auf dieſer Waldſtraße!" Und wiederum von einem Gehölz oberhalb Krieglach: „In dieſem Gant finde ich die ſtillen Wege, Raſen und Sitzbänke, wo ich meinen Goethe, meinen Jean Paul, meinen Adalbert Stifter geleſen, wo manche Eigenfrucht in mir gezeitigt iſt, wo ich mit geliebten Menſchen ſo oft dahingewandelt bin in ſeligen Freuden. Einen Angerplatz, mit hohen Fichtenbäumen umſtanden, habe ich die ‚Annenruh' geheißen. Unten am Waldrande ſteht das Kreuz, in deſſen Schatten die Idee zu meinem ‚Gottſucher' aufdämmerte. Weiter über den Feldweg hin komme ich zum ‚Sandbüchelkreuz', einer auf freier Anhöhe ſtehenden Kapelle mit dem ‚Kalvarienberge' und daneben einer Niſche mit dem heiligen Grab. Die hier errichtete Bank hat jemand ‚Sommerstorff-Sitz' genannt, als Erinnerung an den Schauſpieler Sommerstorff, der im Bürſcherhofe, welcher da unten am Rande des Dorfes ſteht, geboren worden iſt."

Er ſteht in der wundertätigen Kapelle zu Mariazell an einem Prozeſſionstage und ruft: „Es iſt eine ungebärdige Kinderſchar, die hier die Mutter beſtürmt, zuerſt demütig und ſchmeichelnd, bald aber kühner und wilder werdend, bis endlich gar einer in der Begeiſterung Hochflut die Schranken des Marmorgeländers überſpringt, hinſtürzt auf das

geheiligte Bildnis und den Saum des Mantels mit heißen Küſſen und Tränen bedeckt. Ein grauenhafter Aufſchrei iſt's, aus tiefſtem Herzen der Menſchheit. Und draußen ruht die Alpenwelt in lieblichem Abendfrieden und die Felshäupter glühen in ſtiller Herrlichkeit. Selbſt dem Freigeiſt wird die Stätte heilig. Der Gedanke, daß Millionen und Millionen von Menſchen aus fernen Zonen ihren Kummer, ihre Drangſal herbeigetragen haben, um ſie vor der Geſtalt im weißen Zelte niederzulegen — dieſer Gedanke ſenkt einen wunderbaren Schein auf das uralte Stück Lindenholz, das einſt gewachſen ſein mag in jenen Wäldern, in welchen unſere Vorfahren ihre Vollmondnächte noch dem Wuotan geweiht haben."

„Es iſt böſe von unſerer Zeit," ſagt Roſegger, „daß ſie die Klöſter verſchimpfiert; ich kenne keine beſſeren Anſtalten, um das Schöne dieſes Lebens und die Hoffnungen des künftigen Friedens zu genießen, als den Kloſterhort." In dem herrlichen gotiſchen St. Blaſiusmünſter von Admont ſchwärmt er: „Die Gottesſehnſucht erwacht im Herzen und man beneidet ſchier den jungen Prieſter, der jetzt in göttlicher Begeiſterung vor dem Hochaltar ſteht und bald hernach in warmblütiger Weltfreude durch den großen Stiftsgarten wandelt, ſich niederlaſſend im Luſthauſe des heiligen Benedikt und dem Gezwitſcher der hier verſammelten inländiſchen Singvögel lauſchend, oder auf dem Kahne des ſchatttigen Teiches ſich wiegend." Ein ebenſo ſeltenes Kleinod iſt die reiche Stiftsbibliothek in Admont, die ſo fürſtlich einlogiert iſt — des gemütlichen Kloſterkellers nicht zu vergeſſen, mit dem es nach meiner bisherigen Erfahrung nur noch der unvergleichliche Peterskeller in Salzburg und das Schloßbräuſtübl in Tegernſee aufnehmen können. Wer möchte hier nicht Prieſter ſein und Gelehrter, oder — der Pater Kellermeiſter . . .!

Von der „Nadel", einem ſeltſamen Felsgebilde in Unterſteiermark, ſagt er, an Nietzſches Farbengebung im „Zarathuſtra" gemahnend: „Faſt ſenkrecht ſteigt die Bergwand auf, welcher der Pfad abgetrotzt iſt. Das Gebüſch verhüllt uns die ſchwindelerregende Tiefe. Die Felſen ſind ſo eng zuſammengerückt, daß man keine Menſchenmöglichkeit ſieht, da durchzudringen. Aber die Natur ſchlägt ihre Wünſchelrute dran: ‚Seſam, öffne dich!' und das Wunder iſt geſchehen, ein mächtiger, bis an die Sann hinabreichender Felsblock ſcheint ſich von der Hauptwand losgeriſſen, aber von Reue ergriffen, ſich mit zurückgeneigter Achſel und Stirne wieder an dieſelbe gelehnt zu haben. Dieſer kleine Zwiſchenraum nun, von der Achſel bis zur

Stirne, bildet das Öhr der Rieſennadel. Drei Stufen führen in dieſe Klauſe, die kaum zwei Schuh weit iſt. Ein ſcharfer Luftzug fährt uns wie Gletſchergruß entgegen.“ Ebenſo poetiſch geſehen ſind ſeine Bemerkungen über die ſteiriſchen Flüſſe Drau und Mur. „Wir ſteigen hinab zu den kalkigen Wellen der Drau. Das iſt der größte Fluß Steiermarks, aber von Geburt ein Tiroler Bergkind, das ſeine Jugend in Kärnten verlebt. Schon mannbar und geſetzt kommt die Drau ins ſteieriſche Weinland, und man ſieht ihr den Übermut kaum mehr an, mit dem ſie einſt über die Felſen ſprang. Hier iſt ſie ſchon geſittet und überſchreitet — auch bei Hochwaſſer — die Grenzen des Anſtandes nur ſelten. Sie trägt ſchwere Flöße und gibt ſich gar auch ſchon ein wenig mit Schiffahrt ab. Sie treibt unterwegs hunderterlei von Rädern und hält allerlei Fiſche, wie Huchen, Hechte, Karpfen, Barben, Schleien, Bürſtlinge, Schiele, Alten, zu jeder Tageszeit feil. Gern ſchaut ſie an den windiſchen Büheln hin dem Winzer beim Keltern zu, wird ſchließlich eingeladen zum Feſte und macht eine gute Partie, vermählt ſich mit dem feurigen Jünglinge Rebenſaft und erzeugt mit ihm den ‚Wein‘. Auch der von den ſteieriſchen Alpen kommende Murfluß hat ſich um die Drau beworben und ihr viele Meilen her auf kürzeſtem Wege zugeſtrebt. Aber plötzlich bei Ehrenhauſen — nur mehr wenige Stunden vom Ziele entfernt — fällt's dem launenhaften Burſchen ein: er vermähle ſich noch nicht, und er ſchleicht oberhalb den windiſchen Büheln hin. Erſt auf den Pußten Ungarns wird's ihm allein zu langweilig und er geht die Verbindung mit der robuſten Tirolerin endlich ein.“ Oder endlich: „Im Weſten liegen die grünen Almen von Filzmoos mit ihrem fröhlichen Hirtenleben, ragt die zweizackige Biſchofsmütze, an deren Fuß, wie es heißt, der wilde Jäger noch ſein Weſen treiben ſoll, ruht zwiſchen ſchattigen Waldlehnen das tiefe, ſchwarze Auge des Goſauſees, der Taſchenſpiegel des Dachſtein, in welchem ſich der alte Schelm des Abends, wenn das Alpenglühen ſeine Wangen ſchminkt, ſo ſelbgefällig beſchaut.“ Einen niedrigen, grünen Vorberg in der Ramſau, den Brandriedel, nennt er den Fußſchemel zum Hochaltar des Dachſtein; „beten muß man auf dieſem Schemel, es kann nicht anders ſein. Dem Gewände zu ſind wir gekehrt, gerade vor uns ſtehen die Rieſen, ſichtbar von den langen, breiten Schleppen der Schuttlehnen hinan bis zur ehernen Bruſt, bis hoch zu dem Haupte mit dem ſilberweißen Gelocke der Gletſcher, das nach rückwärts gekämmt iſt und gegen Goſau, Hallſtatt und Auſſee hinabwallt.“

In der grauen Steirerjacke wandert der Dichter zu seinem Geburtshause und belustigt sich über die inzwischen erlangte Berühmtheit. Mit gemischten Empfindungen betrachtet er das Elternhaus: „Das alte Haus, ich erkenne es kaum wieder. Das einst mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach ist einem Bretterdache gewichen; der einst breit, schief und knapp über das Dach hinausstehende Rauchfang hat einem senkrechten, höher ansteigenden Bretterschlauche Platz gemacht. Die Fenster sind vergrößert und neu ausgeschalt. Der ganze rückwärtige Teil des Hauses mit Keller und Bodenkammer fehlt; die hufeisenförmigen Stallgebäude sind verkürzt an beiden Enden, es fehlt der Schweinestall, der Schafstall und die Schaubkammer. Die Lücken gähnen. Die noch vorhandenen Stallgebäude scheinen schief zu stehen und einzusinken zwischen Erdschlamm und Nesselwerk, das überall umherwuchert. Die Karrenhütte mit dem darübergestellten Feldkasten ist nicht mehr da, an deren Stelle ist ein festgezimmertes Unterstandshäuschen für fremde Besucher, die bei schlechtem Wetter hier ausruhen, und einen Imbiß nehmen wollen. Aber dieses Häuschen ist verschlossen und der Aufenthalt des Schlüssels den Besuchern unbekannt. Ein um diese gute Unterstandshütte vor einiger Zeit aufgeführter Lattenzaun ist teilweise hingeworfen, eine unter den Schirmfichten angebrachte Sitzbank zertrümmert. Das kümmert mich aber nicht, denn diese Luxussachen stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Nur was von dieser noch vorhanden, ist für mich ehrwürdig. Ich gucke durch eine zerbrochene Scheibe zum Fenster hinein, mürfelnder Geruch steigt mir entgegen, die Stube ist dunkel, öde und kahl. Ein alter Tisch, ein neuer Ofen, sie stammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Aber die braunen getäfelten Stubentüren, die berußte Wand, der große glänzendschwarze Trambaum, der gedrechselte Handtuchhälter hinter der Tür, die Wandstellen ringsum, das halbzerbrochene Winkelkastel an der Tischecke, sowie in der Küche der ruinenhafte Feuerherd, der wurmstichige Speisekasten, in der Mauer die Nische, wo das Salzfaß gestanden — all diese Dinge waren schon in meiner Kindheit da. Und derart ist im ganzen Gehöfte Altes mit Neuem gemischt, so daß in mir kein rechtes Untertauchen in süßwehmütige Erinnerung sein kann. Vor der hofseitigen Haustür sickert in den alten schlammigen Trog aus morschendem Rohre noch kümmerlich der Brunnen wie einst, und das Wasser hat noch genau den modrigen Holzgeschmack wie einst, da mein Vater manchmal sagte: „Ich weiß nicht, was unser Wasser hat! Es muß an den Brunnen-

röhren liegen.“ Seitdem ſind mehr als 30 Jahre um; die Brunnenröhren, der Brunnentrog waren damals morſch, ſind es auch heute noch, das Waſſer war damals ſchlecht, iſt es auch heute noch, ſickerte damals nur ſpärlich und iſt auch heute noch nicht vollends verſiegt. Ebenſo beſtändig ſind die alten Kirſchbäume, welche hinter der Stallung ſtehen; die Äſte, die vor 30 Jahren dürr geweſen, ſind heute noch gerade ſo dürr und die anderen tragen heute noch gerade ſo kleine und würzige und ſpärliche Kirſchen als dazumal. Im Jahre 1840 hatte jemand in der Futterkammer auf die rötlichbraune Lärchenzimmerung mit Kreide geſchrieben: „In Godsnam und das Nix bricht und fallt nix zam. 1840.“ Heute nach 50 Jahren ſteht der Spruch mit Frömmigkeit und Schreibfehlern noch ſo friſch an der Wand, als wär' er vor ein paar Wochen von einem Volksſchüler der erſten Klaſſe hingeſchrieben worden. Desgleichen prangt auf einem Türpfoſten des Kuhſtalles mit Kohle gezeichnet ein Kopf, der Hörner trägt und die Zunge weit hervorſtreckt. Dieſes Bild iſt in meiner Jugend eines Tages zu Ehren einer alten, hölliſch wütenden Stallmagd geſchaffen worden; es hat manches Denkmal aus Stein überdauert, wie es die Krieglacher dem Gedächtnis ihrer Lieben zu weihen pflegen. Unter dem Dachfirſt iſt auch das Vogelneſt noch zu ſehen, welches von jenen Spatzen gegründet worden, die mir einſt das Wiegenlied gezwitſchert haben.

An den Fugen und Spalten der Außenwand ſah ich überall Viſitkarten, verdorrte Sträußchen, Steinblättchen und dergleichen ſtecken, das iſt ſo wie man einen mageren Haſen mit Specklattlein ſpickt; auch drinnen auf dem Boden ſah ich derlei umherliegen, wie es von Beſuchern mochte hineingeworfen worden ſein.“ Der jetzige Beſitzer des Hauſes erkennt den Klupenegger-Peter und öffnet ihm das Haus, das er wegen der zudringlichen Fremden verſchloſſen und mit Brettern vernagelt hat. Roſegger tritt ein; „was mir in einem Winkel des Vorbodens gleich auffiel, war ein großer Haufen alter zertretener Schuhe, mausfarbig, vertrocknet, zuſammengeſchrumpft. Männerſchuhe, Weiberſchuhe, Kinderſchuhe. Es waren wohl auch ſolche dabei, die einſt meinen Vater gedrückt haben; es waren gewiß auch jene neun Paare darunter, welche die Magd Katharina auf Wallfahrtswegen zertreten mußte, bis ſie ſich den Gilber-Steffel zum Mann erbat. Es waren endlich auch jene Schuhe dabei, die ich des Werktages nicht tragen durfte, damit ich des Sonntags welche hätte, und die ich des Sonntags nicht anziehen durfte, damit ſie mir für den

Werktag blieben. Und es war recht, die Schuhe ſind doch zertreten worden, während die Löcher, die ich mir in die Haut der Barfüße geriſſen, längſt wieder verwachſen ſind, ohne daß ein Flickſchuſter dazu nötig war. Die Mäuſe, denen ſolche Schuhe ſonſt ein Leckerbiſſen geweſen zu einem Hochzeitsſchmauſe oder frohen Totenmahle, wenn der Jäger die Katze erſchoſſen, ſie ließen jetzt das alte Lederwerk unberührt, es mangelte ihnen wohl die Zuſpeiſe, der Speck, mit dem es längſt nicht mehr eingefettet worden."

Und mit einem göttlichen Gelächter verſpottet Roſegger den Kultus mit ſeiner Perſon, der in jener ganzen Gegend von tüchtigen Eingeborenen für die Fremden gepflegt wird: „In der Stube war eine ganze Seite der Holzwand mit Kreide beſchrieben. Die fremden Beſucher, die ſo oder ſo ſich Eingang ins Haus zu verſchaffen gewußt, hatten ſich mit ihren verſchiedenen Empfindungen hier verewigt. Beſonders viele Frauen gab es auf der Wand. Darunter, daneben, dazwiſchen, wo eben Platz war, hatte der Halter mit mühſeligen und ängſtlich gezogenen Kreideſtrichen ſeine geſchäftlichen Aufzeichnungen gemacht. Alſo waren die verſchiedenen Handſchriften zu leſen: Grüß' Gott, Waldbauernbub! — Wo Heidepeters Gabriels Wiege geſtanden, trinken wir ihm ein langes Leben zu. — Ein Pfd. Salz vom Steinbauer. — Dieſer Tag in der lieben weltfernen Waldheimat iſt einer der ſchönſten meines Lebens. Eine Pilgerin aus Dresden. — Atemlos und waſchelnaß kam ich an, es iſt kein Spaß. Ich ließ mich verlocken vom Gedicht, die Wirklichkeit entſpricht der Dichtung nicht. — Bei herrlichem Wetter hier angekommen, hoch Roſegger! — Ein Ochs, ein Kalb vom Raitberger. — Lieber die Waldheimat leſen, als heraufſteigen ſchwer, wenn ich nur wieder unten wär'! — Zwei Verehrerinnen ſagen dem Dichter Vergeltsgott. — Der Schwendbauer hat ſein Paar 15./8. heimtrieben. — Proſit, Petri Kettenfeier, aber deine Bücheln ſind zu teuer. — Unter den Schirmbäumen des Waldbauernhauſes habe ich die Schriften des Waldſchulmeiſters geleſen, dabei gejubelt und geweint. Ein Wiener. — Der Gräſſerer iſt noch das Haltergeld ſchuldig, 50 kr. — Hoch die Krieglacher Maderln! — Auf der Alm gibt's ka Sünd! — Vom Berger ein Jodel, detto zwei Kalben."

„Was ſagſt denn dazu!" rief der Beſitzer plötzlich und deutete auf die Kante des Tiſches, an welcher kleine Holzſpältchen losgeſchnitten worden waren, „da ſchneiden ſie Spalteln herab und nehmen's mit.

Was braucht's denn das? hab' ich einmal eine gefragt. Meint ſie, das wär' halt ein Andenken. G'ſpaſſig ſind die Leut. . . ."

Roſegger redet dem vernünftigen Bergſteigen das Wort, warnt vor leichtſinnigen Fexereien und zeigt, wie man ſich mit reichem Gewinn die Berge gelegentlich auch von unten anſehen könne; „die Styria iſt, wie ihre Landeskinder, gegen Fremdes ein wenig ablehnend, verſchloſſen, ſie ſteht nicht winkend an der Haustür; durch das hinterſte Kammerfenſterchen guckt ſie, halb ſchämig, halb neugierig hervor. Erſt wer ſich die Mühe nimmt, die breite Straße zu verlaſſen, und ſittſam in ihr Haus tritt, dem kommt ſie treuherzig entgegen und bietet ihm ſchlicht und züchtig all die entzückenden Reize, vom Silberdiadem des Dachſteins an bis zu den grünen, ſchwellenden Fußkiſſen an der Sulm und an der Raab. Und wer der Styria einmal in die klaren Augen ihrer verſteckten Bergſeen geblickt hat, dem iſt's angetan." Er lobt das geſchützte Klima der Steiermark, die weiten Almen, die wildreichen Hochwälder, die forellenreichen Wäſſer. Mit nie verſagender Luſt geleitet er uns durch ſeine Mark, weiſt auf ihre Majeſtäten und verrät noch viel lieber ihre heimlichen Kleinodien, die ſich dem flüchtigen Auge verbergen, flicht Geſchichtchen, Sagen und Volksweiſen ein, die die Mühe des Wanderns vergeſſen machen, und verſäumt niemals, uns mit den Einrichtungen, Ereigniſſen und den typiſchen Geſtalten jeder Gegend liebenswürdig bekannt zu machen. Ich halte dieſe „Spaziergänge" in Verbindung mit der eingangs erwähnten „Wanderung" für das farbigſte Reiſebuch durch die Steiermark, das ſich der Touriſt zur Ergänzung des üblichen roten oder braunen „Führers" wünſchen kann. Nur daß es ſich niemand beikommen laſſe, den Bädeker oder Grieben durch Roſegger erſetzen zu wollen; er hätte dafür zu büßen — denn Poeten haben Flügel an den Schultern und wunderliche Spekulationen im Kopf! — Dabei wäre allerdings zu wünſchen, daß der Anhang (intereſſante Fahrten nach Kärnten; zum Urſprung der Drau; nach Miramare-Trieſt und nach Abbazia) ausgeſchaltet und der Band mit Sukkurs aus anderen Bänden Roſeggers zu einem einzigartigen Geleit durch die Steiermark ausgebaut würde — als ein Ehrenmal der Heimatliebe, aufgerichtet von dem ſteiriſchen Heimatwanderer.

*

Der Sammelband Meine Ferien ſtammt vom Jahre 1883. Roſegger nennt ihn einen Spaziergang ohne viel Syſtem; „als ich ihn gemacht, hat mich Morgenluft angeweht, das iſt ſeine Geſchichte

und sein Merkmal". Sieht man scharf zu, so muß man sagen: ein recht zusammengeleimtes Buch, an das wenig künstlerische Sorgfalt gewendet worden ist. Die Abteilungen: Bei den Landsleuten, Auf der Wanderschaft, Begegnungen mit Dichtern, Psychologische Studien aus dem Tierreiche und Nachträge sind so locker wie ein Teil der Aufsätze flüchtig gearbeitet ist. Und wenn man neben einer Nichtigkeit, die sich im Heimgarten freundlich ausnahm, zarten, poetischen Stücken begegnet, so fragt man sich immer wieder: warum ward nicht stärker gesichtet, ehe der Band das Existenzrecht vom Autor erhielt? So aber steht Weizen und Spreu wahllos nebeneinander. Gemütvoll plaudert der Verfasser von seinen Ferienwochen in der Heimat beim gütigen Lorenz Haas in der Taverne bei Hausstein, ernsthaft von der unfreiwilligen Streiftour durch die Winternacht über das hohe Stuhleck nach Spital, um den verirrten Knaben zu suchen, den das Schicksal freundlicher bettete wie den leichtsinnigen Studentenhansel. Die steirischen Arsenikesser und -esserinnen werden vorgeführt; der „Hüttenrauch" hält die Liebenden feurig. Daneben steht der würdige und gütige Stiftsprälat, der die Studenten zum Pfingstessen ladet und ihnen beim schwarzen Kaffee, dessen er sich enthält, etwas Lehrreiches aus seinem Leben erzählt. Vergnügt schildert Rosegger seine ersten, ständigen Fahrten auf der neuen Kronprinz-Rudolfs-Bahn mit der ihm ehrenhalber bewilligten Freikarte erster Klasse; „da ist mir denn etwas warm geworden in der Brust, und etliche Stunden später saß ich schon in einem gelben Waggon der mir geschenkten Bahn und fuhr nach Villach. Auf rotem Samt saß ich, zwischen hellen Scheiben saß ich, durch die eine wundervolle Welt auf mich hereinlachte, vor einem prächtigen Spiegel saß ich, aus dem mich ein Junge anlachte, mir zunickend: bei den Dampfwagenklassen sei eins mehr als vier!" In dieser ambulanten Arbeitsstube schreibt er zum Teil sein „Volksleben in Steiermark" und die „Älpler". „'s ist keine Mär: im Spätherbst 1872, sowie im Sommer 1873 und später wohnte ich großenteils auf der Rudolfsbahn. Da hatte ich ohne Hotelrechnung allen mir nur denkbaren Komfort und, was bei meiner Reiselust die Hauptsache war, ein wanderndes Haus. Da saß ich am braunpolierten Schreibtischchen, arbeitete vormittags an der Enns, nachmittags an der Mur, genoß den Feierabend an der Drau und hielt Nachtruhe an der Laibach. Am andern Tage ging's in umgekehrter Richtung, und sooft ich zum Fenster hinausschaute, stand mein Haus in einem anderen

Tale, und bald kannte ich meine Nachbarshäuser, sie mochten nun in Veldes stehen oder in Tarvis, oder in Friesach, oder in Judenburg, oder in St. Valentin. Ich teilte Tag und Nacht nicht in Stunden ein, sondern in Stationen, mein Stundenschlag war das Läuten auf den Bahnhöfen. Das Rollen der Räder hörte ich gar nicht mehr, und in der Nacht ging's mir wie dem Müller, den die plötzlich eingetretene Stille aufweckt, wenn die Räder stehen bleiben." Die Bahn konnte nichts Klügeres tun als sich diesen Herold zu bestellen!

Aus dem nicht allzu geistreichen Kapitel vom Fremdenbuch in den Alpen sei die Notiz Hieronymus Lorms weitergegeben: ein Wiener Millionär läßt sich nach einem feinen Diner in einer reich austapezierten Tragbahre von zwei gallonierten Dienern auf den Lindkogel bei Baden tragen und trägt ins Fremdenbuch die denkwürdigen Worte ein: „Wie wenig braucht der Mensch, um glücklich zu sein . . ." Zum Schönsten des Bandes gehört die Schilderung des persönlichen Bekanntwerdens Roseggers mit Gustav Heckenast auf dessen ungarischem Landgut Maroth bei Gran. Die phantastische Weihnachtsskizze: Aus den Tagen des Schwärmens ist in goldige Poesie getaucht! In den psychologischen Studien aus dem Tierreiche wird von den Spinnen, Ameisen, Schwalben und Bienen viel erzählt; Roseggers Tierliebe und sein geschärftes Auge für die Natur sind gleich stark beteiligt an den Skizzen. Der blutige Kampf der Ameisen mit der Kieferraupe und die sich mit Raffinement totstellende Waldspinne sind kleine Meisterstücke reflektierender Schilderung; daß sich Roseggers Hochzeit der Bienenkönigin neben der klassischen Darstellung Maeterlincks (in dem Werk: Das Leben der Bienen) mit Ehren behauptet, ist ein Lobstrich für den Steirer. In den unbedeutenden Nachträgen, die Anekdoten vom Erzherzog Johann auflesen und den Priestern eins auswischen, steht eine gelungene Erklärung des Ausdrucks „Eheherr": Das kommt von eheher, eher war er Herr, ehe er in die Ehe ist gegangen . . Nicht ungern geht Rosegger auf der Fährte steirischer calembourgs; so wenn er sagt: das war das Herbste, was ihm in diesem Herbste zustieß; oder wenn von dem Worte Poesie die beiden Ablaute hergestellt werden, um eine übermütige Stimmung auszudrücken: Poeselei und poetückisch.

*

Geschichten und Schildereien aus der Heimat fügte unser Erzähler im Sommer 1891 zu dem besser geratenen Bande: Hoch vom

Dachstein.*) Ein Schreiben an Mutter Styria steht voran, der er Anzeige macht von dem Buche, ihrem jüngsten Enkelkinde, dem Bunde zwischen dem Dichter und der Muse entsprossen; er bittet um gütige Patenschaft. „Ich denke, er ist ein Steirer durch und durch," sagt der Vater, „und so möchte ich ihm mit Eurer Erlaubnis den steirischen Namen: Hoch vom Dachstein geben. Gleichsam, als solle er von dem höchsten Berge unseres Landes mit hellem Auge hinschauen über die Gauen seiner schönen Heimat, und wenn er will, auch darüber hinaus. Dann mag er niedersteigen zu uns und erzählen, was er gesehen hat." Eine ausgebaute Novelle: Der Adlerwirt von Kirchbrunn eröffnet gewichtig die bunte Reihe. Sie zeigt in dem Schicksal der Dorfmagd Frieda, die zwischen zwei Bewerbern steht, die Leidenschaft und die siegende Reinheit der Liebe. Der Schopper-Schub hat die Magd einst vom Tode aus dem Mühlbach gerettet, der armselige Köhler und Holzknecht entbrennt für das Mädel, dem er unheimlich ist in seiner Wildheit. Der Wirtssohn Wolfram schiebt sich zwischen beide; aus geschäftlicher Berechnung heiratet er ohne Neigung die Kunigunde vom Salmhof, mit der er sehr unglücklich lebt und deren Vater in völlig zerrütteten Verhältnissen stirbt. Der Adlerhof geht sichtlich zurück; der Schopper hat sein Mädchen an einem versteckten Platz als Dienstmagd geborgen; Wolfram weiß sie zu finden. Sie gestehen einander ihre Liebe, der arme Schopper hört sein eigen Urteil. Kunigunde steigt voll Gift ihrem ungetreuen Manne nach — und nun kommt das Heroische der Liebe in dem verachteten Holzknecht zutage: um die beiden, die er jetzt, zu seinem persönlichen Schmerz, glücklich weiß, für ihr Glück frei zu machen, räumt er sich und Kunigunde, Wolframs Peinigerin, aus dem Wege: er fährt mit der herzlosen Adlerwirtin auf einer für den Holztransport von ihm erfundenen Holzriese mit sausender Schnelligkeit zu Tale, und sorgt dafür, daß das Brett, auf dem sie

*) In Zither und Hackbrett, Seite 174, werden die Verächter der Bergwelt mit dem Spottvers bedacht:

Jo freilih gibts Leut, sogn:
Wos nutzt ma da Dochstoan!
Ma kon va da Hochgluat
Jo nix owabeissn,
Nix leckn, nix spiesn.
Däs moant ah der Olmochs
Und bleibt af da Wiesn. . . .

ſitzen, ſich überſchlägt; zerſchmettert ſtürzen ſie in den Abgrund. An dieſem furchtbaren Geſchehnis erwacht Frieda, ſie ſchreibt Wolfram den Scheidebrief: „Du biſt frei geworden vor drei Tagen, ich habe geheiratet. Sein Sterbetag iſt der Hochzeitstag zwiſchen ihm und mir geworden. Ich bin ſein.“ Roſegger hat in dem Schopper-Schub eine Naturgeſtalt geſchaffen, die zu ſeinen beſten Menſchen gehört. Rohe Kraft, hohe Intelligenz, gehemmt durch die dürftigſte ſoziale Situation, und lodernde Liebe zu einem Geſchöpf, dem er das Leben neu geſchenkt; aber dieſe Kräfte und Triebe im Dienſt einer natürlichen Vornehmheit des Herzens, einer auf das eigene Glück zugunſten der Geliebten, die ihn verſchmäht — dies aber nicht in böſer Abſicht tut, ſondern weil es das Herz gebietet — verzichtenden zarten Güte! Saftig geſchildert iſt die Brautwerbung um die Kundel beim Salmwirt; eine glücklich angelegte Epiſodenfigur der Reiſeprofeſſor Nix.

Aber wichtiger faſt als die blühende Geſchichte, in der ja manches hart die Grenze des Unwahrſcheinlichen ſtreift, erſcheint das Nachwort, das der Verfaſſer ihr mitgegeben hat. Er nennt es eine Ohrenbeichte an den Kritiker. „Weil unſer Daſein ohnehin überreich an Drangſal und Leid iſt, ſo wollte ich — beginnend mit heiterem Liebesabenteuer des jungen Adlerwirtes von Kirchbrunn — in dem ſüßen Herzensleben junger Menſchen ein Idylle ſchreiben, mir und anderen zur Ergötzung. Allein es iſt anders gekommen. Wie es im Leben ſich ſo häufig fügt, daß alles ganz anders wird, als der Menſch gehofft hat, kommt ſolches bisweilen ſogar auch in der Dichtung vor. Nicht das erſtemal — ich geſtehe es — iſt es mir hier paſſiert, daß während der Entwickelung einer Geſchichte ganz von dem urſprünglichen Plane abgewichen wurde, weil ſich folgerichtig andere Dinge ereignen mußten, als im Plane ausgeheckt waren. Den Plan macht der Kopf, dem iſt im Übermut und Fürwitz alles möglich, der hat hundert Leitern, um dem Erdboden zu entkommen und in willkürlichen Zonen Luftſchlöſſer zu bauen. Wenn nachher aber das Herz anhebt dichteriſch zu ſchaffen, nach Vorbildern der Wirklichkeit ſinnlich zu geſtalten, nach göttlichen und dämoniſchen Geſetzen des Gemütes zu handeln, da wird die Luftlinie verlaſſen und je nach der Bodenbeſchaffenheit vorangegangen. Da iſt es am beſten, wenn der Dichter ſeiner Geſchichte nicht vorangeht, ſondern ihr folgt, wenn er ſie nicht leitet, ſondern von ihr geleitet wird, das heißt, wenn er der Entwickelung nicht Gewalt antut, ſondern dieſelbe nach gegebenen Verhältniſſen ſich ſelbſt frei vollziehen läßt.

So habe ich es auch hier gehalten. Meine Gestalten — bestimmt veranlagte Menschen — sah ich vor mir. In harmlosem Spiele führte ich sie durcheinander, wie der Zufall oder das Geschick uns selbst durcheinander würfelt. Sie gewannen eine bestimmte Stellung zueinander, und nun war die Lage gegeben; im Augenblicke begann eine Entwickelung, die sachte vom gezogenen Plane abwich, immer weiter und unheimlicher, bis zu jener letzten Folge, vor der ich selbst erschrak. Aus der lockenden Idylle ist ein tragischer Roman geworden, der nicht beabsichtigt war.

Es wird einem oft recht langweilig auf dem Tummelplatze des gewöhnlichen Lebens. Der Alltagsmenschen Begierden und Taten sind lächerlich schnöde, man wird mit ihnen weder warm noch kalt. Wenn aber unvermutet irgendwo ein starkes Herz auftaucht, sei es in wildwetternder, zerstörender Leidenschaft, sei es in heldenhaftem Opfermut, alsbald reißt es des Dichters Aufmerksamkeit auf sich und läßt sie nicht wieder los, und so lange nicht wieder, bis es an einer großen Tugend zugrunde geht.

Als auf dem Freiballe beim Schwambachwirt mein Held plötzlich hinausgerufen wurde zu einem halbverkommenen Holzknechte, da ahnte ich noch nichts. Als dieser Holzknecht aber vom Adlerwirt verlangte: Laß ab von der Dirn! Sie ist mein, und wenn du sie noch einmal anrührst, so wirst erstochen! Da war ich in seinem Banne. Als ich hernach der weiteren Entwicklung meiner Geschichte mit doppeltem Interesse folgte, war ich überzeugt, daß der Schopper-Schub den Adlerwirt ganz gewiß ermorden würde. Es kam anders, der weichmütige Adlerwirt ward zu einem beklagenswerten Dulder, seine Liebe zu Frieda suchte er redlich zu dämpfen, bis er endlich vom Zufall unbarmherzig mit dem Mädchen seiner heimlichen Leidenschaft zusammengeführt wurde. Jetzt standen die Dinge so, daß der Schopper-Schub wohl ans Messer griff, aber nicht mehr zuzustoßen vermochte. Denn durch lange Entsagung war in seinem großen Herzen die Liebe zum Weibe weit und hoch über die sinnliche Leidenschaft hinausgewachsen, und mächtig erfüllte ihn der eine Gedanke: Glücklich machen das geliebte Wesen um jeden Preis. Ein zweites Wort sprach der Rechtssinn des Naturmenschen: Wenn die zwei sich in der Tat lieben, so sollen sie sich haben. In dem Augenblicke, als ich den armen Menschen in weher Verzichtung dahingehen sah, wußte ich freilich, daß da noch etwas geschehen würde. Ich glaubte nicht recht,

daß der Schopper ein Opfer nur halb vollbringt, und daß er selbst nicht mehr würde weiterleben wollen, das fürchtete ich.

Als Frau Kunigunde von dem der Gant verfallenen Adlerwirtshause auf dem Steirerwäglein fortfuhr, ließ ich sie sehr ungern in den Siebenbachwald ziehen. Aber ihre Rachsucht gegen den durchgegangenen Mann war so groß, daß sie keine Macht der Welt zurückgehalten haben würde, seine Spuren zu verfolgen. Ich ahnte nichts Gutes, als sie dem Schopper-Schub nachfragte, und leider — meine Ahnung hat mich nicht betrogen.

So leid es mir um den Schopper tat, so fiel mir doch ordentlich ein Stein vom Herzen, als das gräßliche Unglück auf der Holzriesen geschehen war. Jetzt endlich! jetzt können die zwei jungen Leute, die wirklich füreinander geschaffen zu sein scheinen, zusammen heiraten! Und da tut sich mir eine ungeahnte Tiefe des Weibesherzens auf: Jetzt, da ein *solches* sich zugetragen, mag sie keine Liebschaft mehr, und am wenigsten eine mit dem, der ihr so lange im Wege gestanden, dessentwegen sie den treuesten Menschen auf der Welt mißkannt und abgewiesen hat.

Wenn meine heiteren Geschichten auf solche Art enden, dann will ich mich zweimal besinnen, ehe ich wieder einmal eine Idylle anfange zu schreiben. Und vielleicht tut auch jeder andere wohl daran, sich zweimal zu besinnen, bevor er — sei es mit einer armen Magd, oder sei es mit einer feinen Großbauerntochter — ein Liebesverhältnis anhebt. Ist die Dichtung schon so schlimm, um wieviel mehr erst die Wirklichkeit ....“ In dieser gründlichen Aussprache hat Rosegger uns einen neuen tiefen Blick gestattet in sein poetisches Innenleben, vielleicht darf man sogar sagen: in die Werkstatt des dichterischen Schaffens überhaupt.

Unter den Kindererinnerungen an die Waldheimat, die einen erheblichen Abschnitt des Bandes bilden, bedarf der Erwähnung das Blatt: Als ich den Himmlischen Altäre gebaut. Psychologisch ergiebig ist die Tabakgeschichte mit dem Silberzwanziger des Anderl und dem allwissenden Herrn Pfarrer; von kulturhistorischem Wert die getreue Darstellung des Kohlenbrennens und der Eisenhämmerwerke, wie sie in Roseggers Jugendzeit in Betrieb waren. Dabei fällt ein kluges Wort von Vater Rosegger an seinen Sohn Peter: „Ich hatte ein blauschimmerndes Stück Schlacke mit mir genommen und betrachtete es jetzt wie einen errungenen Schatz. ‚Das ist nichts‘, sagte mein Vater und zog ein Schöllchen Roheisen aus dem Sacke.

Das war roſtfarbig und durchlöchert wie ein Schweizerkäſe. ‚Wenn's auch nicht ſo glänzt wie das deinige, es iſt doch mehr. Aus dieſem Ding — heb einmal, wie ſchwer es iſt! — kann man feine Werkzeuge machen, die wie Spiegel funkeln. Du ſollſt mir auch noch das Tüchtige vom Schimmernden unterſcheiden lernen.'" Ein richtiges Studentenſtückchen war der Schreibebrief des jungen Roſegger an den Grafen von Meran, Sohn des vielgenannten Prinzen Johann, in Graz: ihm, dem Handelsbefliſſenen, nach dem erſten Studienjahr für die Sommermonate zu ungeſtörtem Studienaufenthalt ein Zimmer in ſeinem Jagdſchloſſe Brandhof am Fuße des Hochſchwab anzuweiſen! In dieſem Wunſche ſprach ſich, dem Schreiber wohl halb unbewußt, eine geiſtige Verſtiegenheit aus, die die hilfreiche Protektion der Gönner in dem Bauernjungen erzeugt hatte. Er hat damals von dem Grafen aus königlichem Geblüt in überaus vornehmer Form eine empfindliche Lektion erhalten. Ein lichtes Bild entwirft er voll ehrlicher Verehrung von dieſem ſeinem zurückhaltenden Wohltäter, der ihn erziehen half.

Maleriſch ſkizziert wird ein Beſuch bei Richard Voß auf deſſen Beſitzung „Bergfrieden" in Berchtesgaden. Kleine Dorfbilder einer guten Laune, wie die Bauernpolitiker, die ſich neckenden Pfingſtlotter, die raufenden Bauern vor Gericht, die Nuſſenſpieler, wechſeln mit Bildern aus dem Naturleben; er ſchreibt die Warnung aus: „Die Natur, wenn ſie in ihrer großen, allebendigen Stille unter uns, über uns daliegt, um uns webt und leuchtet, eine ewige Harmonie der Kräfte auf der Wage unendlicher Räume, nur zum kleinſten Teil wahrgenommen, erfaßt von unſeren Sinnen, ſie wirkt ſchier beklemmend auf die Seele. Unſere Glücksahnung und Wohlempfindung darüber, daß wir ein Teilchen dieſer vollkommenen, unzerſtörbaren, unendlichen Größe ſind, wird getrübt durch das Bewußtſein, daß es unmöglich iſt, das Ganze, zu dem wir gehören, zu ſehen und zu begreifen. Uns beginnt zu bangen vor den allewigen Gewalten, ſo ſehr ihre Erſcheinungen unſere Sinne auch entzücken mögen, und wir fliehen zu geliebten Menſchen, bergen unſer zitterndes Herz an einer fühlenden Bruſt." Die Schickſale des unglückſeligen Matthias Scholler, der als angeblicher Prieſtermörder zwölf Jahre unſchuldig im Kerker ſchmachtet, ſind ein Proteſt gegen die Mängel unſerer Strafjuſtiz, die den ſchuldlos Verurteilten mit dem Troſt eines beſchriebenen Papiers in die Welt zurückſtößt, aus der man ihn tyranniſch herausgeriſſen; aber der Verſuch des Verfaſſers, die traurige und

empörende Begebenheit gegen den wissenschaftlichen Materialismus — er nennt die Namen Darwin und Haeckel — auszunützen, ist bedauerlich; beleuchtet wird doch tatsächlich durch die Einsperrung Schollers nur der fromme Fanatismus der Bauern und ihres Pfarrers, nicht aber die ethische Ohnmacht einer freigeistigen Weltanschauung. Man sollte überhaupt mit diesem gebräuchlichen Vorwurf, was nicht fromm sei, sei auch nicht gut, viel vorsichtiger sein, er verwechselt fast jedesmal Weizen und Unkraut. Wie sich solch kirchenfrommer Haß gegen Mitmenschen bis zum hellen Wahnsinn auswachsen kann, belegt Rosegger in Philippus dem Hasser. Eine andere Erzählung stellt der vermeintlichen Duellehre die wahre Ehrung des eigenen und des fremden Lebens entgegen, die sich in Taten ehrenhafter Gesinnung bewährt und zum starkmütigen Frieden des Herzens erzieht. Die Skizze: Wie sich der Gebirgsbauer sein Haus baut, ist ein weiterer Nachtrag zum Volksleben aus Steiermark. Fast in allen Bänden Roseggers finden sich Vorarbeiten und Nachträge zu seinen von uns bereits in früheren Abschnitten gewürdigten mehr systematischen Büchern, die einmal von kundiger Hand an ihrem Ort eingefügt werden sollten. Der Erbstreit der Geschwister um den väterlichen Meichelbumhof ist ein erbaulich Kapitel — doch sehe ich nicht, daß die Stadt in diesem Stück hinter dem Lande irgendwie zurückbleibt . . Das Verhalten seiner Landsleute in drohender Gefahr beschreibt unser Steirer mit Genugtuung als ein Beisammensein von natürlichem Mut und frommer Ergebung. „Einst fuhr ich auf der Rudolfsbahn, die damals ganz jung war und das Mißtrauen der Landleute noch nicht überwunden hatte. Neben mir saßen mehrere Bauern, von denen einer einen Korb mit lebendigen Hühnern hatte. Der Zug war in vollem Gange talwärts, und an einer Felswand vorüber rauschte und brauste es ganz gewaltig. Plötzlich sprang einer der Bauern auf, rief um Hilfe, es seien die Bremsen gebrochen und der Zug werde im nächsten Augenblick in den Abgrund stürzen. Das Pfeifen der Maschine machte es noch ärger, die Bauern rangen ihre Hände und machten Miene, zum Fenster hinauszuspringen. Nur der Mann mit dem Hühnerkorb blieb ruhig. ‚Feierabend ist's', murmelte er und begann das Garnnetz zu öffnen, unter welchem die Tiere wogten und gackerten. ‚Vieherln, ihr habt es gut,' sagte er zu den Hühnern, ‚ihr könnt zur Not so viel fliegen, daß ein Davonkommen ist. Nur hinaus beim Fenster! Nur hinaus in die schöne Welt!' Einzig auf seine Hühner bedacht, ließ er sie davonflattern.

Der Zug aber stürzte nicht in den Abgrund, sondern fuhr sachte in einen Bahnhof ein. Jetzt mußte der Mann aussteigen, um seine Hühner wieder einzufangen. Er erwischte sie zwar alle wieder, wurde aber höllisch ausgelacht, und die anderen Bauern behaupteten nun, sie hätten ihn mit ihrem Angstgeschrei nur schrecken wollen. Mich dünkt, er hat sich bei der Geschichte tapferer benommen, als irgendeiner."

Der Schnee ist Verkehrsstraße, erläutert Rosegger; er gleicht dem Meere: scheinbar trennt er, in der Tat verbindet er die Menschen. Und wie er in der Natur Freude und Förderung mit sich bringt, so leitet der Schnee auf dem Menschenhaupt hin zu dem Fest- und Ehrentag der goldenen Hochzeit, die rührender ist und erhebender, als die grüne des Frühlings und die silberne des Hochsommers im Eheleben. Mit dem zielbewußten Trinkspruch des fahrenden Sängers im Volksdialekt an ein greises Paar werden wir nach Hause verabschiedet.

*

Die Neuen Waldgeschichten (1884) erzählen von daheim und von weit und breit. Rosegger hat sie seiner zweiten Gattin gewidmet, um sie so auch literarisch an seiner Waldheimat zu beteiligen. Ein bunter Strauß frischer Feldblumen ist's, den seine glückliche Hand gepflückt hat. Die Kramer-Thresel darf der anstellige Junge nach dem Kirchdorf Ratten begleiten, um ihr dort als Verkäufer ihrer Kleinwaren bei ihrem Standl auf dem Marktplatz zu helfen. Doch der raffinierte Hausierjude Maischl fängt den beiden das Geschäft ab und der edle Peter kommt in allerlei Ungelegenheit. Schließlich hat er gar sein liebes Leben dem Maischl zu verdanken! Ernster klingt die Geschichte vom Talerbüchsen-Toni, dem unser Unband als Junge die silbernen Herrlichkeiten versteckt, um sein runzeliges Gesicht einmal im Zorn zu sehen. Der arme Hiasl muß den Prügeljungen abgeben, bis Peter reuig die Geschichte aufklärt. „Die Ankunft des heiligen Geistes" ist Peters Firmung im zwölften Jahre, die Wanderung der sieben Genossen unter Führung des gemeinsamen Firmpaten, des gutherzigen Schmiedbergers, nach Birkfeld, und die Entfernung des räudigen Schafes aus ihrer Mitte, des verdorbenen Rüsselbuben. Peter ist mehr aufmerksam als andächtig. „Sie kamen heran, die Priester in Chorröcken, jeder mit dem Zeichen seiner Würde. Der erste trug das Kreuz, der zweite salbte mir die Stirne mit Chrisam, der dritte nahm die Firmkarte

aus den Fingern und nannte den Firmnamen: ‚Simon'; dann war er selber da, der Bischof! Er legte die Hände auf das Haupt, berührte mit zwei Fingern die Wange und war vorüber. Nun folgte einer mit einem Zinnteller, worauf Brotstücke mit Salz lagen, damit rieb er mir das Chrisam wieder von der Stirne; ein weiterer fuhr noch mit einem Tüchlein drüber und der letzte gab mir den gedruckten Firmschein in die Hand, dann waren sie alle dahin. Das Ganze dauerte nicht eine Minute — und das war alles, das war die Firmung gewesen. Die anderen atmeten auf, ich aber erschrak. Wo war die Weihe, die innere Beseligung, die ich erhofft hatte? Angsterfüllt betete ich dem Priester das Glaubensbekenntnis nach, es war aber wie immer, ich sagte die Formel wie immer, ohne dabei zu denken, daß man glauben oder nicht glauben könne, und empfand nichts. Während alle anderen muntere Gesichter machten und sich des heiligen Geistes freuten, war ich tief unbefriedigt und fühlte eine schwere Traurigkeit. Und ich war doch auch mit frommem Herzen gekommen und hatte Sehnsucht gehabt nach dem heiligen Geiste. Was hatte ich denn getan? Aber so ist es mir ja immer ergangen in der Welt, wo ich am sehnlichsten gehofft, bin ich am tiefsten enttäuscht worden. Es mag meine Phantasie der Möglichkeit ja um ein Stück voraus sein, aber daß sie selbst den heiligen Geist überflügeln sollte —?" Das kohlschwarze Lämmchen, das Geschenk des Firmpaten, hat Peter nicht lange behalten: nachdem man ihm von der Wolle ein einzig Paar Socken gestrickt, hat er es glückselig vertauscht gegen das Buch von den Schicksalen der heiligen Genoveva.. An den Rüsselbuben erinnert auch eines der beiden „Kinder der Welt im Walde", der rote Holzknecht, der des Waldbauern Lärchenbaume zu Eisenbahnschwellen verarbeitet und sich des Abends mit seinem losen Maul beim Gesinde unnütz macht. Harmloser ist der Auf-Schneidergeselle Christian mit der üppigen Phantasie, nebst seinem mährischen Kollegen, der die Hermine des Schloßverwalters nicht bekommt, weil er bei aller kosmopolitischen Schneidergelehrtheit das „Lodenriffeln" nicht versteht. Hübsch fängt der Verfasser das Erstaunen und die ersten Beobachtungen der Landleute mit der soeben in den Handel gebrachten Petroleumlampe (man betonte das zweite e!) auf, die das Spanlicht und die Unschlittfunzeln ablöste; Meister Natz meinte zuerst: „Ja, ja, die Ganzgescheiten heutzutag; die alten Leut' sind auch keine Esel gewesen." Ein feines Stück ist der Besuch mit Stadtleuten bei seinem alten Meister Natz, im Sommer 1882. Der

Seelenadel dieſes ſchlichten Handwerkers, der mit ſo graziöſer Überlegenheit den lauten Beſuchern und ſelbſt dem ehemaligen Lehrbuben den Meiſter zeigt, leuchtet hervor. „Zuflucht“ nennt der Dichter eine ſtimmungvolle Phantaſie über das Thema: Wald; hier ſteht das ſchöne Wort: „Die wildeſten Konflikte des Herzens löſen ſich nicht in Tränen und nicht in Blut, ſondern nur im reinen Tau des Waldes.“

„Der Baumnarr“ ſoll abermals ein ſtarkes Wort einlegen gegen den Unverſtand der Bauern, ihren alten Baumbeſtand im Walde niederzuſchlagen, ohne für genügenden Nachwuchs Sorge zu tragen. In einem lebhaften Geſpräch mit dem ſtarrköpfigen Paulhuber und ſeinem verſtändigen Sohn Veit wird das Für und Wider geſchickt ausgetragen. „Wer die Dinge anſchauen gelernt hat, er kann gar nicht anders, er muß den Wald lieben. Weil der Wald ſo ſchön und weil er nützlich iſt! Nützlich nicht erſt, wenn er Holz gibt und Kohlen und gutes Geld, ſondern ſchon, und zu allermeiſt, ſolange er ſteht und das Wetter regelt, daß heute nicht die Dürre iſt und morgen nicht die Überſchwemmung. Daß nicht die Stürme wachſen, nicht die Winterfröſte und nicht die Sommerglut, und daß nicht die Seuchen kommen, daß nicht die Berge in Lawinen niedergehen, daß nicht das Erdreich verweht wird und verſchwemmt und endlich der nackte Felſen daliegt, auf dem die Menſchen nimmer leben können. — Vater, ich bin über den Karſt marſchiert, mein Regiment iſt in Dalmatien und in der Herzegowina gelegen, da habe ich erfahren, was das heißt: ein Baum! Die Bosniaken habe ich nicht gefürchtet, aber das baumloſe Felſenland iſt mein Schrecken geweſen. Und ein ſehr alter Mann iſt mir dort begegnet, der hat geſagt: So wie da, wird's auch einmal bei euch ſein, wenn ihr die Wälder nicht ſchont! Wir leſen in der Bibel vom gelobten Land, vom fruchtbaren Kanaan. Heute iſt eine baumloſe Sand- und Felſenwildnis dort, weil die Leute mit ihrer Gewinngier gekommen ſind und die Wälder verzehrt haben. Auf das habe ich angefangen nachzudenken, und einmal auf heißem Sand im Verſchmachten, da hab' ich mir's vorgenommen, wenn ich noch einmal heimkomme ins grüne Steirerland, ich nehme mich an um den Wald, und wo andere ſtehen bleiben und ein Vaterunſer beten, da bleibe ich ſtehen und pflanze einen Baum.“ Der novelliſtiſche Doppeleinſchlag: die närriſche Parallelfigur des Kreuzl-Kruzl und die Heilung der abergläubiſchen Cäcil, der derſelbe Wald, der einſt ihre Eltern erſchlagen, ſpäter ihren Schatz rettet, verſtärkt die

Argumentation volkstümlich. „Der Zehrkäfer“ versucht dem ländlichen Kurpfuschertum, soweit es sich in harmlosen Grenzen hält, eine freundlichere Stelle zu bereiten in dem Urteil der studierenden Ärzte. Das Ergebnis kann man etwa in die Sätze fassen: mancherlei Narrheit und Tollheit, aber doch manch Körnlein Weisheit dabei, wie im Volkstum überhaupt: was sich jahrhundertelang forterbt, kann nicht ganz nichtig sein, etwas Brauchbares ist daran. Denn in Stadt und Land macht nicht nur die Medizin gesund, sondern ebensosehr der Glaube daran. Das Volk aber muß sich alles Geistige konkret versinnlichen; es gestaltet auch die Krankheiten und ihre Heilung zu persönlichem Wesen aus. Man kann zum Belege dafür auf die Heilungsgeschichten des Alten und des Neuen Testaments hinweisen, die ohne diesen Zug der Personifikation gar nicht verständlich sind.

„Die Baronin aus dem Walde“ zieht mit starker Tendenz die Scheidewand zwischen Bauerntum und Adel zugunsten des ersteren; heraus kommt eine psychologisch schiefe, grobgeschnitzte Salongeschichte. Das gleiche Urteil trifft die Novelle: Auf der Fürstenruh'; dieser leidenschaftliche Benevent ist ebenso unmöglich wie der Pseudobaron Louis Amand und die verzeichnete mondscheinhafte Fürstin Marie von Lichtenburg. Hier liegen eben Grenzüberschreitungen Roseggers vor — so wenig gern er das Wort auch hören will. Auch er vermag nicht alles, was er will, wenn er auch *vieles* vermag. Wie fest hingegen steht der Volksdichter wieder auf seinen eigenen Füßen in der Erzählung von dem protestantischen Geistlichen, der einem Mädchen zuliebe, das er zufällig gesehen, am Firmtage zugleich mit dem jungen Bischof nach Finstermatt kommt, um dort zu hören, daß sie des Bischofs Schwester ist, und daß er verzichten muß. Wie lebt dieses Volksbild! Unheimlich steht daneben die verkrüppelte Gestalt des Hexen-Gauchel, der die arglosen Hirtenkinder betäubt, um die Schmach seines verlorenen Lebens zu rächen. „Der Judenbaum“ ist der stumme Zeuge, wie sich der Christ und der Jude vertragen und schätzen lernen in der gemeinsamen Todesnot, nachdem sie sich vorher gehetzt und betrogen hatten — mit der herzandringenden Begründung: „Meine Mutter ist gewesen ein Menschenweib und deine Mutter ist auch gewesen ein Menschenweib.“ Das löst zwar die Rassenfrage nicht, aber es bricht ihr den Giftzahn aus. In dem lehrreichen Aufsatz: Wilde Musikanten skizziert der Verfasser die gebräuchlichsten Musikinstrumente seiner Berge und deren Träger;

auch von den „Zweipfeifern“, die muſizierend durch die Dörfer zogen, weiß er zu ſagen. Ein Sonderling iſt der geſpenſterfürchtige Ohneweil-Stach, der bei jedem Wegkreuz mit den unerlöſten Seelen etwas erlebt. Mit zwei Federzeichnungen: die Begräbnisehren des geſtorbenen Bettelmanns und einer Herbſtſtimmung im Walde ſchließt der ergiebige Band — nicht ohne mit einer echt Roſeggerſchen Schelmerei den Leſer zu entlaſſen.

Roſeggerplakette

Von Hans Brandſtetter-Graz, 1904

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Dem Sonntag eine Seele!

Der Sammelband Feierabende vom Jahre 1880 vereinigt Luſtiges und Trauriges, verbunden durch eine Eulenſpiegelei. Die Sommerabende, der erſte Teil des Buches, erzählen mit Witz und Laune von allerlei Schalkheiten des bunten Lebens. Eine dramatiſche Idylle iſt „das Mirakelkreuz“. Roſel, das lebensluſtige einzige Kind des gutmütigen Brandſteiner, ſoll ins Kloſter, weil der Vater vor langen Jahren, von einem Bären bedroht, der Himmelsjungfrau das Gelübde geweiht hat. Ohne viel dramatiſche Kunſt kommt die Roſel trotz des Gelübdes doch zu ihrem Peter. Der Schäfer Titus auf der Birkenheide iſt aus Vorwitz in den Beichtſtuhl und unter die blaue Stola des Beichtigers geſchlüpft; in dieſer vorübergehenden Würde hat er ſeine Eſther ſo himmliſch abſolviert, daß er den grauen Brüdern auf Birkenrinde einen fröhlichen Abſagebrief ſchreiben konnte. Die Hochzeitsnacht des Paſtors Meneſchild im Gebirge mit ſeinem Weibe iſt eine der feinſten Humoresken aus Roſeggers Feder. Auch an dieſem Bande kann man eine ſchriftſtelleriſche Eigenart des Dichters beobachten: er wählt mit Vorliebe irreführende Titel, die die Gedanken des Leſers notwendig in eine falſche Richtung lenken; im Schlußſatz der Erzählung bringt dann die Pointe eine zumeiſt gelungene Überraſchung. — Ein echtes Dorfbild iſt die Verlegenheit der Kuhgretl, die den Brief ihres kaiſerlichen Schatzes nicht entziffern kann und ſich ihrem geſtrengen Vormund, dem ſchriftkundigen Schmiedrochel, offenbaren muß. Die Antwort, die der Alte in Gretls Namen dem Korporal am Sonntag darauf verfaßt, iſt von ſprechender Knappheit gegenüber ſeinem kliſchierten Blümleinbrief: „Lieber Hans! Das Schreiben laß bleiben. Kommſt heim, biſt brav, ſollſt mich haben. Margareta Krautwaſcherin.“ Beſſer als ein

Brief ist jedenfalls das persönlich überbrachte Busserl des Kaiserlichen aus Laibach, der sich's Geld und blaue Flecke kosten ließ, seine Minna zu begrüßen. Der Scheinfrömmigkeit, die sich der natürlichen Lebensbedingungen leicht glaubt entziehen zu können, spart er in der parodistischderben Skizze von Sankt Joseph dem Zweiten die Rutenstreiche nicht; von mildem Verstehen des Menschlichen ist die schalkhafte Geschichte erfüllt: Der Wolfl von Kirchberg, dem sein Herzenswunsch geschieht, und die andere vom Alten und dem Jungen, die sich leider die eine Christel nicht teilen können. Der adelige Sonntagsjäger wird ausgelacht, der von Michels Gnaden einen Auerhahn erlegt, in dessen Klauen sich des Knechts Tabaksbeutel verhakt hat; und die schlauen Studenten, die dem Duckmichel das Studentenpulver — lautloses Schießpulver — anhängen wollen und selber wie die Duckmäuser abziehen müssen. Auch der gelehrte Naturforscher Doktor Willibald, den die pfiffige Agathl zur Liebeserklärung — vor ihre kranke Kuh führt, weiß von der Bauernschlauheit ein Lied. Der Schotterhans ist ein Narr, der sein Häusel nicht zur rechten Zeit verkauft an die Eisenbahn, und der Sammel kein geringerer, der „eine mit Geld" haben will und hintennach merkt, daß man sein Eigengespartes zu ihrer Aussteuer genommen. Der Verfasser hat recht, wenn er in der Vorrede die Bitte ausspricht: „Nicht überflüssig wird es sein, wenn du auch deinen eigenen Humor mitbringst — denn für einen guten Spaß gehören allemal zwei: einer der ihn macht, und einer der ihn versteht."

Ergiebiger ist der zweite Abschnitt der Feierabende, die Winterabende. In den altdeutschen Spinnstuben und Heimgärten war es löbliche Sitte, sich die langen Winterabende mit Gesang, Scherz und Gespenstergeschichten zu vertreiben. Rosegger will den Kindern einer aufgeklärten — er sagt „hellilluminierten" — Zeit keine Gespenstergeschichten zumuten, aber von den Dämonen des Lebens will er reden. Unheimlich, finster und stürmisch wie Winternächte fahren die vierzehn Erzählungen über unsere Seele, uns aufrufend zum Kampf, uns erhellend zur Ergebung. „Ein Weg zur Schuld" zeichnet die Leidensgeschichte einer unglücklichen Ehe. Walpurga Wiesamer rettet ihren verschuldeten Vater, den Wiesenwirt, vor dem Ruin, indem sie sich an den ihr unsympathischen Seizmüller verkuppeln läßt, der erst vor wenig Wochen unter nicht ganz klaren Umständen seine erste Frau begraben hat. Die Leute reden dem Mädchen ab und reden ihr zu; es geht die Verbindung mit halbem

Bewußtsein ein, um sie nach etlichen Jahren bei vollem Bewußtsein geekelt von sich zu werfen. Aber diese Ehe wird der Weg zu ihrer Schuld. Der Wiesenwirt hat sich nach einem Jahre tot ge—wirtet; der elende Mann mißhandelt sein Weib bis aufs Blut; der Pfarrer heißt sie aushalten im „christlichen" Ehestand. Man denkt an Frau Alving in Ibsens Gespenstern und an Pastor Manders' Rat. Nach schrecklichen Szenen, die einem das Blut zu Kopfe jagen, vergiftet Walpa den gemeinen Lumpen, der sie das mittelalterliche Recht des Haustyrannen fühlen läßt, sie schüttet ihm Rattengift in das Frühstück. Romantisch ist der Einfall, daß die fliehende Frau eine Stunde später ein Kind aus der reißenden Flut rettet, und nicht recht glaubwürdig der Ausgang der Geschichte, der der Täterin beim Gericht mildernde Umstände versagt und sie zum Tode durch den Strang verurteilt, nachdem der Müller sie mehrfach, sogar während ihrer Schwangerschaft, mit dem Tode bedroht und lebensgefährlich mißhandelt hatte. Rosegger hat als Volksfreund vor dem Mord unter allen Umständen abschrecken wollen. Was konnte der gebrochenen Walpa auch an ihrem befleckten Leben liegen? Aber ein letzter Sonnenstrahl ist es für ihr todeswundes Herz, als Blasius Steiger, dem sie heimlich gut gewesen — nicht nur um seines schmetternden Posthorns willen — als einziger unter den Geschworenen für sie stimmt. „Ich hab's gewußt, er kann mich nicht verdammen; nun habe ich gelebt, nun will ich sterben." Der Menschenkenner verflicht auch den überaus schneidigen Vertreter der Anklage in die Schuld; er hat sich als Tourist vor Jahren vergeblich um das Dirndl bemüht und ist später noch einmal abgeblitzt, als sie schon die Seizmüllerin war.... Das vom Haß und Ekel gequälte Weib faßt den Entschluß zur verzweifelten Tat an der ominösen Kreuzspinne ihrer Kammer, in die sie der eifertolle Müller gesperrt hat: „Sie sah einem Spiele zu. Nein, es ist nur dem Menschenauge Spiel — dem Tiere ist es Arbeit und Streben nach seinem Lebensziele. Von der morschenden Decke, von der bei jeder Erschütterung in der Mühle der Moder niederstaubte, ging ein feiner Faden herab bis gegen die Füße der Walpa. An diesem Faden strebte eine Kreuzspinne empor. Jetzt, das soll mir das Zeichen sein und der Richterspruch, dachte Walpa und starrte auf das Tier. Kann es nicht hinauf bis zur Decke oder bricht der Faden, so gehe ich und werfe mich in den Räderdumpf. Kommt die Spinne hinauf, so bringe ich ihn um. Das Tier krabbelte träge und langsam und mußte

oft raſten. Es war ſchwer, es war noch weit unten und der Faden ſchien ſich bisweilen zu dehnen. Dann wieder nahm die Spinne einen raſchen Lauf, und dann wieder ſtand ſie lange ſtill auf einer und derſelben Stelle. Es war ein geſpenſtig Weſen und das weiße Kreuz auf ſeinem Rücken — ein Grabkreuz — wem galt es, ihr oder ihm? Endlich, die Spinne war noch eine gute Elle von der Decke entfernt, wollte ſie nicht mehr weiter, ja kehrte ſich ein paarmal um, und war dann wieder bewegungslos. Walpa zitterte, ſchier ſtockte ihr der Atem. Das Tier blickte mit ſeinen vielen großen Augen gegen den Boden hinab. — Soll ſie ins Grab? Iſt auch bei dieſem Getier, das kein Geſetz kennt, das tötet, wenn es nicht ſelber getötet werden will, kein Erbarmen? ... Plötzlich nahm die Spinne eine Wendung und lief haſtig den ganzen Faden empor bis zum Holzmoder, wo ſie herfiel über eine im Netze gefangene Fliege." — —

„Die guldene Grete" befreit ſich von der Schuld, die ſie auf ſich geladen, durch Preisgabe ihres eigenen Häuschens. Sie ſteckt es in Brand um dem ihr verhaßten Hochzeitspaar — dem jungen Seeſteiner, der ihr einſt halb die Ehe verſprochen, und der armen Holdeggerin —, das zur Zeit des Eisgangs per Schlitten über den ſchon berſtenden See fährt, von Neue erfaßt ein Warnungsſignal aufzuſtecken, daß jene umkehren heißt. Sie hatte in ihrer Wut gegen den Seeſteiner, der ſie um das Glück gebracht, ſeinen großen Hof anſtecken wollen; das Mitleid mit dem Vieh, das ſie arglos in den Ställen ſtehen ſieht, lenkt ſie davon ab. Sie hätte ferner warnen müſſen vor der Gefahr des brechenden Eiſes, die ſie zeitig genug erkannt hatte — ſtatt deſſen hindert ſie den alten Fiſcher daran, die Rückfahrt des jungen Ehepaars zu widerraten. Sie ſieht das Unheil kommen; da erwacht ihr beſſeres Selbſt, ſie ſteckt den ſorglos Dahinfahrenden das Feuermal auf, ſie eilen in ihrer höchſten Gefahr zurück, beſorgt, ihr Eigentum könnte abbrennen; die guldene Gret geht mit ihrem Opfer zugrunde. Geläutert hat ſie erſt der Tod — ſie ſtarb in Lieb' und Feuersnot, ſchrieb man ihr aufs Grab. Bemerkenswert an der markigen Erzählung iſt die winterliche Naturſtimmung.

„Der Waldbrand" bringt eine elementare Begebenheit in ſicheren Konturen; doch fehlt es den Menſchen der Geſchichte an Schärfe der künſtleriſchen Reflexion, ſo hübſch auch die Herzensgeſchichte zwiſchen Genoveva und dem leichtſinnigen Brandſtifter Gregor geſponnen iſt. Der Grübnerbauer in ſeiner knorrigen Derbheit iſt den wilden Hoch-

waldfichten verwandt, die das Schickſal zerknickt. Die Untreue des Küſterſohns Anaſti gegen das Schinderſuschen trägt bittern Fluch in ſich; kurz vor der Hochzeit des Treuloſen mit der reichen Gratina vom Sporntalerhof zwingt ihn die entſchloſſene Suſi, ſie und ſich ſelbſt aus dem Wege zu räumen; der weiße Splint der Antlistanne aber, an der ſich Anaſti erhängt, trägt die Schrift, die der Geſchichte den Namen gegeben: Hier auf dieſer Straßen hat mich Gott verlaſſen ... Frieda und der Blaſi ſind im erſten hohen Glück ihrer jungen Ehe, da kommt der Hammerl-Hans, ein fahrender Muſikant, zu ihnen, ſie erhitzen ſich im Tanz zu ſeiner Muſik und werden durch Erkältung beide todkrank; Blaſi, dem ſie ſchon die Sterbekerze in die Hand gedrückt hatten, wird wieder geſund. Es reigt in Luſt ein Liebespaar ... An dieſer Kalendergeſchichte iſt eigentlich nur der Eingang erwähnenswert; er erzählt, wie der Muſikant zu ſeinem Inſtrument gekommen iſt: „Der Hammerl-Hans ſpielt durch kleine Hämmerchen ein ſchier wunderliches Inſtrument. Es iſt eine Art Hackbrett mit hölzernen Saiten. Da liegen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, etwa einen Zoll dick und von verſchiedener Länge; ſie ſind ſo neben und zwiſchen einander gelegt, daß ſie durch Hämmerchen wie die Saiten eines Hackbrettes geſpielt werden können. Der Hans iſt vormalen in den Freiſohlergräben Ziegenhirt geweſen. Dort hat er oft den Blockrieſen der Holzknechte zugeſehen, wie die zerſchnittenen und entſchälten Baumſtämme die Mulden und Rinnen herniederrollen und mit klingendem Schalle in die Kohlſtatt fliegen. Und da war dem Hans aufgefallen, daß dieſe Holzſtücke je nach ihrer Größe und Länge einen verſchiedenen Klang hatten. Je kürzer das Stück, deſto höher und greller das Klingen, je länger der Schaft, deſto tiefer und ſummender das Tönen.“ Nach dieſer Beobachtung fertigt er ſich aus Fichtenholzſtücken ſein Spiel. Wollen die Erzieher aus dieſem ſelbſtgefertigten Spielzeug, das zum Spielwerk wuchs, nichts lernen für eine geſunde Reform unſerer entarteten Kinderſpielſachen in den Städten, die die Geſchicklichkeit und die Phantaſie der Kinder zumeiſt lähmen, ſtatt ſie zu beſchwingen?!*)

*) Die ganze Welt, klagt der Pädagog einmal, werde en miniature zum Kinderſpielzeug gemacht. Das ſei der Irrtum. „Die Welt des ſpielenden Kindes iſt eine andere als die der Erwachſenen, es iſt eine für ſich abgeſchloſſene Märchenwelt; das Kind erbaut ſich dieſe Welt zum Teil ſelbſt, bevölkert ſie mit ſeinen Lieblingsgeſtalten und ſoll in ihr unbefangen, zufrieden und glücklich erhalten werden. Mütter, die in ihre Kleinen beſonders vernarrt ſind, glauben

Die Skizze: Trotzköpfe bringt ein Beispiel von Bauernstarrheit. Der alte Schwandhofer will zwar seinen einzigen Sohn vom Militärdienst befreien, um ihn als Stütze in Haus und Feld zu haben; Flori denkt mehr an die dazu notwendige Überschreibung des Hofes auf seinen Namen und spricht mit der Brona die Hochzeit ab. Brillant schildert Rosegger die Szene zwischen dem Burschen und seinem Alten, jeder setzt seinen Kopf auf — bis der Bauer das Militärgesuch zurückzieht, Flori als Soldat in den Steinbergen der Herzegowina fällt und ... das Kind der Brona und des Flori den einsamen Großeltern ins Haus gebracht wird. Trotzköpfe! Die Geschichte des Franz Schlager, der sein eigen Weib erschossen, meinend, es sei ein aufgestöbertes Reh, warnt noch einmal vor dem Wildern. Den übrigen Noveletten haftet eine starke Rührseligkeit an. Erwähnung verdient höchstens noch die nicht üble Skizze des Dienstbotenlebens der hundertjährigen Aga.

*

Als Volksschalk hat Rosegger auch seine „Abderiten" geschrieben; seine Schildbürgereien, in denen er die Pritsche schwingt über die Steirer, spielen in „Abelsberg". Die Abelsberger Chronik macht denn den ergötzlichsten Teil dieses Bandes aus, zehn Jahre später folgte (im Schelm aus den Bergen) noch ein Nachtrag; sie trifft in zwanzig geschürzten Skizzen viel Narrheit und Schlechtigkeit der lieben Menschen, so auf dem Lande wohnen und auch in den Städten. Der Ton ist der der übermütigen Neckerei, die zum Schaden den Spott fügt. Zum Exempel: Die Abelsberger, zu liberal, um ihre Jagdgründe zu verpachten und mit dem Erlös ihre Steuern zu zahlen, können sich vor Wilderern nicht retten. Um Ordnung zu stiften, wird

deren Geschmack und Schönheitssinn schon durch den Ankauf des in ihren Augen schönsten und geschmackvollsten Spieltands wecken und ausbilden zu sollen. Sie wollen dem Kinde nichts Rohes oder Plumpes in die Hand geben, damit das Auge nicht daran gewöhnt werde. Wie wenig verstehen diese Mütter in den Gemütern ihrer Kinder zu lesen und mit ihren Augen zu schauen! Das kleine Kind ist ein Idealist und kein Naturalist. Die steifen, holzgeschnitzten Puppen und Tierfiguren sind ja die wahren Kunstwerke der Kinderwelt, deren groteske Formen und bunte Farben durch keine Naturtreue oder Detailsorgfalt ersetzt werden können. Und der naive Humor des Kindes, dieser so selten richtig gepflegte Keim in der Kindesseele, verlangt geradezu nach so naiv drolligem und schalkhaftem Spielzeug. Die Naivetät ist der hochmütigen Welt freilich fast ein Spott geworden, selbst aus der Kunst will man diesen Begriff verbannen; sie nun auch noch im Kinde zu vernichten, hieße das Herz der Menschheit und mit ihm das Ideale im Keime ersticken."

der Soldatenschorsch angestellt mit der strengen Weisung vom Bürgermeister, jeden Wildschützen ohne Erbarmen einzuliefern. Was Schorschl so genau befolgt, daß wenige Tage darnach ganz Abelsberg ein erbauliches Schauspiel erlebt: voran der Herr Bürgermeister als Arrestant, auf dem Rücken seinen gewilderten Rehbock, hinterdrein der unerbittliche neue Waldhüter; — worauf der ominöse Rehbock im Gemeindehaus feierlich verzehrt wird zu Ehren des Bürgermeisters, „der sich herabgelassen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtschaffenheit eines Jagdwächters zu erproben" ... In der Schlinge ihrer Gutmütigkeit fing der Brückenwirt die Abelsberger, der mit seinem hochherzigen Scheintestament sich den verlorenen Kredit im Ort mit Zinsen zurückgewann. Der aufsässige Schulmeister wandert in den Gemeindearrest, weil der Gutsherr angeordnet hat, höchstseinen Geburtstag diesmal ohne ihn, aber — „mit Einschluß" des Lehrers zu feiern ... Dieweil läuft der untreue Küster Thomas Reckenschlauch frei umher, der die milden Gaben für den zweiten Kirchturm sündhaft versäuft, weil er — im Rausch den einen vorhandenen Turm ohnehin doppelt sieht. Daß man des Abelsberger Bauern Spielkarten sogar doppelt sehen kann, ohne berauscht zu sein, hat der hochwürdige Herr bewiesen, der den Partner so gegen den Spiegel setzte, daß er ihm bequem in die Karten gucken konnte und der Hochbergreichhofer allemal „das Schweinerne" zu zahlen hatte. Die Abelsberger empfangen ihren alten Kaiser, dem sie zur Abwechselung das Volk nicht feiernd zeigen, sondern bei der Werktagsarbeit, einschließlich der Kretins und Bettler; eine Entgleisung wurde auch die Touristenfahrt der Abelsberger Bürger in die Admonter Berge, die mit einem ungewöhnlichen Ehrendiplom endete. In seinem vollen Glanze zeigte sich Abelsberg bei der Vesuvwanderung seines Mitbürgers, des Viehhändlers Thomas Treibaus! Eberhard Weisheit, der auf Zeichen hält, traktiert in der Sylvesternacht den mit seiner eigenen Mastsau beladenen Spitzbuben mit Wein, um ein „gutes Jahr" sich zu sichern; die Gallbeißerin jedoch, die sich aus Geldsucht mit dem todkranken Kaminfeger verheiratet, hat lediglich für den noch schlaueren Bäckermeister gewirkt. Den Parteiunfug belacht die entzückende Geschichte von der alten Baßgeige, die auf dem staubigen, finstern Dachboden des Wirtshauses den Mäusen und Rotschwänzchen zur musikalischen Unterhaltung dient, bis die Klerikalen und die Liberalen im Ort um die Harmonie der Geige das schrille Streiten kriegen; und während die feindlichen Gruppen den Hader vor Papst und Kaiser tragen, kommen die lustigen Zigeuner

und ziehen lachend mit der leichtgewonnenen Beute ab. In einer anderen Verſion läßt der Schelm von den Bergen den Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſich um das Vorrecht an das Fell der Schafe und Kälber zanken. Predigt der Abelsberger Pfarrer gegen die Sündhaftigkeit der Weiber, ſo ſoll auch er ſeine Frau Haushälterin nicht mitnehmen, wenn er im Walde — Predigt ſtudiert; und willſt du die Katze vom Tiſche jagen, weil ſie ſo gottlos iſt, dir die fetten Biſſen zu ſchmälern, ſo mußt du ihr mit dem Kruzifix zugleich die Hundspeitſche zeigen. Das Kruzifix allein tut's nicht.

*

Der Band: Sonntagsruhe (1883) will ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch ſein. Er ſammelt Gedichte in ſteiriſcher Mundart und in hochdeutſcher Sprache, Aufſätze über die Kinder, Parabeln, Legenden und Weltbetrachtungen. Ein Gemiſch von Brauchbarem und Minderwertigem. Unter den hochdeutſchen Gedichten iſt viel wertloſes Gereimſel. Erwähnenswert bleibt der zornige Aufſchrei des Sängers „während eines Krieges" (1870/71!), mit dem Refrain: „Da ſangen die Saiten von Leben und Liebe, von Friede und Freude, von wahrer erhabener Menſchenvollendung — — am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier!" Im Volksliedton iſt einiges geglückt, z. B. das ſchelmiſche, gern geſungene

Hannchen beim Pfarrer.

O Herr, des Nachbars Valentin,
Der ſtahl mir geſtern meinen Hafer,
Er — ſtahl ihn mir — er — ſtahl mir ihn,
Es war nur — eine Handvoll — aber —

Am Hafer hing mein kleines Huhn,
Es hat ſo gern an ihm geklaubt;
So hat er mir den Hafer nun
Und auch mein kleines Huhn geraubt.

Mein ganzes Herz hing an dem Tier,
Es war ſo fett und ſchwarz wie Kohlen;
Jetzt hat der Strolch das Hühnchen mir
Und auch — mein ganzes Herz geſtohlen.

Oder das erotiſch ſtarke, aber reine Gedicht: Die ſüßeſte von allen meinen Sünden. Aus der dithyrambiſchen „Hymne eines Glücklichen" (1878) ſeien die ſieghaften Zeilen herausgehoben: „Einſam nennen ſie mich und wollen mich tröſten mit ihren kleinen Gaben, die Guten,

die Armen, die nicht wiſſen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn ſeit die heiligen Bilder deiner perſönlichen Gottheit mir verweht ſind, ſtehſt du aufgedeckt vor mir in Alleinheit deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich ſo vergebens in deinem Reich den Namen ſuche, dich zu nennen, du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einſt mich beglückt in einzelnen Weſen, in einzelnen Wünſchen und Hoffen beſeelt, das find' ich nun, vereint mit dir, mir vereint zum ewigen Sein.

Die Leidenſchaft ſchweigt — ſtill iſt die Sehnſucht; erlöſt an dein Herz, o Natur, ſink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, ſie mögen verkünden, wie glücklich ich bin."

Stärker erweiſt ſich Roſegger in der Dialektabteilung des Bandes. Goldklare Volkspoeſie iſt die Erzählung „'s Liachtl in Wold". Der Hansl iſt mit der Liebeserklärung zu ſpät gekommen, ſein Dirndl ward von einer Seuche hinweggerafft. Er nimmt ihr die geweihte Kerze aus der erkalteten Hand und

— — Wia dein Otn (Atem), dei leßta
Gegns Flamerl is zogn
Is leicht ah dei Seel
In däs Liacht einigflogn!
So will ih ma denkn,
Will 's Liachtl bewohrn,
Wia mein Augnliacht beſchützn,
Sultn nix übafohrn.
Daß ih oan Soch noh hon,
Däs ih liabn kon va dir,
Sults brinna do drinna
Va da Jungfrau Maria.
Und is die Zeit aus,
Daß ih ſelba kim dron,
So zündn ſ' mei Sterblicht
Va den Flamerl on ....
Und ſid der Zeit brinnt
Wul Tog und Nocht
In da Jungfraukapelln
Däs Liacht af da Wocht —

Vergeblich bemühen ſich die Dorfſchönen um den ſchmucken Burſchen, der treu zu ſeinem Lichtlein hält am Gnadenort. Bis eines Tags, wie er 's Amperl

Wieder auffuacht und grüaßt,
Steht dabei a feins Dirndl,
Däs grod Öl einigiaßt.
Und hella brint 's Liachtl,
Und d' Jungfrau Maria
Locht nieda zan Dirndl,
Und 's Dirndl zan ihr.
— Drauf, wia ſa ſih draht,
Daß ſ' a Kranzerl noh flecht',
Spreizt da Hansl ſeini Orm aus:
„Du, du biſt die Recht'!"

Der Schwank in Hans Sachſens Manier: Die heidniſchen Lämer zupft die Pfaffen. Der Erdäpfelnatzl aus Birndorf läßt ſich von ſeinem Prieſter einen Schreck einjagen; er ſchickt dem Schloßherrn, den die Predigt von der Kanzel als einen Heiden brandmarkte, mit dem man ſich nicht einlaſſen dürfe, die zwei Zuchtlämmer zurück, die jener ihm zu Oſtern geſchenkt hatte — „ka heidniſches Schofbradl mog ih nit". Anderen Tages ſieht er im Pfarrgarten den Grafen gemütlich mit ſeinem ſtrengen Beichtiger ſitzen, wie ſie ſeine feiſten Lämmer ſich munden laſſen. „Un hiazt möcht ih wiſſen und frogen olli Leut: Is da Grof a Chriſt worn, oder da Pforer a Heid?" Gut beobachtet ſind die Zeitgedichte: 's gſtorbn' Dirndl und: Da Sündenſteg, friſch muten die innigen „Woldliada" an.
Der Abſchnitt: Wahrzeichen ſammelt zehn Legenden und Parabeln. „Der Fiſcher von Bethſaida" gruppiert Stimmungen, die aus dem Neuen Teſtament geſchöpft ſind, in geiſtvoller Phantaſtik. Der landſchaftliche Farbenton Paläſtinas iſt bewundernswert echt; die kühne Kompoſition führt die andeutenden Linien der Bibel ſelbſtändig fort. „Als märchenfreudiges Kind habe ich die wunderbare Geſchichte vernommen; als Mann auf der kühlen Höhe des Lebens ſind mir aus fernem Dämmerſcheine die heiligen Geſtalten wieder aufgeſtiegen und haben ſich in ſinnigem Spiele vereinigt zu einem Bilde, in deſſen Vordergrunde, der Dogmen bar, aber wohl mit lieblicher Mythe geſchmückt, unſer Heiland ſteht."

Des Nachdenkens wert ſind Roſeggers Gedanken über Kindererziehung. Auch hier geht er eigene Wege. Unter pädagogiſcher Strenge verſteht er die Strenge der Konſequenz in der Behandlung

der zu Erziehenden, die er nur charaktervollen, gelassenen, stets ernstmilden Menschen anvertrauen will. Das Bild, das man in die Seele des Kindes legt, soll auf Goldgrund gemalt sein, auf dem goldenen Grunde des freundlichen Verkehrs mit dem Kinde, dem man die Heiterkeit der Kinderzeit gönnen und hüten muß. „Das ist wahr: rühren wird man Kinder mit den Beweisen unserer Liebe nicht, sie werden es ganz selbstverständlich finden, daß man sie gern hat, sie werden nicht dafür danken, nicht absichtlich dafür erkenntlich sein; aber es wird in ihnen eine Zuneigung großwachsen, die sie den Eltern sichert. Dafür, daß wir ihre Eltern sind, daß wir sie pflegen und nähren, dafür allein verdienen wir die unbegrenzte Verehrung nicht, die wir von unseren Kindern zu fordern pflegen und die das Gebot Gottes ihnen vorschreibt. Im Gegenteile, es könnte ihnen einfallen zu sagen: Habe ich denn auf diese Welt verlangt? Wie komme ich dazu, eure Süßigkeit mit einem verderblichen Leben, mit einem bitteren Sterben bezahlen zu müssen? Wir würden solche Fragen selbstverständlich mit drastischer Strenge beantworten, aber ein Anachronismus wären sie heute gerade nicht. Die unwandelbare Treue ist es, womit wir unsere Kinder verpflichten. Sie mögen hold sein und fröhlich wie Engel, oder häßlich, krank, verkommen, entartet, schlecht — wir sind mit ihnen. Alles wendet sich vielleicht von ihnen ab, und was an sie gebunden ist, das verachtet, verflucht, peinigt sie — wir allein, die Eltern, sind mit ihnen, schützen sie, entschuldigen sie, beweinen sie, lieben sie mit dem zerrissenen Herzen. Dafür, daß sie leben, sind wir ihnen schuldig geworden, und um diese Schuld abzutragen, hat uns die Natur den unerschöpflichen Fonds von Treue für sie ins Herz gelegt. Das ist nur recht und billig, und dieser naturnotwendigen Gerechtigkeit gibt das Kind die Ehre, indem es seine Eltern ehrt."

Rosegger, der Nietzsche nur obenhin kennt, wird kaum wissen, wie nahe er mit diesen Bemerkungen der tiefgründigen Weisheit der Zarathustradichtung des großen Unzeitgemäßen steht; man vergleiche Nietzsches Sprüche in dem Abschnitt: Von Kind und Ehe, und den Schluß des Kapitels: Im Lande der Bildung. „Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen? ... So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen. An meinen Kindern will ich es gutmachen, daß ich meiner Väter Kind bin."

Ein erkältender Zug der Aufklärung des Volkes, der Aufklärung um jeden Preis geht durch unsere Tage. Nicht früh genug meint man damit einsetzen zu sollen. Fort mit den Poesien vom entstehenden Menschen — verweise das fragende Kind auf den schwellenden Mutterleib und lüfte ihm das werdende Geheimnis seines Bruders, seiner Schwester; was soll ihm der Storch mit seiner nationalfarbigen Fabel? Fort mit den Märchen und Mythen; die biblische Religionsgeschichte weiche dem modernen Naturwissen, der Dichtung Schleier zerreiße — ob ihn auch die Hand der Wahrheit gewoben; Aufklärung über alles und für jeden! Rosegger hat diesen Unholden, die manches bauen und mehr zerstören, ein Wort gesagt, das sie sich in Gold einfassen sollten. Er beschreibt einen Spaziergang mit seinem ältesten Jungen. Der fünfjährige Sepp sieht eine Quelle, die aus einem Felsen rieselt. Natürlich fragt er: Warum? „Hätte ich ihm jetzt die Naturgeschichte der Bergquellen erzählen sollen?“ fragt der Vater und fährt fort: „Mein Kind“, sagte ich, „jetzt merke auf. Mit den Quellen ist es so. Da sind Wassergeister, und diese nehmen das Wasser unten in den Bächen und im großen Meere auf und tragen es gegen Himmel, und gießen es auf die Berge herab. Und tief im Berg drin sitzt eine Fee auf steinernem Thron, die zieht das Wasser mit einem Zauberstabe tief in die Erde hinein, und kühlt und reinigt es, und leitet es in Spalten zusammen, und läßt es da und dort wieder heraus ans Tageslicht rinnen. Das begriff der Kleine und war zufrieden. So belehrt man die Kinder, und so haben die größten Weisen der Welt, bis zu Moses hinauf, die Völker belehrt, da diese auch noch Kinder waren. Es wird eine Zeit sein, da wird mein Knabe von seinem Lehrbuche aufblicken und mich zur Rede stellen über meine Erklärung der Quelle. Und dann werde ich sagen müssen: Kind, meine Erklärung war ja richtig, nur die Namen lassen sich genauer angeben; die Wassergeister heißen: Nebel und Wolken, das Herabgießen heißt Regen, die Bergfee auf steinernem Throne heißt: Erdreich. Nun haben wir das bunte Mäntlein herabgerissen und die Wahrheit steht da — mutternackt. Derlei Bloßstellung dieser Welt soll man an Kindern nicht so früh als möglich, sondern so spät als möglich tun. Der Mann selbstverständlich muß in der nüchternen Klarheit stehen; aber er wird die Kindheit seines Kindes bewahren, solange er kann, weil er weiß, eine so schöne, eine so edle Zeit, als die Zeit des Märchenglaubens, kommt nicht mehr.“

Ergreifend sind die Aufzeichnungen eines Vaters an

seinen Sohn in diesem Bande. Todesgedanken der siebenziger Jahre haben sie ihm eingegeben. In Freiheit und Liebe begleitet er meditierend den Knaben durch seine Schul- und Studentenjahre bis an die Schwelle seines eigenen Hauses, um sich dort mit den verständigen Worten zu verabschieden: „Sind die Trauringe gewechselt, so haben meine Ratschläge aufzuhören; denn in die Ehe der Kinder haben sich Eltern resp. Schwiegereltern möglichst wenig einzumischen. Du wirst ein ganzer Mann sein, mein Bursche, und wirst selber wissen, was du zu tun und zu lassen hast.“ In der Einleitung steht der Wunsch: „Dein Vater möchte in dir fortleben auf dieser schönen Welt, möchte in dir ihre reinen Freuden genießen, aber auch in dir und deinen Kindern die große Arbeit und Aufgabe der Menschheit weiterführen und lösen.“ Der Sohn soll seiner Neigung folgen dürfen — „ich habe es mir ein Vergnügen sein lassen, manches Vergnügen zu entbehren und das dadurch Ersparte aufzuheben, um dir, wenn du Lust und Talent hast (besonders das letztere!), das Studium zu ermöglichen.“ Dem Studenten aber schreibt er das memento, nebst anderen Items: „Halte Gemeinschaft mit heiteren Kollegen, sei brüderlich; aber bleibe den Burschenschaften fern, die ihr Heil im Bierhumpen, in der langen Pfeife, in den weiten Stiefeln, im großen Hund und in der Mensur finden. Das sind armselige Dinge, das ist das studentische Philistertum, vor dem ich dich bewahrt wissen möchte.“ Er empfiehlt ihm das Sparen für Ferienreisen, bei denen er die Fußwanderungen im Gebirge obenanstellt — „die Natur hat deinen Vater oft so selig gemacht“ —, und warnt ihn vor aller Kannegießerei. „Bewahre dir die Liebe und Opferwilligkeit für dein Vaterland, aber lasse dich niemals begeistern von Kriegen und Eroberungszügen, dieselben mögen noch so betörende Motive und berückende Ziele vorschützen. Die Kriege sind ein verdammliches Übel; teile, mein liebes Kind, mit mir und Tausenden von denkenden Männern die feste Zuversicht, daß es möglich ist, die Kriege zwischen Kulturvölkern abzubringen. Auch läßt sich ein gebildeter Mensch ohne Zwang niemals in dogmatische Streitigkeiten ein. Im Verkehr mit Priestern sei höflich und berühre womöglich niemals religiöse Fragen, damit du nicht gezwungen bist, zu verletzen. Wirst du in dieser Sache selbst angegriffen, so weise mit ruhiger Entschiedenheit den Eingriff in dein Gewissen zurück.“

Sehr ernst gemeint ist eine Parabel: Der Elendstifter, die in dem Mitgliede vom Erlöserbund die verheerende Wirkung des Dog-

matismus zeigt, der aus lauter Korrektheit alle Menschen unglücklich macht, da ihm die Liebe mangelt. Stimmung atmet die Sage vom Kräutlein für den Tod mit dem Grundgedanken: opferfähige Liebe entsündigt sich selbst und erlöst den andern. Dem Leben nachgezeichnet scheint die flotte Studie vom Vagabundenfranz, einem fahrenden Sänger, der etwas gewaltsam zur ehelichen Häuslichkeit kuriert wird. Anderes bleibt unklar, wie: Das Lamm, oder ist zu unbedeutend für ein Buch, wie die löchrige Geschichte vom Wehrmann, der so edel ist. Der abschließende Teil bietet noch fünf Weltbetrachtungen: der Optimist und sein Versucher unterm Weihnachtsbaum, leider mit einem süßlichen Kalendergeschichtenschluß versehen; eine aufrichtige Predigt an seine Österreicher über ihre Manie, alles im Vaterlande schlecht zu machen und den Titeln nachzujagen („Das gnädige Fräulein Von"); Lebensgedanken eines sterbenden Greises, und nicht zuletzt: Reflexionen über das Thema: Wahrheit oder Glück. Rosegger ist, wir wissen es bereits, der Meinung, das Volk dürfe nur so weit aufgeklärt werden, als dabei sein Glück nicht in Frage gestellt sei. Er schickt den Wahrheitsfanatikern in bündigster Form seine Absagen; „die Wahrheit ist nicht der Zweck, sie ist das Mittel — der Zweck aller menschlichen materiellen und geistigen Bestrebungen ist und kann kein anderer sein, als das Glück. Erzieht ihr ein Volk von Philosophen — und man weiß ja, wie der gewöhnliche, auf halbem Bildungswege stehengebliebene Mann philosophiert — so verderbt ihr ein Volk von Arbeitern, Schöpfern, schlicht heitern Menschen." Das konkrete Wissen könne Allgemeingut werden; beim Suchen, Grübeln und Philosophieren jedoch, besonders wenn es ins Metaphysische hinüberspiele, habe das Volk nichts zu schaffen. Hat er eigentlich so bitter unrecht?! Wird nicht gerade in unseren Tagen, in Deutschland voran, auf dem Gebiete des Volksbildungswesens des Guten oft bedenklich zuviel getan? Niemand leugnet den redlichsten Willen; aber darf uns, die wir mit dem Herzen dabei sind, Rosegger nicht vor Illusionen warnen? „Es ist ja klar, daß die Bildung nicht im Wissen liegt, sondern in der geistigen Fähigkeit, sich in das Leben zu schicken, sich und anderen möglichst angenehm und nützlich zu sein, mit einem Worte, die Harmonie zwischen sich und der Welt herzustellen und zu erhalten. Und darin finden wir das Glück. Gelehrte Spekulationen haben damit gar nichts zu tun." Mit der Kraft des eigensinnigen Volksmannes erklärt Rosegger: „Die Menschen haben keine anderen Rücksichten,

als die gegen sich selbst; diese Welt, auf der wir denn einmal gut oder übel leben müssen, so schön als möglich zu machen, auch Ideale in dieselbe hineinzutragen, die den gleichen Zweck erfüllen, und im Lichte milder Schönheit aus der Bestie zu einem edlen Wesen zu reifen, das ist unsere Pflicht. Alles, was beunruhigend, verwirrend und zersetzend diesem Ziele entgegensteht, muß ferngehalten werden." Punktum! — So hat der Sonntag seine Seele und die Woche ihren Stern.

* * *

Im dritten Bande der gesammelten Schriften Roseggers in steirischer Mundart: Stoansteirisch findet sich eine liebenswürdige dramatische Szene: „Komödianten". Eine schmucke Dirne, der unerwartet eine Erbschaft zufällt, löst sich aus ihren dörflichen Verhältnissen, um in der Hauptstadt ihr Glück zu genießen. Der freundliche „Vetter", der sie bereitwillig nach Wien kutschiert, knöpft ihr das eine ihrer beiden Sparkassenbücher ab, ihre Geldtasche kommt ihr im Straßengewühl abhanden; hilflos, mittellos wird sie am Abend von einem Polizisten ins Asyl für Obdachlose gebracht. Als Küchenmädel des Schusters des Kammerdieners des Erzherzogs Karl wird ihre schöne Stimme entdeckt, sie lernt das Komödiespielen, imitiert die Wolter und die Gallmeyer, bis sie endlich, der falschen Menschen müde, sehnsüchtig in den Frieden der Natur wiederkehrt. Der Schimmelbauer, der ihr vor der Erbschaft seinen Buben nicht geben mochte, erzählt ihr von der schweren Krankheit seines Hansl, die seit ihrem Weggehen an ihm zehrt; sie erschrickt; der Bauer bittet: „Wanst amol ban unserm Freidhof (Friedhof) vorbeigehst, sa bet an Votrunser, fürn Hansl." Kathl schluchzt. Der Hansl pfeift im Strohschuppen. Der Schimmelbauer hat mit ihr Komödie gespielt — mit der Schimmelbäuerin —: „Du host's glernt, und ih kons a so." Das muntere ländliche Idyll trägt als Fußnote den Vermerk: „Auf Wunsch der Josephine Gallmeyer nach ihrer Idee verfaßt. Sollte im Jahre 1883 von ihr und dem Verfasser für einen wohltätigen Zweck gespielt werden, was durch den Tod der Künstlerin vereitelt worden ist." Dadurch bekommt der Einakter ein Relief. Anfang Dezember 1883 regte Josephine Gallmeyer bei dem Dichter den Gedanken zu dem witzigen Lustspiel an, in welchem er unwillkürlich einen Epilog gab auf das Leben der Schauspielerin. Rosegger hatte nicht den Mut, sich neben der Gall-

meyer hören zu laſſen. So hat die „feſche Pepi“, wie die Wiener ſie wohl gern nannten, den Einakter allein vorgetragen, kurz vor ihrem Tode. Roſegger tadelt die Wiener, die ſich nur von der Soubrette Gallmeyer entzücken ließen, ſo einzigartig die kecke, luſtig-leichtſinnige, goldherzige Pepi auch geweſen, und rühmt ihre Charakterrollen in den Volksdramen Anzengrubers, die ſie nach mancher Fahrt ihres unſteten Lebens in ihren letzten Jahren mit glücklichem Gelingen ſtudierte, wie die Horlacherlies im Gwiſſenswurm. „Einmal ſagte ſie mir, ihre beſten Rollen — die wirklichen Charakterrollen — ſpiele ſie nur für die Galerien. Die Herrſchaften im Parterre und in den Logen ſäßen hierbei auf ihren Händen, damit ſie nicht applaudieren müßten. Dieſer feinen Leute Beifall ſei nur zu haben, wenn ſie ein keckes Extempore mache, oder ihre Augen recht auf ſie hinauskugeln ließe, oder vollends, wenn ſie ein Bein etwas höher hebe als nötig. In den Provinzialſtädten reicht das wirklich kunſtſinnige Publikum — ich meine jenes naive, gemütswarme, das nicht der Schauſpieler, ſondern der Schauſpiele wegen ins Theater geht — noch bis tief ins Parterre herab. Wir Grazer haben die Gallmeyer angeſehen für das, was ſie war, für eine gottbegnadete Künſtlerin, und dafür war ſie uns dankbar wie ein gutes Kind.“

Die Religion im Konflikt mit Kirche und Kultur.

In zwei Romanen, die die Literaturgeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts zu ihren währenden Erzeugniſſen zählen wird, hat ſich Peter Roſegger mit dem alten Problem der Volksreligion beſchäftigt. Er ſieht ſie von zwei Seiten her bedroht: von der offiziellen Kirche, ſofern ſie in ihren Dogmen erſtarrt den elementaren Regungen der Volksſeele kein Verſtändnis entgegenbringt, ſondern herzlos auf ihrem Schein beſteht: „Das Pfund Fleiſch, das ich verlange, iſt teuer gekauft, iſt mein, und ich will's haben! Ich ſtehe hier um Recht — ein Eid, ein Eid, ich hab 'nen Eid im Himmel!“ und wiederum bedroht von der Kultur, die mit Titanenkraft prometheustrotzig vorwärts ſtürmt, die Erde ſich unterjochend und über der Erde des Himmels vergeſſend. Die beiden großen Romane, die ſich mit dieſen Zeitfragen poetiſch auseinanderſetzen, ſind Dichtungen der Sorge: Der Gottſucher und Das ewige Licht.

„Der Gottſucher“ (1883) iſt ein zeitloſer Kulturroman, dem irgendwelche Chronikaufzeichnungen zugrunde liegen; er behandelt das tiefſte Thema der Weltgeſchichte, den Konflikt zwiſchen Glauben und Unglauben. Vergeſſen wir nicht: in Peter Roſegger ſtecken nicht nur mehrere Unzen Paſtorenblut, ſondern der Mann kennt ſein Öſterreich des Konkordats (1855—70) mit dem wilden Volkshaß gegen pfäffiſche Überhebung und ſeelenloſen Mechanismus. Er hat die Menſchenſeele ſtudiert mit ihrer unausrottbaren Sehnſucht nach ewigen Kräften, nach dem milden Schleier des Kultus über der rauhen, nackten Erdenwirklichkeit. Beidem entſtieg die nagende Frage in der Dichterbruſt: Was wird aus einem Volk, dem der Frevel der Vertreter der Religion und Autorität in Prieſterrock und Hermelin den

Kirchenglauben aus dem Herzen reißt; was wird aus einfachen Naturen, denen das Kirchenschiff an dem Felsen der Tyrannei und der Empörung zerschellt, auf dem ungestümen Meer des Lebens? Die Antwort gibt ergreifend der Roman: ein Volk ohne positive Religion kann sich nicht behaupten. Hat es seine alte Religion verloren, unter der es groß gewachsen — durch eigene, durch fremde Schuld —, so bildet es sich selbst eine neue, und ob es darüber zugrunde ginge.

Am Fuß des Hochgebirges Trasank, umgeben von einem Reich von Wäldern, dem Ritscher, Birstling, Tärn, liegt ein weiter, dämmernder Thalkessel, die Trawies. Die Trawieser hängen am altüberlieferten Brauch des Ahnfeuers, indem sie alljährlich seit grauen Tagen, obwohl sie inzwischen katholische Christen geworden sind, das germanische Sonnenwendfest auf dem Johannesberg feiern — „Licht-Sonnenwend ist da! Der heilige Tag! Der goldene Tag! Wacht auf zum ersten Stundenschlag! — Erwachet, erwachet, und freut euch der Sonnen, ihr Brüder, und trinkt vom lebendigen Bronnen! Feuer und Licht hat Gott gemacht. Erwacht, erwacht!" Dem Pater Franziskus, einem herzlosen Pflichtpriester mit weltlichen Allüren und ohne jede Menschenkenntnis, ist dieser heidnische Brauch ein Dorn im Auge. Sein Verbot des Sonnenfestes trifft die Waldgemeinde ins Herz. „So lang als ein Funke des Lebens in mir ist, so lang lass' ich den Funken des Ahnfeuers nicht ausgehen! Aus dem ehrwürdigen Ahnfeuer, das in meiner Hut ist, sollen sie zur Stunde, wann ich in die Ewigkeit muß, meine Sterbekerze anzünden", erklärt der ehrwürdige Feuerwart Gallo Weißbucher. Sie umgehen die Kirchenregel mit List und feiern; der getäuschte, pflichtvergessene Pfarrer tritt drohend, höhnend unter sie; seine Büttel verwunden den jungen Erlefried, das einzige Kind des Schreiners Wahnfred vom Gestade, durch einen Schuß. Eine Beschwerdeschrift der Gemeinde an die Behörden, den Pater abzuberufen, wird ohne Prüfung abgelehnt. Die Wut gegen den Verhaßten, der sie drückt und schindet, kocht über. In der Rabenkirche, einer wilden Felshöhle, fassen die Abgesandten der ganzen Gegend den verzweifelten Plan, ihren Pfarrer zu ermorden; der Eidschwur verbindet des großen Gottes freigeborene Kinder zum unheimlichen Tun. Das Los der Felsurne trifft Wahnfred, der eine Mischung von hünenhafter Kraft und kindlicher Zartheit ist, von tiefsinnigen Gedankengängen und überquellender Gefühlswärme. Der stille Schwärmer geht schaudernd ans

blutige Werk. Zwar quält ihn das göttliche Gebot des Katechismus; er bezwingt sich auf der Jagd, ja er pflegt den pestkranken, abscheulichen Pfarrer, der dem Tod geweiht ist; dann läßt sich's nicht mehr hinziehen. „Als im vierten Tag im Advent ist das Gedächtnis der heiligen Jungfrau Barbara; sie ist von den Heiden gemartert und enthauptet worden, sie gehört zu den vierzehn Nothelfern und ist die Schutzpatronin für Sterbende — das ist die Rechte, sie wird ihm beistehen und seine Seele nehmen." Von Wahnfreds Axt getroffen stürzt Franziskus nach beendigter Seelenmesse sterbend auf die Altarstufen.

Ein furchtbares Gericht bricht über die Gemeinde herein. Wie ein Mann steht Trawies für Wahnfred ein — hat er doch als ihr Vormann gehandelt. Sein treues Weib birgt der Bart vom Tärn, der Mörder wird ins Hochgebirg geflüchtet; sein Haus geht in Flammen auf. Doch das Gericht ist hart wie der Fels. Gallo Weißbucher faßt das Recht der Naturkinder in den Aufschrei zusammen: „Was bei uns geschehen ist, das — hohes Gericht — bist du selber schuld. Wir haben dich gebeten, den Mann, der nicht für uns war, von uns zu nehmen. Du hast uns zu Hohn den Bescheid durch ihn selbst erteilt. Wir zu Trawies sind freie Bauern gewesen seit alters her, und lieber, denn wir der Willkür Knechte sind, gehen wir zugrunde. Er hat uns getreten und geschmäht, er hat uns die alten Rechte an Wald und Weide verweigert, er hat unsere Ernten nicht geschont, er hat unsere altehrwürdigen Sitten verletzt. War's aus Trotz, aus Bequemlichkeit, aus Feindseligkeit. Manchem hat er das Sakrament vorenthalten und die Wegzehrung auf dem Totenbette. Macht auf die Augen! An diesen Wänden steht seine Lebensgeschichte geschrieben: Hirschgeweihe, Hundspeitschen und Eberzähne, Schlagringe und beim Donnerer! — noch vollgespickte Weidtaschen! Wo sonst das Ziborium hing, baumelt jetzt der Hirschfänger. Wo sonst das Evangelium lag, findet ihr die Spielkarten. Und der war uns zum Vorbild gestellt! Mit diesem Menschen hätten wir leben und sterben sollen!! Gebt uns einen gerechten Herrn, gebt uns einen Priester, wir sind redliche Untertanen und gute Christen. Laßt uns frei sein, und wir werden treu sein, — aber das, was geschehen ist, bereuen wir nicht!" — Dann wird nach wilden Tumulten in der geschändeten Kirche das Urteil gefällt: Die Männer der Gemeinde ziehen aus dem Altarkelch ihr Geschick; zwölf unter ihnen, die die schwarzen Körner zwischen den weißen gefaßt, werden an der

Stätte des Mordes hingerichtet. Interdikt und Acht folgen; von der wilden Dreiwand verkündet der fanatiſche Pater Dominikus den geiſtlichen und weltlichen Fluch; der Friede iſt von der Gemeinde gewichen, als er ſie „frei“ ſpricht „gleich dem Vogel in der Luft und dem Wolf im Walde“. Der Schutz der dreieinigen Gottheit verſinkt mit den drei ziſchend verlöſchenden Fackeln im Abgrund. Die kirchlichen Symbole werden feierlich fortgeführt und auf der Grenzhöhe der Flammenring gezogen, der die unglückliche Gemeinde dem Verderben preisgibt. Das war „der Irrtum“.

„Die Gottloſen“ ſchildert das zweite Buch. Wahnfred hat nach unſäglicher Mühe ſein Aſyl erreicht, die wilde Klauſe am Donnerſtein, in der er die phantaſtiſchen Aufzeichnungen ſeines unglücklichen Vorgängers findet; die gott- und weltverlaſſenen Trawieſer aber verwildern in erſchreckendem Maß zur Anarchie. Da tritt, nachdem ihn Not und Liebe zu ſeinem dahinſiechenden Weibe zurückgeführt haben, der er eben noch die treuen Augen zudrücken kann, Wahnfred unter die Rotte. Das Scheidewort ſeiner Lebensgefährtin iſt ſein Leitſtern: „Du mußt noch auf Erden bleiben, mußt bleiben, daß du wieder kannſt löſchen, was du haſt getan. Nur nicht verzagen darfſt. Der Kirchenbann ſoll dich nicht irren; nur den Fluch auf deiner Hand mußt du löſchen. Ich weiß wohl, du haſt den Schwur getan und haſt keinen ſchlechten Willen gehabt. Du biſt gut, mein Wahnfred, du wirſt dich wieder erlöſen. Nur mußt du nicht vergeſſen, daß du es unſerm Erlefried ſagſt: was böſe iſt, das bleibt aller Tage böſe, und wenn es der Menſch auch des Guten wegen tut, es bleibt aller Tage böſe.“ Sie aber bereichern die alte Urſel, die ihnen den Schnaps brennt, und treiben alle Schande und Laſter. Der Schreiner wird das Oberhaupt dieſer Räuberhorde. Der Schwergeprüfte will büßen und gut machen. Vergeblich ſucht er ſie zu Arbeit und Ordnung anzuhalten; ſie ſind der Feldarbeit entwöhnt, hilflos und zuchtlos. Der alte Feuerwart, den ſie aus ſeinem Hauſe gejagt haben, hütet fern im Walde die heilige Flamme und ſpinnt eigene Gedankenfäden, bis er das müde Haupt unter der Pflege ſeiner Tochter Sela zum Schlummer legt. Wahnfred, vor dem ſie kriechen, ohne ihm zu folgen, wird der Gottſucher der Gemeinde, die ſich ſelbſt vernichtet; er hat unter aller Verrohung und Zerrüttung ihren religiöſen Drang erkannt, er wird ſie der zürnenden Gottheit wieder zuführen — doch nein: die Bande, die ihn an die Satzungen der Vorfahren knüpfen, will er zerreißen; durch ſie geleitet, hat er

seinen Landsleuten die Religion getötet; einen neuen Gott muß er ihnen suchen! So wogt's ihm durch Kopf und Brust. Der herrliche Tärn stirbt ab, und der bigotte Roderich geht seinem dunklen Handwerk nach mit der Diebesleuchte aus Kreuzotterfett und Jungfrauenhaar, und die Trawieser verprügeln gegenseitig ihre unbändigen Weiber; selbst Erlefried, der Sela liebt, läßt sich verleiten, sich dem Teufel zu verschreiben, um in den Venusberg zu gelangen — Wahnfred aber sinnt und grübelt in seiner einsamen Hütte auf dem Johannesberg. „Die Erlösung" naht.

Türkeneinfälle und eine verheerende Seuche haben die Bewohner des verfemten Ortes grausam dezimiert. Mit unheimlichem Glanz im Auge tritt Wahnfred unter den Rest, der um das reinigende Feuer her kauert, und verkündet ihnen im Prophetenton: „Ich bringe euch die Gnade Gottes! Leute zu Trawies, ich habe Gott gefunden, ich gebe ihn euch wieder zurück. Es ist der alte liebende und schreckliche Gott. Er hat euch aufgeweckt in der Morgensonne, er hat euch geschlagen im Wetterblitz. In der Sternennacht hat er euch zugeschaut, von den Ampeln des Altars hat er euch angelacht. Als euch die Mächtigen verstoßen, hat er euch umarmt im Flammenring und er hat seinen Tempel gebaut im Tärn. Ihr drängt euch jetzt um ihn und wißt, daß sein warmer Atemhauch euch beschützt. Er ist überall, auch wo sie ihn hassen, er zuckt aus den Wolken und springt aus dem Stein, er bricht das Eis auf dem Trasank, er weckt die Blumen der Waldwiese vom Tode auf. Er ist der ewige Schöpfer, Ernährer und Zerstörer. Er ist die Kraft und das Licht. Er steht vor euch in seinem Glanze, das Feuer ist der sichtbare Gott!" Das rauscht wie Frühlingssturm in die eingewinterten Herzen. Wirklich zieht Ordnung und Arbeitsamkeit in die verpesteten Hütten. Wahnfred ist der Herr der Gemeinde; aber der fromme Fanatismus, den er in den Leuten entzündet, ist für ihn selbst zum Wahnsinn geworden. Er ruft sie auf, dem neuen Feuergott einen Tempel zu errichten auf dem Berge. Die Urwaldstämme fügen sich unter den kräftigen Schlägen zum ragenden Bau. Zur Einweihung am Sonnwendtag vereinigt der Gottsucher die ganze Gemeinde — bis auf das junge liebende Paar, das sich nach Erlefrieds Irrfahrten zu trautem Bunde zusammenschließt — in dem festen Tempel, und bringt mittels des Ahnfeuers sich und die schuldbefleckte Schar der Gottheit im Flammenkuß als lebendiges Opfer dar. „Sie werden sagen, wir sind wahnsinnig geworden, aber sie werden nicht sagen können, wir wären

in der Finsternis untergegangen. Wir haben erkannt, daß wir das Böse sind, und haben uns vertilgt. Das ist unser Sieg."

Dieser phantastische Roman, der in die graue Vergangenheit zurückführt und uns doch unmittelbar ans Herz greift, ist ein interessantes Seitenstück zu Adolf Wilbrandts „Meister von Palmyra": dort indische Volksgedanken von Seelenwanderung, erhoben zu religionsphilosophischer Reflexion über die fortschreitende Läuterung und Vollendung des Menschentums, also die Religion des Urchristentums im Bunde mit dem Buddhismus; hier parsistische Vorstellungen von der Feuergottheit verschmolzen mit einem volkstümlichen Katholizismus. Der Palmyraner wie der Germane bekennen sich zur Naturreligion; jener bewahrt sie als der Väter heilig Erbe, das ihm keine Neuerung verdrängt, dieser findet sie als Surrogat für den verlorenen Kirchenglauben auf dem Grunde seiner suchenden Seele. „Der Gottsucher" ist eine steirische Dorfgeschichte; aber es spiegelt sich darin die Welt. Alle Irrungen, Geschicke und Schmerzen, die aus dem Konflikt zwischen Glauben und Wahnglauben entstehen können und tausendfach entstanden sind, seit die Welt steht, finden hier ihren plastischen Ausdruck. Kein Zweifel: das Werk hat Schwächen. Die finstere Episode von Roderich dem Stromer und der geraubten Bertha hängt nur lose in der Handlung und war zu entbehren, mindestens zu mildern; Roseggers Vorliebe für betrachtendes Verweilen, für reflektierendes Atemholen tritt zuweilen störend und die Straffheit der Komposition gefährdend hervor. Doch wie verschwindet das hinter den leuchtenden Vorzügen des Romanes! Andeutend nur weise ich hin auf die reizenden Kinderszenen zwischen Erlefried und Sela, auf das Idyll: der Bart dem Sohne seines unglücklichen Freundes Schneemänner bauend und so im kindlichen Spiel dem Verhängnis entgehend; auf das lebensvolle Porträt des Galgenstrickes Baumhackel, der im Tod seinen Mitmenschen die erste Freude bereitet, und auf die Fülle greifbarer Bauerntypen: der heroische Sandnantel, Ulli der Köhler, der Rockenpaul und sein famoser Knecht Simon samt dessen Dirndel, der dunkle Ehrenmann Freiwild, der Schummelzenz, der Stoßnickel, bis herab zum verblödeten dreiköpfigen Osel. Mit jedem dieser Kohlenbrenner, Holzer, Bauernknechte, Wilderer, Bergknappen, Kräutersammler verbindet uns fortan ein besonderes Band. Das stilistisch Größte am Roman sind unstreitig die Naturschilderungen! Man muß die Gewitter im Ritscherwald, in dem der flüchtige Wahnfred den Tod zu finden wünscht, lesend

miterleben, mitdurchbeben, oder den Tärn durch Wurmfraß und Waldbrand zugrunde gehen ſehen, um dieſe wunderbare Fähigkeit Roſeggers zu würdigen, der mit jeder Faſer ſeiner Seele mit dem Wald von Kind auf innigſt verwachſen iſt.

Ich ſetze eine Stelle aus dem Kapitel hierher vom Tärnwald, der langſam abſtarb. „Der Tärn war wie ein gotiſcher Bau gegen den Rundbogenſtil der Laubwälder draußen im Lande. Der Tärn war eine dröhnende Orgel im Gegenſatze zu den ſäuſelnden Büſchen der Niederungen; der Sturm zog daran den Blaſebalg. Der Tärn war die Nacht, andere Wälder waren die Dämmerung. Der Tärn beſtand zumeiſt aus Fichten, die nicht von Menſchen gepflanzt worden waren, die in wilder Zucht dem Samen ihrer Väter entſproſſen auf der braunen Erde ſtanden. Seit Menſchengedenken und -ſagen hatten die Hochwaldungen des Tärn geſtanden; Stürme, Schneebrüche, Waldbrände und Holzfäller vermochten dieſem Wald nicht viel anzuhaben; alljährlich ſchlüpften die roten Kätzchen und die braunen Zäpfchen hervor aus dem Gezweige, wehte der Fruchtſtaub durch das harzige Geäſte, flogen die beſchwingten Samen nieder in das Moos der Gabelzähne und des Widerthrons, und zwiſchen den Wurzeln der alten keimten junge und die morſchenden Stücke wurden Wiegen für neue Stämme; hoch oben neben den geknickten Kronen wuchſen friſche Wipfelchen, und aus jeder Wunde quoll urkräftig neues Leben.

Mancher vom Sturme hingeworfene Baum, deſſen filzige Wurzelſcheibe hoch gegen Himmel ſtand, grünte eine Weile noch fort auf ſeiner Bahre und wollte nicht eher verſterben, als bis er aus ſeinem bemooſten Körper neue Sprößlinge in heller Jugendfriſche erſtehen ſah. Andere freilich gingen zugrunde an der Fruchtbarkeit ihres eigenen Bodens, ſie wurden harzlos, herzlos, kernfaul. Wieder andere Bäume hier waren übermütig und ſtanden auf Stelzen, als wollten ſie hoch über die Nachbarn hinausblicken in die weite Welt. Auf alten Stöcken waren ſie gewachſen, und als die Stöcke in eitel Erde zergangen waren, da fehlte ihnen der Boden unter den Füßen und ſie ſtanden wie auf geſpannten Klauen, und unter dem Wurzelgeflechte durch verfolgte das Wieſel die Eidechſe und der Wolf den Fuchs.

Der Schmarotzer gab es im Tärn übergenug. Der Fichtenblattſauger ſtach in die zarten Zweige, daß ſie Auswüchſe bekamen; der Kreuzſchnabel biß die Blütenzäpfchen ab, das Eichhörnchen tat

dasſelbe; der Rüſſelkäfer zernagte die Rinden junger Sprößlinge, und ein Falter war, der ſich in dunklen Habit hüllte, ein gleißendes Tier, die Nonne geheißen, der fraß die grünen Nadeln, daß die Bäume lungenſüchtig wurden; der Kieferſpinner fraß in beiſpielloſem Heißhunger das Genadel der Föhren auf. Der Kieferſpinner war ein gefährlicher Feind und gab, um auch die kommende Generation mit Unheil zu verſorgen, gern ſeine unzähligen Eier in die Stämme ab. Da kam aber die Schlupfweſpe und legte ihre Eier in die Raupen der Kieferſpinner. Wohl gedieh die Schmetterlingsraupe trotz des nagenden Wurmes im Innern bis zur Puppe, dann war's ein Schmetterlingsleib mit einer Weſpenſeele, der Leib ſank bald der Erde zu, die junge Schlupfweſpe aber flog luſtig empor über die Wipfel der Bäume und die Kiefer war erlöſt von ihrem Feinde.

Wohl gab es Beſtände, die von Holzern hingeworfen wurden. Aber da kam der unſichtbare Säemann, tauchte ſeine Hand in die Samen und wehte, ſtreute ſie hin über die kahle Lände. So ſäet der Wind. Und der Tärn ſtand und wucherte in ſtrotzender Kraft auf ſeinem Granitgrunde fort. Bäume waren darunter mit vielen hundert Jahren an Alter, mit vielen hundert Fuß an Höhe, zwei Männer vermochten nicht, ſie zu umſpannen." Dieſer herrliche alte Wald erliegt den Unwettern, dem Borkenkäfer und der Ungepflegtheit ſeines Beſtandes.

*

Anders orientiert iſt *Das ewige Licht*, ein Roman in Tagebuchform (1897), ein umſtrittenes Werk des Dichters. Es wird hell bewundert und heißt bekämpft — ja einer, der Miſſionstheoretiker Dr. Grundemann, hat die Verwegenheit gehabt, das angeblich unvollſtändige Werk durch eine ſelbſtverfertigte Tendenzelei ergänzen zu wollen —, als ob ſich die Schöpfung eines dichteriſchen Genius wie ein unfertiger Rock durch einen anderen ergänzen ließe! Es handelt ſich um *die Gefahren, die der Religion aus der modernen Kultur erwachſen*. Ein ſozial angehauchter, eifriger junger Kaplan wird durch Verſetzung in eine abgelegene Gebirgsgemeinde unſchädlich gemacht. Hier — in St. Maria im Torwald, wo man im Juli Schneewaſſer trinken kann, bei ſeinen 707 Almern, Kleinbauern und Holzleuten mag er ſich austoben! Es läßt ſich zuerſt gut an: die Leutchen inmitten ihrer Gletſcher im weltabgeſchnittenen Hochtal leben einfach und zufrieden dahin; ſie produzieren was ſie brauchen und ſehen wenig Geld. Ihnen wird der treffliche Wolfgang Wieſer

ein hingebender, religiös warmer, milder Seelenführer, der mit seiner Gemeinde Leid und Freude teilt. Da bricht die moderne Welt über das Bergidyll herein. Waghalsige Bergfexe und kecke Touristen bringen in ihren Kräuterbüchsen die Großstadtluft mit. Dem treuen Pfarrer wird das Herz schwer über den neuen Kurhäusern und eleganten Alpenhotels. Dann kauft Baron von Jark, ein jüdischer Kapitalist, der sich taufen läßt, nach und nach die ganze Gegend auf und läßt nach Kohlen, Erz und Eisen graben, legt Ziegeleien und Hochöfen an, läßt Holzwolle fabrizieren, Glas blasen usw.; Fabriken entstehen, und über der Arbeit in Schachten und Stollen verarmt und verkommt die Bevölkerung. Die freien Bauern, die einst den Felsenpaß zu ihren Höhen gegen die Türken und noch einmal gegen die Franzosen siegreich gehalten, erliegen dem Geist der neuen Zeit Mann für Mann! Vergebens warnt der treue Eckart, der Schmied Simon Eschgartner als Gemeindevorstand; er fällt als Opfer seines zähen Widerstandes gegen das hereinbrechende Unheil. Tödliche Angst ergreift den zuerst harmlosen Pfarrer, er seufzt: „Es ist als ob eine Seelenseuche läge über aller Welt, als ob das Sonnenlicht vergiftet wäre, das sonst so voller Segen und Gnade niedergeleuchtet hat aufs grüne Waldtal.“ Die dunkeln Wolken verfinstern seine Seele; er kann die Religion nicht mehr wie vordem pflegen und pflanzen in die von der Kultur angefressenen Menschenherzen, die ihm anvertraut sind. Sie gehen erst wirtschaftlich und damit im engen Konnex auch religiös-sittlich zugrunde. Die Kirche sieht diesem Ruin ruhig zu und weiß auf Wiesers flehende Bitte an seinen Bischof nur mit ihrer traurigen Jesuitenmission zu antworten, deren verheerender Wirkung Rosegger schon in seiner Novelle „Die Mission zu Falkenbach“ *) das vernichtende Urteil gesprochen hat — dieweil Lungenkraft und Bigotterie noch kein Beweis des Geistes sind. Wieser, dessen Amtsvorgänger durch ein schreckliches Beichtgeheimnis wahnsinnig geworden ist, stirbt am gebrochenen Herzen; auf seinem Grabkreuz hat man eine hängende Ampel eingemeißelt und die Worte angebracht: „Die Liebe ist das ewige Licht.“

Diese erschütternde Dichtung, welche der Unverstand des Protestanten durch einen rührsamen „friedlichen Ausgang“ zu entstellen wagte, ist eine fast hoffnungslose Klage über den Verfall der Religion durch die gegenwärtige Übermacht der Gesamtkultur. In dem Werk

*) Siehe Seite 95.

lebt sehr viel bitterer Ernst, ja ein dunkler, schwerer Pessimismus; eine schonungslose Anklage ergeht gegen die pfäffische Hierarchie der katholischen Kirche, der Rosegger angehört — daß der Protestantismus ebenso mitgemeint ist, sieht jeder, der ehrlich ist, ohne Lupe. Vergegenwärtigen wir uns die geschilderten Typen! Da ist der Klerus; vertreten durch S. Eminenz den Bischof, einen nicht unedlen Durchschnittsmenschen, der die Dinge laufen läßt, aber auf Autorität hält gegen die Allmutter Kirche und der zur Stärkung seines moralischen Selbstgefühls von Zeit zu Zeit Hirtenbriefe verfaßt gegen Freimaurertum und Liberalismus. Da ist der Abt des Priesterseminars Alpenzell, ein feister, zynischer Epikuräer, der mit seinen Mönchen dem Jagen und Kegelschieben nicht abgeneigt ist. Diese gutmütigen, oberflächlichen Gesellen — bald werden sie reif sein für den Kadavergehorsam ihres Kirchendienstes und vielleicht dem Hilfsgeistlichen gleichen, der während der Predigt heimlich Zwetschgenbranntwein trinkt und bei der Messe schnupft, den der Kneipenwirt gelegentlich als letzten Gast und lockeren Vogel auf die Straße setzt. Simon Eschgartner ist ein herzerfrischender Naturmensch mit warmem Herzen und stets hilfsbereiter Hand. Er ist der letzte Wall gegen die verderbliche Flut; treu erklingt sein mahnendes: „Wir können uns allein helfen, ihr habt es gesehen! Ihr wißt, wie es die Tannen und Fichten machen in unseren Wäldern, damit ihnen nicht fremdes Strauch- und Struppwerk unter die Füße kommt und das Mark aussaugt — was tun sie? Zusammen stehen sie. Ihre Häupter und Kronen halten sie so eng aneinander, daß nicht Sonne und nicht Luft durch kann und die fremden Anzüchtlinge zu ihren Füßen verkommen müssen. Passet auf, was geschieht, wenn die Waldbäume aufklärungssüchtig werden und viel Licht niederlassen auf die Gründe! Die Schmarotzerpflanzen werden stark, die Bäume werden dürr! Der Mensch soll's nicht dümmer machen wie das Holz. Zusammenstehen!“ Doch seine kernhafte Frömmigkeit vom alten Schlage vermag dem Verderben nicht wirksam zu steuern. Stillzufrieden lebt der blutarme Steinfranzel in seinem Katnerhäusel, bis ihn das schwere Leid um den Sohn niederwuchtet; er hat ein sonnig Gemüt und singt und betet sich seine Sorgen fort. Es kommen die religiösen Heuchler: der abgehauste krumb Christel, der täglich die Gnadenbilder abhumpelt und sich für eine brillante Erwerbung für den Himmel hält, in jedem Mitmenschen aber mit diabolischem Behagen den Teufelsbraten wittert — bis ihn der Pater Chrysostomus so sehr aus allen

Sätteln wirft, daß er verzweifelt zum Strick greift. Ein seltsamer Heiliger ist der Mesner Karl Groß, pflichttreu und gottlos; er will „dem Volke" die Religion erhalten wissen, die er für sich nicht braucht; ihn hat die Konfession mit dem täglichen Zeremoniell der kirchlichen Riten um die Religion gebracht.

Weitere Typen liefert die Familie des Ritter von Jark. Das Oberhaupt, der Großindustrielle Isidor, hat seine Loge in der Kirche und schüttet sich aus in frommen Schenkungen, ist aber beim jähen Tod seines Lieblingssohnes Hermann untröstlich, und beim Haberfeldtreiben der Bauern und der tollen Streikversammlung in der Eisenschmiede knickt der Mancherstermann jämmerlich zusammen. Seine Frau ist ein verkommenes, aber prüdes Weib in Seide; der Jüngste, Joseph, dagegen eine überaus sympathische Nathangestalt, ein edler Jude, der die Verbrechen des Vaters an der Gemeinde mit großen Opfern wieder gut zu machen strebt und die arme Ottilie des Steinfranzel, die beim Pfarrer erzogen worden ist, zu seiner Lebensgefährtin erwählt; edles, hochgebildetes Judentum und schlichtester Katholizismus in schöner Harmonie! Ein schlimmer Gesell ist der Holz-Hoissel, der zehn Mädchen verführt, sich dann aber kasteit und absolvieren läßt zu neuer Schandtat — „ich bin ein schlechter Mensch, und was nicht recht ist, das tu' ich fleißig beichten". Als Einsiedler und Küster bei der Wallfahrtskapelle stiehlt er fleißig, um die Mutter Gottes festlich zu schmücken und zu beleuchten. Er ist ein Lump von Profession und befindet sich dank des Beicht- und Messeinstituts recht wohl dabei. Zwei ernstgesinnte Pfarrer gehen an ihm zugrunde. Nicht weit von ihm hält der Heistelpeter, ein verwahrloster Vagabund, das verhätschelte Kind einer Dienstmagd. Er endet am Galgen, nachdem die Kirche dem plötzlich Reuigen schnell noch den Himmel zugesagt. Der schopenhauerisch-buddhistisch angehauchte aufgeklärte Schichtenschreiber Augustini schwärmt für Abschaffung Gottes und für Nirwana, bis ihn ein Betriebsunglück zum Krüppel schlägt; er hält dann gute Freundschaft mit dem verrückt gewordenen verkannten Genie, dem Komponisten und Kantor Michael Kornstock, der sein eigenes Denkmal, das man dem Verschollenen errichtet, instand hält und auf die goldene Zukunft hofft. Ich nenne die drei bemerkenswertesten Typen unseres Romanes: zunächst den Hirtner Rolf, der Sohn des Schmiedes, der dem Priesterseminar entflieht und in schwärmerischen urchristlichen Anwandlungen anachoretisch dahindämmert, Sonnenkult auf der Grießelalm treibt und

aus Bibel und Buddha ſich ſeine eigene Religion zuſammenbraut, mit der er Pfarrer und Patres gleichmäßig in die Enge treibt; ein lieber, wunderlicher Kauz, den der Pfarrer für den einzigen wahren Chriſten in ſeiner Gemeinde hält, wiewohl er auf dem Kirchwege nie eine Schuhſohle zerreißt. „Wenn du ſchon glaubſt, das ewige Licht im Walde zu finden, ſo kehr wieder heim in deinen Wald. Heim, ſag' ich, mein Rolf, denn manchmal iſt mir ums Herz — als müßt' ich auch mit dir! wollt' ich hinzuſetzen. Anſtatt daß dieſer junge Menſch ſeines Pfarrers Fährte und Troſt bedarf, möcht' ſchier der Pfarrer ihm folgen." Sein Widerſpiel iſt Luzian Stolzenbacher, Steinfranzels begabter Sohn, der in dunklem chriſtlich-ſozialem Drange, des rechten Wegs ſich nicht bewußt, aus dem unbehaglichen Prieſterſeminar in die Welt hinaus ſtürmt. Er wird ſozialdemokratiſcher Wanderredner, treibt ſich viel herum und endet nach reichlicher Enttäuſchung im Nebel. Endlich noch einmal der Pfarrer ſelbſt, der ſo überzeugend ſagt: „Das Evangelium Chriſti, in ſeiner urſprünglichen, lebendigen Art kann nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden; es iſt der Kern unſerer Religion, der Katechismus iſt nur die Schale"; und wiederum: „Wir wären göttlicher, wenn wir menſchlicher ſein wollten." Vergeblich hat er ſein Ideal geſucht in der Tonſur; weder in der Nähe der Mitra noch im Kreiſe der Tiara hat er es gefunden — im Gegenteil: „Da predigen wir immer Chriſtentum! Chriſtentum! Und wenn daraufhin wirklich einmal einer Chriſt wird, iſt der Staatsverbrecher fertig." So kämpft und ringt er auf einſamem Poſten; denn „wie öde ſind die Feſte im Menſchenleben ohne Weihe des Ewigen! Der Kultus des Ewigen hebt uns hinaus über den einen ſchalen Tag, bringt uns in Gemeinſchaft mit aller Vergangenheit nud Zukunft, bringt uns zur Menſchheit und zu Gott, macht uns ſelig in der Ahnung einer unendlichen Erhabenheit und einer unendlichen Schönheit." Aber ob die Religion wirklich auch beſſert oder nur glücklich macht —? Oder iſt vielleicht der Glückliche auch der Beſſere!? Geſpenſterhaft ſpukt's um ihn von Fragen und Anklagen — „es geht über meine Kräfte. Ich trage das Siegel Gottes zum Gericht. So ſchwank iſt kein Schifflein wie das meine, ſo ſtürmiſch kein Meer wie das meine." Er will einen ſozialpolitiſchen Verein gründen — man lacht ihn aus und plündert ihn aus, und die Behörde maßregelt ihn. Von Liebe und Verinnerlichung iſt nun keine Rede mehr. Die Wölfe ſind dem Hirten in die Herde gebrochen. Mild bringt ihn die hereinbrechende Nacht zur ewigen Ruh'.

Ziehen wir die Summa: Die Religion ist der modernen Kultur erlegen! Trawies geht zugrunde, weil ihm die Kirche die Religion entzieht und die neue phantastische Religion sie verzehrt; die Gemeinde im Torwald löst sich auf, als moderne Ausbeutung und Aufklärung ihr die religiösen Ideale des Väterglaubens aus der Brust reißt! So richtete Peter Rosegger durch beide Werke die Mahnung an das scheidende Jahrhundert, der er in einem bedeutsamen „Gespräch über Religion“*) den Ausdruck lieh: „Der ganze, herztiefe Mensch begnügt sich nicht mit diesem irdischen Jahrmarkte; der Mensch ist etwas Großes, alles erdenkliche Erdenglück ist ihm nichtig und alles Erdenunglück, das er ertragen muß, erträgt er nur, weil er weiß, es reinigt, stärkt, veredelt ihn auf dem Wege zur Vollkommenheit. Er will höher hinaus, als alle Weltmacht und aller Menschenwitz ihn heben können, er will eine Größe und Unendlichkeit erlangen, die er sich mit seinen endlichen Verstandsorganen gar nicht vorstellen kann. Aber ich habe gesehen, daß mit der Religion mancherlei Mißbräuche getrieben werden und der Glaube zum Aberglauben gemacht wird. Solche Erscheinungen geißle ich mit Spott und Zorn und werde das tun, solange ich lebe und mir die christliche Religion als das Höchste gilt, was der Mensch auf Erden hat.“

* * *

Im Mai 1885 bereitete die Stadt Graz ihrem berühmten Bürger eine ehrenvolle Überraschung, indem sie die Statue von Hans Brandstetter: Waldlilie, im Grazer Stadtpark aufstellen ließ. Der Künstler hat die Idee zu seinem Werk aus Roseggers „Waldschulmeister“ geschöpft. Eine überlebensgroße Bronzefigur der Mädchengestalt, der ein Reh zutraulich aus der Schürze die Wiesenblumen frißt, auf einem Granitsockel, der die Worte trägt: Roseggers Dichtung, Brandstetters Werk. Das Ganze umgeben von Moossteinen mit Alpenpflanzen; ein Wässerchen belebt den Vordergrund, den Hintergrund bildet eine halbkreisförmig gepflanzte Gruppe von Waldbäumen. Brandstetters schöne Bronzestatue — die wir hier abbilden — stand; Robert Hamerling konnte es sich nicht verkneifen, den unsterblich gewordenen Freund mit seinem Denkmal bei Lebzeiten zu necken — „Sie gehen jetzt wohl recht fleißig im Stadtpark spazieren?“ Darauf Rosegger: „Gar nicht kann ich das mehr! Soll ich an der Wald-

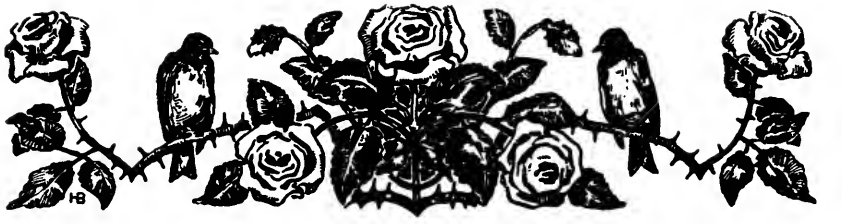
*) Allerlei Menschliches, 114.

lilie vorübergehen und mich von den Leuten anſchauen laſſen? Und den Beſcheidenen ſpielen, oder den Stolzen? Ich habe mir die Statue noch gar nicht ordentlich anſehen können, es ſtehen immer Leute dort, und vor dieſen ſozuſagen meine eigene Denkſäule zu bewundern — es geht nicht.“ Und weiſe ſetzte der Reifere hinzu: „Man wird Sie von nun an haſſen, weil Sie im Stadtpark Ihr Denkmal haben. Auszeichnungen bei Lebzeiten ſind immer gefährlich; ſtatt die Achtung vor dem Ausgezeichneten, erwecken ſie den Neid. Ich höre, daß Brandſtetter als Seitenſtück zur Waldlilie meine Kora aus der Aſpaſia bilden und im Stadtpark aufſtellen laſſen will; der talentvolle Künſtler würde ſeine Sache ſehr gut machen, aber ich bitte Sie, als Freund das unter allen Umſtänden zu verhindern.“

Wie es ſich aber von ſelbſt verſteht, fuhr unſerem Poeten die Freude in die flinke Feder, der „wilde“ Dialektgeſang: Waldlilie gibt davon Zeugnis.*) Er betrachtet das Monument —

. . . . Du kimſt ma, wan ih long ſchau, ollaweil bekonta fir,
Uh Jeſſas, hiaz ken ih's erſt, biſt jo vawondt mit mir!
Na woaßt ſelm in Winkelſteg, mittn in Schnee,
Wiaſt durchbrochn biſt und wiaſt gfundn hoſt d' Reh?
Oh Dirndl, dazähl, wia 's dein Vadan und Muadan geht,
Und mei liabs Winkelſteg, ſog, ob's noh ſteht.
Und hiaz — o du mei! — was ſ' dan do wieda hobn!
Gottsheili, mein Nom hobn ſ' in Marbelſtoan grobn!
Gonz aus is's! D' Leut ſchaun da, na wiar ih mih ſchom!
In Marbelſtoan grobn hobn ſ' mein Nom!
Do kunt oana dena frei hoffirti wern,
Däs Lob und de Ehrn! Na ih nahmad's jo gern,
Wan ih wiſſad, daß ih üba Johr und Stund
Mein Nom ah da Steiermork einmarbeln kunt.
Noch hunert Johrn jo, won ih ſchaun kunt gehn! —
Da heindigi Tog, der ghört freilih mein,
Ob's die heindigi Nocht wul ah noh wird ſein?
Na, däs is a Frog.
Und weil ih nit woaß, ob ih 'n morgign Tog
Noh eppa daleb, ſo donk ih enk, Leut,
Scha heind für die ſtoaner (ſteinerne) Unſterblikeit.

*) Zither und Hackbrett, 391 ff.



Ungehaltene Reden.

Peter Roſegger iſt ein leidenſchaftlicher Feuilletoniſt. Jedes Zeitereignis, jede Erſcheinung der Kultur oder Unkultur in ſeiner nächſten Heimat und in der weiten Welt drückt ihm fordernd, bittend die Feder in die Hand: ſage den Vielen, was ich dir bin, damit du es dir ſelbſt geſagt habeſt! Die Jugendſehnſucht Roſeggers, ein Kanzelredner und Seelſorger zu werden, hat in den zahlloſen politiſchen, literariſchen, kulturkritiſchen Ausſprachen ihre reichliche Auslöſung gefunden, wenn auch außerhalb des Schattens der Kirche. Oft war es dem Dichter gegeben, als ein freiheitlicher Anwalt ſeines Volkes das löſende Wort zu prägen in dem Streit der Geiſter und weithallende Wirkung zu üben. Nicht immer. Der heiße Wunſch des Herzens, der Entwickelung die perſönlich für richtig gehaltene Bahn zu weiſen, verführt gern zu einſeitiger Beurteilung der tatſächlichen Bedingungen und zu ungerechter Anordnung von Schatten und Licht. In drei Bänden hat Roſegger die wichtigſten ſeiner geſchriebenen Volksreden aus der Fülle des Materials der Heimgarten-Jahrgänge zuſammengeordnet; ſie ergeben ein intereſſantes Bild des Feuilletoniſten Roſegger. Nirgendwo ſtehen ſo unvermittelt in ſeinen Schriften der geiſtreiche Einfall, die tiefe Einſicht und die maßloſe Übertreibung — zuweilen auch die ausgewachſene Schrulle friedlich nebeneinander.

Bergpredigten nennen ſich die erſten drei Dutzend ungehaltener Reden, die Roſegger als vierzigjähriger Mann veröffentlichte (1885). Er fühlt ſich auf der Höhe der Zeit, als ein Reformator will er zur Umkehr rufen. Geſchichten und Beiſpiele will er reden laſſen, alte und neue Wahrheiten und Anſchauungen verdichten; das Gewiſſen der Gegenwart ſoll zu uns ſprechen. Aber

warum „Bergpredigten“? Sie seien, bemerkt das redselige Titelblatt, „gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel, zu Schimpf und Spott unseren Feinden, den Schwächen, Lastern und Irrtümern der Kultur gewidmet“. Ich vermisse die Seligpreisungen, mit denen der Meister von Nazareth seine wunderbare Bergrede begann. Hier hat der zornige Mönch, ein Savonarola redivivus, das Wort zur bitteren Anklage. Der Florentiner bleibt unter dem Nazarener, so heldenhaft er auch das Schwert gürtet und einherzieht, der Wahrheit zugute. Mir will der Titel zu anmaßend erscheinen; neben Jesu Bergpredigt soll man nicht Bergpredigten stellen. Ein „Kanzelspruch“ leitet sie etwas kapuzinerhaft ein. Der tue ihm die größte Schmach an, der ihm die Feinde abspreche; „so kläglich arm, zu haben keinen Feind!“ An jedem Haß der Schlechten sich zu laben, sei seine Lust: sie alle sollen, müssen ihm Krieg erklären. Dem Zwingherrn ruft er sein: Ich kann mein Bändiger schon selber sein! selbstherrlich zu, und dem Pfaffen bedeutet er keck:

Der Pfaffe ist mein Feind. Denn meinen Gott,
Ich nahm ihn anders, als mir er ihn bot!

In sechs Zeilen gibt er sein Programm:

Ich hasse keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdensohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falsche, was da baut
An diesem Leid, ich hass' es tief und laut.
Denn was ich will: die Menschheit neu
Verjüngt zu sehn, und sich getreu.

So haßt und liebt der Bergprediger. Und trotzig, wie Reformatoren sind, setzt er alles auf eine Karte:

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
Wo sind sie, die dich lieben? — sag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Ersatz ihm, die mich hassen,
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff', er wird es gelten lassen.

Er geißelt die Unbeständigkeit der Menschen, ihre Abneigung gegen das, was sie wollen. Sie lassen sich treiben; — „die allermeisten Individuen sind wie Ungeheuer, die man in Spiritus aufbewahrt; ihr Spiritus ist der Zeitgeist, der bisweilen aus dem Weingeist oder aus dem Biergeist destilliert wird und in welchem sie lärmend und keuchend, aber des weiteren träge und plump dahinrinnen“. Er glaubt an den allmählichen Sieg der Arbeit und der

Humanität, er verurteilt den Krieg, den Unglauben, er ruft zu dem großen Sinn auf, der nach der Sonnenuhr nicht mit der eigenen Laterne sehe und sagt das starke Wort: „Die Gottheit grollt den Feigen und sie kann nur versöhnt werden, wenn wir ihr kühn das Göttliche vom Busen reißen.“ Es klingt wie heller Posaunenton: „Was strebt ihr die allgemeine Wehrpflicht an und nicht lieber den Frieden? Was wollt ihr dem Bettler Almosen geben und nicht lieber trachten, die Armut abzuschaffen? Was begehrt ihr die Freiheit der Person, wenn ihr die Völker voneinander bannt? Was sprechet ihr von der Bekämpfung des persönlichen Egoismus, wenn ein Volk das andere einschränken und übervorteilen darf, aus dem einen Grund, weil es das stärkere ist? Was schwätzet ihr von der Freiheit des Gewissens, wenn ihr die Vorurteile der Stände, der Konfessionen, der Nationen nicht aufheben wollt? Was seid ihr so herb gegen den hungernden Vagabunden, der nicht Arbeit findet, und so untertänig gegen das große Parasitentum der Gesellschaft, das nicht arbeiten will?“ Eltern und Lehrer, Heimat, Vaterland und Menschheit seien die Stufen an der Himmelsleiter; „wer auf der letzten dieser Stufen angelangt ist, den schließt Gott in seine Arme“. Beherzigenswert sind die Mahnungen, die Vaterlandsliebe nicht in Äußerlichkeit zu setzen, sondern im Wesen zu bewähren. Das Christentum hat in dem Gebirgsbauer den altdeutschen Heiden so wenig auszurotten vermocht, als etwa eine fremde Herrschaft und Sprache die Sitten seiner Vorfahren an ihm ersticken würde. „Jene Herren, die vor wenigen Jahren noch bestrebt waren, den Bauer von seinem konservativen Standpunkte zu befreien und zur modernen Kultur zu erheben, müssen es schon heute einsehen, daß gerade das konservative Element im Volke der verläßlichste Halt des Deutschtums ist.“ Aber für Stadt und Land sei die Hauptgefahr die moralische Entdeutschung; „bei euch, ihr guten Leute, ist die Phrase heimisch geworden und die Frivolität — Dinge, die mit dem deutschen Geiste nichts gemein haben. Ein Volk, das darauf ausgeht, mit solchen, oder auch materiellen Mitteln die Welt zu beherrschen, könnte mir nicht imponieren. Ich weiß kein Volk, das so sehr den Menschen stellte, als das deutsche in seiner Herzensanlage. Und so war immer mein Denken, daß es als Träger der Menschlichkeit — die in ihrer reinen Wesenheit mit politischen Grenzen- und Rassenfragen nichts zu tun haben kann — dereinst die Weltmission erfüllen soll.“ National sein heißt für ihn: praktische Ausübung der angeborenen und an-

ererbten guten Eigenſchaften der eigenen Volkgenoſſenſchaft. Wenn er aber die Reinigung der deutſchen Sprache von den Fremdwörtern ſo ſtark betont, daß z. B. das Orcheſter im Theater durch den „Spielleutplatz“ erſetzt werden ſoll, die Loge durch die Zelle (!), das Parterre durch den „Stehboden“ und der Kaſſierer an der Kaſſe durch den Säckelwart im Kartenamt — ſo wird man nicht nur in Öſterreich, das ſich ja an fremden Brocken beſonders gütlich tut, darüber lächeln. Blinder Eifer ſchadet. Der Bergprediger kommt zu dem umfänglichen Kapitel: „von dem, warum die Deutſchen ſaufen“. „Nichts fehlt dem deutſchen Land, um ſo ſchön wie Italien zu ſein, als das Räuſchchen. Nichts fehlt den Deutſchen, um ſo vergeiſtigt wie die Franzoſen zu ſein, als das Räuſchchen. Aber ſie dürfen es nicht auslöſchen laſſen, es iſt das heilige Opferfeuer, das täglich ſein Öl braucht; es iſt das Wagenrad, das täglich eingefettet werden muß; es iſt die Mühle, die ihr Naß bedarf Tag für Tag, um zu klappern und zu mahlen, mit einem Wort, es ſind die Deutſchen, die ſich aus Traum und Trägheit herausgetrunken haben, die ihre Konkurrenz mit den leichtblütigeren Nachbarn nur beſtehen, ihre weltgeſchichtliche Bedeutung nur behaupten können, wenn ſie trinken. Und darum trinken ſie immer noch eins.“ Er leitet das Trinkgefäß der Deutſchen, den Becher, ſprachlich ab von Bach und von den Bächen, die aus ihm in die Gurgel rinnen; er ſchreibt das zornige Wort hin: „Wenn heute ein neuer Hermann aufſtünde, mit der heiligen Abſicht, das deutſche Volk wiederherzuſtellen, zu kräftigen, groß zu machen, die Auerochſenhörner dürfte er nicht mehr hervorſuchen, im gegorenen Met der Gerſte dürfte er Germaniens Heil nicht erblicken. Ein Volk, das ſeinen Göttern Blutopfer bringt, kann im Aufſteigen ſein; ein Volk, das ſeinen Idealen durch Trinkopfer nahekommen will, iſt ein anarchiſtiſches, ein nihiliſtiſches Volk, es erſtrebt den eigenen Untergang. Ein neuer Hermann der Deutſchen müßte hohe Preiſe ſtiften auf rationelle Züchtung der Hopfenlaus und der Reblaus, bis die betreffenden Pflanzen ganz und gar vom Erdboden vertilgt wären. Ein neuer Hermann müßte gleich am erſten Tage ſeiner Führerſchaft alle Branntweinbrenner durch das Schwert hinrichten laſſen, der Strick könnte reißen. Der neue Hermann müßte jeden Burſchen, der über Durſt klagt und ein Sauflied grölt, auf die Bank legen und mit einem hübſch zähen Buchſtaben ihm auf die Sitzſeite ſchreiben laſſen: „Lump, wenn du Durſt haſt, ſo trink Waſſer!“ Wer es gut meint mit ſich und ſeinem Volk, der muß ihm in der Sache zuſtimmen angeſichts der Verheerungen,

die der Alkohol anrichtet; natürlich ist seine Forderung, das Gesetz solle jede nicht medizinisch notwendige Erzeugung geistiger Getränke verbieten, eine Übertreibung, die dem ehrlichen Zorn entsprungen ist. In einem Aufsatz, den er den Deutschen auf den Stammtisch schreibt, da sie kein Stammbuch hätten, findet er die geistreiche Bemerkung: „Der ewige Jude ist nur als Sohn der enthaltsamen Semiten denkbar. Ein ewiger Deutscher wäre undenkbar. Der Deutsche, wenn er sonst nicht sterben könnte, tränke sich zu Tode. Mich wundert nur, daß bisher kein deutscher Antisemit noch auf den Argwohn verfallen ist, der mosaische Mythenjude Noah habe das Alkoholgetränk nur erfunden, um damit andere Völker, besonders die Deutschen, zugrunde zu richten. Das ließe sich ja so hübsch sagen, wenn man nicht selber so gerne süffe!“

Rosegger moniert die bettelhaft zustande kommenden Ausstattungsbälle der österreichischen Studenten und schüttet unfruchtbare allgemeine Klagen aus über die angebliche Charakterlosigkeit der städtischen Jugenderziehung, mit dem Refrain: „Das ist auf dem Lande doch anders!“ Anders ist noch nicht besser ... Doch hat er recht, wenn er gegen die schädlichen Kindertheater protestiert. Einen Freibrief stellt er den Künstlern aus, zu deren Gunsten er für Fachbildung eintritt, damit nicht eine künstlerische Anlage scheitere an den Schulforderungen mit ihrer nivellierenden Allseitigkeit. „Die Quelle alles künstlerischen Könnens und das Hauptmerkmal des Künstlers ist die Naivität. Wie der Künstler die Welt unmittelbar in sich aufnimmt, so gibt auch er sich selbst unmittelbar ihr hin.“ Und wiederum: „Das Vielwissen macht alt. Der Künstler soll jung bleiben und mit leichtem Ränzlein und hellen Augen durch das Leben wandern. Der Künstler bedarf Formen nötiger, als Formeln; sein Haupt ist keine Bibliothek, sondern ein Bildersaal; seine Schule ist das Leben, seine Werkstatt ist das Leben, seine Werke gehören dem Leben.“ Dagegen finde ich seine Ausbrüche gegen die hochmütige Katheder-weisheit herzlich oberflächlich. Charakteristisch für Rosegger ist das Wort: „Des Menschen Wissen ist groß und weit geworden wie das Meer. Aber auf dem Meere kann man verdursten. Nur die Quelle labt und stärkt uns, das Ursprüngliche, die Natur. Die geistreichsten Theorien sind mir nichts als Züge auf dem Schachbrett des menschlichen Gehirnes, die herrlichsten Experimente sind mir nichts als Kinderspielerein, wenn sie uns innerlich nicht reicher und zufriedener machen.“ Niemand stört ihm seinen Frieden. Er macht sich lustig über die

ſtarre Buchſtäbelei der Geſetzesauslegung bei den Gerichten. Er zieht zu Felde gegen den Größenwahn, das Protzen- und Verſchwendertum, er beklagt die Kümmerlichkeit des Kleinbauernſtandes, und warnt die Volksſchullehrer: „Nicht über jeden aufgeweckten Jungen ſagen: Bauer, dein Sohn hat Talent, der ſoll was Beſſeres werden als Bauer! Der Bauernſtand iſt gut genug, wahrhaftig, und bedarf kluger Köpfe. Es wird bald kein Stadtkopf mehr zu finden ſein, der geſcheit genug wäre, um bei den heutigen Zuſtänden eine Landwirtſchaft emporzubringen. Da heißt es: Der Bauer ſoll in der Volksſchule ſo viel lernen, daß er in der Welt fortkommt. Ich ſage, er ſoll ſo viel lernen, daß er dableibt. Wenn die Schule auf dem Dorfe die Leute ihrem urſprünglichen Berufe entfremdet, dann iſt ſie ſchlecht.“ In Schutz nimmt Roſegger die bäuerlichen Dienſtboten, das Elend der „Einleger“, die in den Häuſern der Gemeinde reiheum, je eine Woche oder zwei verpflegt werden müſſen, ſchonungslos beleuchtend. In ſeiner Anklage über die Waldverwüſtung ſagt der Prediger witzig: „Auch wir Schriftſteller tragen Schuld an unſerem wahnwitzigen Waldkonſum, weil wir ſo viel ſchreiben, daß ſelbſt die Lumpen nicht mehr ausreichen und Papier aus Holz gemacht werden muß. Seit aber die Amerikaner anfangen, aus Gras Papier zu machen, und wir uns vielleicht wieder den Blättern des alten Papyros nähern, kann ſich der Schreiber aus dem Spiele ziehen und im Namen der Natur- und Volkswirtſchaft die Schindknechte zeichnen, die den Bergen die Haut abziehen.“ Tröſtliches weiß er über die Kunſt zu Hauſe zu bleiben, gegenüber der Sucht zu reiſen. Übertreibungsſucht, Wortheldentum und — Preſſe bedenkt der Verfaſſer mit ſtacheliger Rede; ſein Reſümee gegenüber den „literariſchen Organen“ lautet: „Wohl lange nicht jeder iſt Schriftſteller, der ſchreibt, und nicht jeder ſchreibt, der Dichter iſt. Wie ſoll er ſich genügen und Einfluß nehmen auf ſein Volk, wenn das Beſte, was er zu ſagen hat, kein Organ und kein Verſtändnis findet! Der franzöſiſche Schriftſteller von Talent hat die Nation hinter ſich, er iſt der Bannerträger ihrer Ideale, er findet Mut und Wege, das Höchſte wie das Niedrigſte zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und bei uns? Das Niedrigſte findet freilich auch bei uns Organe. Alles andere erklärt man für unfruchtbaren Idealismus.“ Wie wenig ſolch Urteil in dieſer Allgemeinheit zutrifft, liegt auf der Hand. In der Judenfrage nimmt Roſegger einen vermittelnden Standort ein; er erklärt: „‚Steht Ihr bei den Antiſemiten oder bei den Philoſemiten?‘

Ich ſtehe zwiſchen beiden — in der Mitte, wo der Mittler zu ſtehen hat, der die Hände beider Parteien ineinander legen will. ‚Die unſeren in die des Juden?‘ Sei kein Phariſäer!“ Unverſtändlich jedoch bleibt, wie der Savonarola der Bergpredigten in der Groteske, die das Hirn des Volks für ein Jahr von der Zeit an den Teufel gegen Sorgloſigkeit verpachten läßt, ſorglos Eduard von Hartmanns „Philoſophie des Unbewußten“, dieſe geniale Leiſtung des bedeutendſten lebenden Denkers, als Symptom des Verfalls unſerer Zeit anführen konnte; auch die Geſellſchaft des flachen Buches des vulgären Materialiſten Büchner: Kraft und Stoff iſt für den großen Philoſophen keine ehrenvolle. Kennte Roſegger ein einziges Werk Hartmanns gründlich, ſo wäre dies ſchiefe Urteil unterblieben.

Die Troſtloſigkeit der Großſtädte und ihrer Leichenſtätten beklagt der Verfaſſer, die ſinnige Anregung einflechtend angeſichts der Maſſenkirchhöfe für die Armen: „Ich bin ein krauſer Kopf, hätte ich bei der Anlage dieſes Leichenfeldes was mitzureden gehabt, es wäre ſo einfach nicht abgegangen. Ich hätte nebſt den Ziffern und Zahlen für jeden Weg, für jede Gruppe auch noch Namen haben müſſen, die irgendeinen ſinnigen Begriff, eine freundliche oder erhebende Vorſtellung bewirken könnten, daß der Friedhof an Poetiſchem und Idealem wenigſtens den Gaſſen der Stadt, den Bergmannsörtlichkeiten, der Eiſenbahn nicht nachſtehe. Wie iſt's da im Leben? Dieſe Gaſſe heißt Schillergaſſe, dieſer Schacht heißt Barbaraſchacht, dieſes Schiff heißt Neptun, dieſe Lokomotive heißt Admont oder Auſſee. Warum ſollen nicht auch die Gaſſen und Gruppen auf dem Leichenfelde ihre ſinnigen Namen haben, durch welche ſie im Gedächtniſſe des Volkes haften bleiben? Wie freundlich klänge es: Er ruht in der Gruppe zum Frieden Gottes. Wie lieblich hörte es ſich: Sie ruht in der Abteilung Roſengarten. Wie erhebend: Das Grab iſt in der Gruppe der acht Seligkeiten. Wie ſinnig wären Gruppen mit der Bezeichnung: Oſtermorgen, Treue, Wiederſehen uſw.“ Sei ihm der Hartmann über dieſer Friedhofspoeſie verziehen! In einer zweiten Predigt von den Toten, die gegen den Gräberkultus gerichtet iſt — Roſegger beſchreibt die Allerſeelenbilder in den großen Städten —, ſteht der tiefe Gedanke: „Der Friedhof iſt ein Tempel und jedes Grab ein Opferaltar, auf welchem wir den Toten abbittend oder verzeihend opfern. Denn quitt iſt — wenn das Auge bricht — Soll und Haben ſelten. Hat der Lebende gut, ſo iſt er meiſt gerne bereit,

zu ſtreichen und fühlt dabei im brennenden Herzen eine Kühlung wie von Palmenfächeln in der Wüſte. Hat jedoch der Tote gut, dann ſtürmt der Lebende oftmals den Katafalk und das Grab und weint und ſchreit, und wirft all ſeine Liebe hin — die ſo lange vergrabene — aber ſie prallt vom Sargdeckel ab, und alle Brücken ſind zerbrochen. Herrenlos zittert die Liebe in der Träne, duftet in der Blume, ſchimmert im Kerzenlicht, und dem ſie vermeint iſt, der nimmt ſie nicht mehr an. So kommt ſie zurück in das Gemüt des Lebenden und wird eine unſtillbare Pein, wenn ſie der Träger nicht noch einmal aussendet, aber anſtatt dem Toten, den Lebendigen zu."

Über das Zuſtrömen der Landbevölkerung in die Städte ſagt der Kenner des Landlebens ernſte Wahrheiten. „Das Zuſtrömen der Bevölkerung in die Stadt hat zum Teile ſeinen Grund im Niedergange des Bauernſtandes, in der ſchlechten Verſorgung der bäuerlichen Dienſtboten, aber auch zum großen Teile in einer wunderlichen Geiſteskrankheit unſerer Zeit — im Größenwahn. Dieſe Krankheit packt den Bauer, wie ſie den Städter packt. Früher war es der Stolz des Mannes, das, was er war, ganz zu ſein; heute will er mehr ſein — und wird weniger. Es iſt wahr, man tut alles mögliche, dem Bauer das Leben ſauer zu machen. Dem Bauer drängt's vor allem, ſich aufzuſchwingen, daß er mitreden könne, dort, wo man Geſetze macht. Dieſes Streben iſt ein durchaus berechtigtes und tüchtiges. Seinen Stand muß der Mann zu heben ſuchen, nicht aber aus demſelben hinaustrachten. Es iſt wahr, der Haus- und Erbgeſeſſene hat heute nicht mehr die Bedeutung wie einſt, und ſo ſteht der Jungbauer nicht an, ſein Haus und Hof zu verkaufen und in die Welt hinauszuwandern, in die Fabriken, wo es Geld gibt, in die Städte, wo man „Herr" werden kann. Solche machen ſich heimatlos, ſie machen ihre Kinder heimatlos, ſie berauben ihren Stamm um die Wurzel, ſie zerſtreuen ſich in den Weiten, verkommen und vergehen." Der Dichter von „Jakob der Letzte" ſteht vor uns. Doch kennt er auch die angenehme Seite des Verkehrs zwiſchen Land und Stadt in dem Idyll der ländlichen Sommerfriſche, die nicht zuletzt dem Bauern zugute kommt. Unverſöhnliche Fehde ſagt er an den „Schund- und Schandbüchern" im Volke, nicht weniger grimmig ſpottet er über die Geſchmackloſigkeit in den katholiſchen Dorfkirchen — die proteſtantiſchen werden ihnen darin nicht viel nachgeben. Eine der wertvollſten unter den Bergpredigten iſt Roſeggers berühmter Aufruf zur Pflege des alten Volksliedes in den Städten.

„Ich meine und wünsche eine Pflegestätte des alten deutschen Volksliedes, jenes Volksliedes, von dem man weder Dichter noch Komponisten kennt. Das besteht nicht allein etwa aus Liebes-, Schützen- und Almliedern; es hat auch die Standeslieder, Bauern-, Burschen-, Soldatenlieder; es hat die Wanderlieder, Fest- und Totenlieder; es hat die Romanzen und Balladen, die Krippenlieder, Marienlieder und überhaupt das geistliche Lied, welches an Weise und Text einen Schatz von Naivität, Gemüt und Stimmung enthält. Wo finden wir diese stets interessanten, teils herrlichen Gesänge? In der Stadt nicht, in unseren Gesangvereinen nicht. In guten Volksliedersammlungen haben wir sie allerdings gedruckt, aber ohne Noten. Diese Lieder taugen aber nicht zum Lesen wie ein Goethesches oder Heinesches Gedicht — sie sind im Singen entstanden und zum Singen da. Weit muß man hinausdringen in die Dörfer und intimer in die Hütten hinein, will man einmal ein solches Lied hören und aus dem natürlichen Vortrag seine Schönheit genießen. Dort müßte man den Schatz auch heben, zum Texte die Arie aufschreiben und den Leuten ablernen, wie gesungen wird. In solchen Sachen kann der Gelehrte von der Einfalt lernen.“ Roseggers Anregung bleibt, auch nachdem manches zu ihrer Verwirklichung geschehen ist, dauernd ernster Beachtung wert. Aus dem letzten Abschnitt: Saatkörner hebe ich die guten Bemerkungen heraus:

Es muß in der Welt ein unendlicher Fonds des Guten und Tüchtigen vorhanden sein, daß sie trotz alles Bösen und Niederträchtigen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

*

Die Lüge kam zur Wahrheit: „Liebe Wahrheit, borge mir eine Maske!“

„Ich habe keine Maske“, sprach die Wahrheit.

Die Lüge ging zur Täuschung und bat sie um ihre Maske.

„Ich brauche sie selber“, sagte die Täuschung.

Nun ging die Lüge ratlos zu ihrem Vater, dem Teufel, und flehte: „Vater, verschaffe mir eine Maske, sonst kann ich nicht bestehen.“

„Gut, mein Kind, du sollst sie haben“, sagte der Teufel und erfand die Phrase.

*

Ich möchte es nicht nachsagen, daß das Weib weniger Verstand habe, als der Mann; es hat im Gehirn dasselbe Kapital, als

er, nur besteht es in lauter kleinen Münzen, während der Mann seinen Schatz oft nicht gewechselt hat und nicht immer herausgeben kann. Es gibt Gegenden, in denen man mit einem Tausender im Sacke verhungern müßte, weil ihn niemand zu wechseln vermag. Es gibt Menschen, die mit einem Schatze von Intelligenz und Weisheit für Einfaltspinsel gehalten werden können, weil ihre geistigen Reichtümer kompakt sind und von Schwächlingen nicht aufgefaßt werden. Frauen kann das nicht geschehen, weil sie für den täglichen Verkehr stets das nötige Kleingeld zur Hand haben.

*

Die größte Auszeichnung läßt die Natur dem angedeihen, den sie mit dem Blitze tötet. Sie erhebt ihn in den Adelsstand des Lichtes. Nach dem Naturgesetz der Elektrizität fliegt der Blitz nur solchen zu, in denen er die Bedingungen vorfindet, sich zu ersetzen und auszugleichen, also die mit ihm sympathisieren.

* *
*

Das Buch erregte sogleich bei seinem Erscheinen viel Mißfallen; Hamerling äußerte zu dem Verfasser auf dessen Befragen: „Man wird Ihnen das Buch bald wieder verziehen haben. Sie mögen tun, was Sie wollen, werden immer der liebenswürdige Volksdichter bleiben. Hätte nur ich die Bergpredigten geschrieben, mir würfen sie die Fenster ein.“ Und noch eingehender gab er sein Urteil dahin ab: „Ich habe es zweimal gelesen, zuerst im „Heimgarten“ und nun in der Buchausgabe. Was den Inhalt der Bergpredigten anbelangt, möchte ich jedes Wort verantworten. Sie wissen ja, daß wir in allen ethischen Fragen gleicher Meinung sind; weniger vielleicht befreunde ich mich hier und da mit der Form. Es macht mir den Eindruck, als ob Sie Ihre Gedanken manchmal nicht in Zucht zu halten vermöchten, so daß sie gerne ein bißchen wirr durcheinanderlaufen. Da es schon Predigten sein sollen, so hätten Sie vielleicht ganz gut einem Dorfpfarrer bei seiner Predigt die Art abhorchen können, wie man einen Stoff einteilt.“ Das war deutlich, in aller Freundschaft.

Allein es kam ernster, als der Freund es sich gedacht. Die Antisemiten Österreichs, von dem Bergprediger wegen ihrer wüsten Hetzereien ins Herz getroffen, machten gegen ihn mobil. Ein Haberfeldtreiben wurde inszeniert. Eine Weile ignorierte Rosegger die

öffentlichen und anonymen Angriffe und Verdächtigungen, das ärgerte sie und man stellte ihm eine Falle. Infolge einer ihn beschimpfenden Postkarte mit gefälschter Namensunterschrift schrieb er eine Antwort, durch welche einer der Verdächtiger sich beleidigt fühlte. Man forderte Rosegger, während sie die Verleumdungen versteckt und offen fortsetzten, zu einem Duell, „damit die Angelegenheit ritterlich ausgetragen werde". Hamerling schreibt dem körperlich und seelisch Leidenden: „Man kann sich nichts ‚Ritterlicheres' denken, als die Kaltblütigkeit, mit welcher dieser ritterliche Herr bereit ist, sich mit einer geladenen Pistole vor den kranken Dichter R. hinzustellen und ihm, wenn's glückt, eine Kugel in den Leib zu jagen ... Es ist ein Zeichen der im Parteileben überhandnehmenden Gemütsroheit ... Die rein menschliche Sympathie ist auf Ihrer Seite, lieber Freund. Ich kann nach allen meinen Wahrnehmungen nur wiederholen, daß Sie die Sympathie aller menschlich Denkenden für sich haben, und daß Ihre Feinde Ihnen nichts anhängen können als eine Märtyrerkrone. Wer solche Dinge gegen Sie vorzubringen fähig ist, wie daß Sie Ihres ‚Judenzeitungsruhmes' wegen die Juden nicht scharf genug angreifen, und daß Sie ‚von jüdischem Schachergeiste angekränkelt', deshalb ‚tief gesunken' sind, der kann Ihnen Ihre Ehre nicht rauben, folglich auch nicht zurückgeben." Damit hat er jener Sippe die Satisfaktionsfähigkeit abgesprochen. Ende September 1885 schrieb Hamerling noch einmal in der Sache: „Die Geschichte Ihrer Leiden seit Monaten ist ein interessanter Beitrag zur Leidensgeschichte der Deutschen in Österreich. Ich hörte seither nur von Mißhandlungen der Deutschen durch die Tschechen, nun sieht man, wie Deutsche von Deutschen behandelt werden. Aber nun dürfen Sie erst recht nicht verzagen. Nun sage ich: Wenn Deutsche so handeln (wie Ihre Gegner), so rufe ich mit Thumelikus: ‚Ich bin kein Deutscher, will kein Deutscher sein!' Und wenn das deutsch gehandelt ist, so ist's besser, daß wir tschechisch werden. Ich kaufe mir morgen eine böhmische Grammatik."

Durch die Güte des Herrn Professors Hans Brandstetter in Graz bin ich in der Lage, hier einen bisher noch nicht veröffentlichten Brief von Robert Hamerling mitzuteilen, den dieser in Graz am 26. Oktober 1885 an Brandstetter geschrieben hat. Hamerling teilt dem Fragesteller die gerichtliche Verurteilung Roseggers mit wegen Beleidigung zu — 5 fl. Strafe! Das interessante Schriftstück lautet:

„Sehr geehrter Herr und Freund!

Mit wahrer Freude und beſtem Dank nehme ich Kenntnis von Ihren neueſten freundlichen Mitteilungen. Meine herzliche Teilnahme bleibt dem immer Tätigen, raſtlos Strebſamen und dem erfreulichen Fortgange ſeiner Arbeiten, ſeiner Erfolge geſichert. Was unſeren Roſegger betrifft, ſo hat man Sie nicht falſch berichtet; die proſaiſche Tatſache iſt nicht ungeſchehen zu machen, daß er wegen der auf einer Korreſpondenzkarte ausgeſprochenen, als ehrenrührig befundenen Vermutung vom Bezirksgerichte in Kindberg zu 5 fl. Strafe verurteilt worden iſt. Indeſſen hat ſein Verteidiger Dr. Kosjek die Berufung beim Kreisgerichte in Leoben angemeldet und es iſt von dorther die endgültige Entſcheidung zu erwarten. Vorläufig ſieht ſich Roſegger einer Kleinigkeit, einer bloßen Unvorſichtigkeit halber verurteilt, während ſeine Ankläger und Gegner, die ſeine Ehre in wirklich roher und frecher Weiſe öffentlich angriffen, ihn geradezu als beſtochen von den Juden, als „tief geſunken“ und dergleichen hinſtellten, ſtraflos ausgehen, da Roſegger mit Recht Bedenken trägt, durch gerichtliche Schritte die Verfolgungswut der Partei, deſſen Werkzeug Herr W. geweſen, noch mehr gegen ſich aufzuſtacheln. Das Schlimmſte dabei iſt, daß Roſegger in weiteren Kreiſen ſeiner Landsleute bei der Abwehr der gegen ihn gerichteten Angriffe nicht die Unterſtützung, das Mitleid und die Teilnahme gefunden hat, worauf der edle Sohn der Steiermark, der ſeinem Heimatländchen weithin zu einer für dasſelbe noch recht ſeltenen Ehre verholfen hat, Anſpruch erheben durfte. Mich ſelbſt hat es bei meinen Geſundheitszuſtänden ſchwer aufgeregt, Roſegger ſo empfindlich leiden zu ſehen. Wenige wiſſen, wie ich, wie tief ihn dieſe Vorgänge ins Herz getroffen haben. Meine Mutter erwidert Ihren Gruß aufs beſte, und ich bin, wie immer

Ihr warm ergebener

Robert Hamerling.“

Graz, 26. Oktober 1885.

Die Erregung über dieſe Angriffe zittert nach in der Novelle: Die Chriſtveſper, die Roſegger um jene Zeit ſchrieb*). Die mißhandelten Juden der Stadt Idunberg beſchließen furchtbare Rache an ihren Peinigern; ſie wollen die berüchtigte ſizilianiſche Veſper (1282) wiederholen, die Chriſten ſollen in der Kirche während der Weihnachtsveſper zugrunde gerichtet werden mit Dolch und Feuer.

*) Höhenfeuer, S. 175—248.

Durch einen etwas romantiſchen Zufall wird der ſchreckliche Plan wenige Tage vor der Entſcheidung laut; die Chriſten, angeführt von den wildeſten Antiſemiten im Ort, ſchlachten die Juden erbarmungslos ab und häufen die Leichen im Turm des Stadttors. Blinder Haß wütet, in Verblendung töten die Chriſten ſich auch zum Teil gegenſeitig, der Sohn erſticht den „chriſtlichen“ Vater als „Judenhund“, Feuer zerſtört die Stadt. Gutgezeichnete Geſtalten ſind der krummbeinige Petrus und der ſteinalte Seniorrabbi Samuel in der Synagoge, der die Glaubensgenoſſen zum neuen Makkabäerkrieg entfacht. Roſegger hat in dieſer Erzählung, deren grauſamer Realismus ſich an ihrem Inhalt rechtfertigt, die Chriſten nicht gelobt und die Juden nicht geſchont; ſeine Warnung gilt dem Fanatismus der Menſchen; daher die Schlußſentenz: „Das iſt die Geſchichte vom großen Judenſchlachten zu Idunburg. Die Geſchichte eines Geißelhiebes, wie ihn der zornige Himmel von Zeit zu Zeit niederſauſen läßt auf ein entartetes Geſchlecht, das an nichts ſo leidenſchaftlich zu bauen pflegt, als an ſeinem Verderben. Wenige Monde ſpäter begannen ſie eine neue Stadt zu bauen. Das Geld dazu borgte der Rat von — Juden, unter der Pflicht, daß er es nach drei Jahren doppelt zurückzahlen wolle. Eine Zeit tiefen Elendes zog heran und brütete ein Jahrhundert lang über der Stadt und ihren Herzen. Wehe dem Siege, der durch Schuld errungen wird!“

* * *

Acht Jahre nach den „Bergpredigten“ ſammelte Roſegger einen zweiten Band ungehaltener Reden und nannte ſie: Allerlei Menſchliches (1893). Seine Stimmung ſpiegelt der Satz der Vorrede: „Der Mann, der dieſes Buch geſchrieben, ſteht abſeits den Straßen, an einſamer Grenze, wo das Weltland aufhört und das Waldland anhebt. An dieſer Grenze zwiſchen Kultur und Natur ragt aus üppigem Erdreiche ein Apfelbaum, deſſen laubloſer Wipfelzweig wie ein Kreuz aufſtrebt über der grünen Krone. Adam und Chriſtus, das ſind die Pole des Buches. Zwiſchen dieſen Polen liegt allerlei Menſchliches, einander ergänzend, einander widerſtreitend, nach unten und nach oben ſtrebend.“ Er iſt friedlicher geworden. Das bezeugen gleich eingangs die drei köſtlichen Legenden: Dismas, Der Rufer in der Wüſte, Das Meiſterſtück des Zimmermanns, in denen der Verfaſſer freie Umſchreibungen bibliſcher Geſtalten gibt.

Dismas gilt als einer der beiden Schächer, die mit Jesus zusammen den Kreuzestod erlitten; der Dichter verflicht seine und seines Genossen Jusuf Lebensgeschichte in die Schicksale des Kindes Jesu. Diese Skizze wie die dritte vom Zimmermann sind Vorarbeiten zu Roseggers Christusroman: J. N. R. J. von dem später die Rede sein wird. Der Aufsatz: Volk tritt mit klugen Worten der Verachtung der Landbevölkerung entgegen — Roseggers altes Thema; der bedeutsamste Satz lautet: Das Volk als solches kann man weder lieben noch hassen, man muß es suchen, nehmen, tragen, fürchten, bekämpfen, bewundern wie ein Element, ist es ja doch jedes einzelnen ureigenstes Lebenselement, in welchem er entsteht, wächst, gedeiht und zugrunde geht. Darum tun Sie unrecht, mein Herr, wenn Sie das Volk mißachten, das heißt so viel, als die Summe der Kräfte und Tugenden der Menschheit für gering zu halten, sich selbst in kindischem Eigendünkel dem großen Ganzen gegenüberzustellen als eines, das größer sein will als die unzählige, unerschöpfliche Menge. Die Menge ist immer gemein, ganz richtig. In demselben Sinne ist auch das Erdreich gemein. Verachtet man das Erdreich? Das Volk ist unendliches, meertiefes Leben; „jener Hochwuchs von Menschen, den wir die Gesellschaft nennen und in dem wir uns mit so großer Selbstgefälligkeit sonnen, stirbt ja fortwährend ab; frischer Nachwuchs kommt einzig und einzig nur aus dem ewig treibenden, unerschöpflichen Humusboden, Volk genannt. Frischer Nachwuchs für Geschlechter und neue Kraft für einzelne. Auf mich wirkt körperlich wie geistig ein zeitweiliges Untertauchen im Volkstume wie ein Heilbad, ohne das ich längst hätte verkommen und verschmachten müssen. Und darum muß auch das goldene Gefäß der Poesie, aus dem die Welt Erquickung schlürfen will, seinen Inhalt manchmal an dem Jungbrunnen füllen, dort, wo er unmittelbar aus der Erde quillt." Der Bauernstand, dabei bleibt er, ist unsere Rettung. Der Staat aber ruiniere den Bauernstand, wenn er Steuern von ihm fordere und Soldaten; „der Bauer leistet genug für den Staat, wenn er Bauer ist." Und der Städter?!

Fromme Wünsche richtet Rosegger an den Klerus. Er verlangt Verinnerlichung der Religion und im Religionsunterricht; darum neben dem mechanischen Erlernen des Katechismus und der kirchlichen Zeremonien das ergiebige Lesen und Betrachten des Lebens Jesu aus den Evangelien. „Aus vielfacher Erfahrung weiß ich und spreche ich, daß der vorwiegende und seelenlos betriebene Katechismus-

unterricht jenen religiösen Sinn nicht auszubilden vermag, der für ein sittliches Volkstum vonnöten wäre." Er bittet: „Ehrwürdige Lehrer der Religion, gebet unseren Kindern das Beste, was ihr geben könnet: das Evangelium Jesu!" In einem Idealbilde hat Rosegger einen Katecheten der Gebirgsschule gezeichnet, der den Kindern das Leben Jesu im Evangeliumsunterricht lebendig zu machen weiß, ohne daß darüber der Katechismus zu kurz kommt. Seinen klerikalen Feinden tritt er entgegen: „In mir waltet eine fast elementare Notwendigkeit, alles öffentlich auszusprechen, was in Sachen des Volkstums mein Denken ist und mich lebhaft bewegt. Das ist nicht zu ändern. Daß ich jedoch unter solche Aufsätze und Betrachtungen stets meinen vollen Namen schreibe, das ist unklug. Dadurch stelle ich mich persönlich gleichsam mit offener Stirn und unbedeckter Brust vor ein Heer von Gegnern, die, hinter der Parteiflagge verborgen, unter Anonymität verhüllt, mit hundert Pfeilen auf mich schießen können. Wenn die Pfeile stecken blieben, so müßte ich schon längst dem heiligen Sebastian ähnlich sehen, während ich mich so in meiner oberländischen Bärenhaut durchaus nicht als Märtyrer fühle. Das Bewußtsein meiner redlichen Absicht, durch solche Kundgebungen Gutes zu stiften, gibt mir den Mut, jedem Gegner, sei er eine mächtige Person, sei er eine unfaßbare Partei, offen vors Gesicht zu treten, gibt mir auch die gute Laune, leidenschaftliche Anwürfe und hochmütige Abfertigungen zu belächeln." Ein hohes Lied singt er dem Sonntag, an dem die Sonne heller leuchtet als an den Werktagen; „in dem Rosenkranze unseres Lebens geziemt es sich wohl, daß nach sechs Eisenperlen eine goldene, daß nach sechs Dornen eine Rose komme." Die Wochentage eine rauchgeschwärzte Kammer, der Sonntag das helle Fensterlein mit dem Blick in die weite Welt und in die Ewigkeit. Habe man aber früher sagen müssen: gebt der Seele einen Sonntag, so gelte jetzt: gebt dem Sonntag eine Seele! Denn mit dem Ruhetag allein sei es noch nicht getan. Hier steht das Wort: „Naturgemäß handeln, ist besser als naturwissenschaftlich denken; historisch denken ist gut, historisch empfinden ist besser." Eine eingehende Kritik widmet er dem Kriege, angeregt durch das bekannte Buch von Berta von Suttner: Die Waffen nieder! leidenschaftlich für die Beseitigung der Kriege plädierend; auch seiner Tierfreundlichkeit gibt er wiederum herzlichen Ausdruck. Er hat das Beste zu diesem wichtigen Thema erst kürzlich in einer Fabel im Heimgarten*) ausgesprochen:

*) Heimgarten, Jahrgang 1904, Aprilheft.

Mein Himmelsritt.

Ich war schon einmal oben an der Himmelstür und hab' wieder zurück müssen. Die Sache war so.

Unser Herrgott ließ mir sagen, ich dürfe kommen. Aber der Berg hinan war steil, der Weg steinig, die Luft schwül. Und ich wollte ohne Mühe in den Himmel kommen. Da begegnete mir mein Nachbar, der führte sein altes Pferd gegen das Häuschen, wo der Mann wohnt, der hoffnungslos hinsiechende Hunde, Katzen und Mähren unter den Rasen zu betten pflegt. Ich dachte, ob dieses Pferd nicht doch etwa noch zu brauchen wäre, um mich in den Himmel hinaufzutragen. Besser ein schlechtes Roß, als gar keines. Ich erstand es und setzte mich gleich drauf. Das Tier knickte ein, aber fiel nicht um. Ich gab ihm den Sporen. Es schwankte, stapfte weiter mit zitternden Beinen und keuchte und hustete und brach nieder auf die Steine. Ich nannte es ein höllisches Rabenvieh, hieb mit der Peitsche drein und stieß ihm die scharfen Sporen in die Weichen, daß es wiehernd den großen Kopf in die Höhe warf, aufsprang und einige Schritte weiter wankte. Wieder fiel es hin und wieder peitschte ich es auf, bis wir endlich vor der Himmelstür waren. Hier hielt ich still, ordnete mein Gewand und gedachte vornehm durch die Pforte zu reiten. Daher nahm ich einen Ansatz, wie jeder Reiter tut vor einem scharfen Ritt, und stieß dem Tiere noch einmal den Sporen ins Fleisch. Dieses machte mit mir einen Sprung, aber die Himmelstür war zu niedrig, ich stieß mit dem Kopfe an den oberen Rand und stürzte rücklings hinab. Das Pferd ging hinein, und Petrus machte die Türe zu, mir vor der Nase.

Betrachtungen über die Notwendigkeit der Arbeit und über die Schädlichkeit der Schulden wechseln mit Reflexionen über Liebe und Ehe, aus denen das Bonmot erwähnt sei: „Vor der Hochzeit zeigt das Weib nur seine Etikettvignette, und wenn es dir später von seinem Inhalte einschenkt, so wirst du aus dem Kelchgläschen trinken." Die Größe der Liebesfreude erblickt er in der Doppelbeziehung, in der eins dem andern sich zum Opfer gibt, also in dem seelischen Moment der Liebe; doch sagt er: „Ich will die Wonne der Liebe nicht unterschätzen, noch viel weniger sie verachten; allein das muß ich sagen: den Vollgenuß des Lebens finde ich nur in der glücklichen Ausübung eines edlen Berufes." Verständig ist seine Note an den Mann: „Wenn du eine heiraten willst, so denke, daß

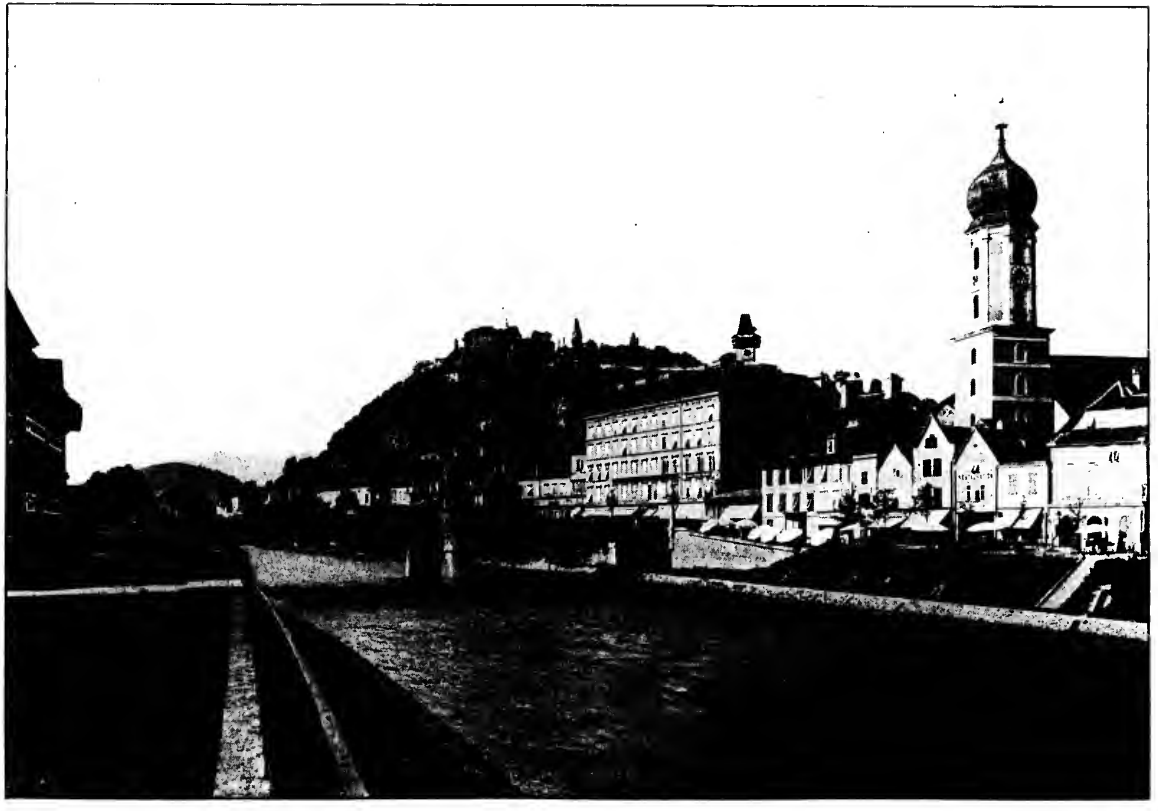
du in der einen drei Weiber heirateſt: eine junge, eine betagte und eine alte, falls eine oder zwei nicht früher ſterben. Du heirateſt ein Weib und eine Mutter und eine Ahne; du heirateſt eine Ehefrau, eine Hausfrau, eine Freundin — oder auch das Gegenteil. Du heirateſt in der einen eine Menge Leute, die du noch nicht kennſt. Du heirateſt nicht für heute und morgen, ſondern für dein Lebtag, und für alle Lebenslagen. Nimmſt du eine, weil ſie viel Liebe hat, ſo kann es ſein, daß ſie von ihrem Überfluſſe auch andere beteilt. Iſt ſie aber ſanft und klug und treu, ſo haſt du ſie nicht allein am Hochzeitstage, ſondern auch an deinem Krankenlager, in deiner Armut, in deinem Alter. War ſie ſchön allein, ſo wird ſie einmal häßlich, aber ein gutes, treues Weib iſt waſchfeſt."

Es werden Haß, Stolz und Parteiblindheit bis in ihre letzten Wurzeln ethiſch-feinfühlig verfolgt, dem Wohlwollen der Paß geſchrieben, die Prinzipientreue unterſucht. Ein belehrender Aufſatz über die Gewitterangſt ſchließt mit der Wendung: „Wenn Gott durch das finſtere Gewölke ſeinen Leuchtſpan niederhält, tut er es denn, um die Menſchen zu erſchrecken? Nein, ſondern um ſie zu ſuchen." Der Verfaſſer will dem Selbſtmord auf die Spur kommen und den Verzagten zur Lebensfreude aufrufen; er lobt die Pflege des Vergangenen in der Erinnerung mit den Worten: „Ich für meinen Teil halte es mit den Ruhigen, Sinnenden, Beſchaulichen. Ich blicke nicht gern gegen Amerika, wo die Sonne untergeht, ſondern lieber nach dem Morgenlande, wo ſie aufging; nicht gerne nach der Zukunft, wo man ſtirbt, ſondern lieber nach der Vergangenheit, wo man geboren wurde." Denn nur die Vergangenheit gehöre uns ſicher mit ihren Freuden und Schmerzen, um die Gegenwart ringen wir noch. Wie in den Bergpredigten, mahnt er hier: Ehret die Toten! und richtet ſein Auge auf die oft ſkandalös daliegenden Landfriedhöfe. Er beurteilt dabei die Feuerbeſtattung: „Die Feuerbeſtattung wäre das Zweckmäßigſte und wird über kurz oder lang ſicherlich wieder eingeführt werden. Ich perſönlich kann mich für die Leichenverbrennung zwar nicht erwärmen. Ich ſehe in den Gräbern einen moraliſchen Wert, den einer ſichtbaren Erinnerung an liebe Heimgegangene und einer Mahnung zu lieben, ſolange man lieben kann. Das aus Gräbern immer wieder in allen Geſtalten aufſprießende Leben iſt uns eine, wenn auch nur ſymboliſche Verheißung der Unſterblichkeit. Bei der Leichenverbrennung wird alle Vorſtellung künftigen Werdens ausgetilgt; ob zwar ſelbſt in der Aſche noch

Lebenskraft ruht, so ist Sterben und Verbranntwerden doch wie ein zweimaliges Vernichtetwerden. Jeder, der ein gottbegnadetes Herz hat, der sieht in den Friedhöfen nicht allein den Sarg einer vergangenen Welt, sondern auch die Wiege eines neuen Lebens.“ Ganz ähnlich sprach sich, zur selben Zeit, mein Seelsorger Emil Frommel über die Leichenbestattung durch Feuer zu uns Konfirmanden in Berlin aus.*) Lustig plaudert Rosegger von den an die Freimaurerlogen erinnernden, in groteske Symbolik eingehüllten Vereinen „Schlaraffia“, die im Zeichen des Uhu tagen oder nächtigen, und in dessen Grazer Abteilung der Dichter ein willkommener Gast sei. Stimmungsreiz atmen die Skizzen vom Apfelbaum, der sich in dem Kreuze gipfelt und von des Poeten Schatten: Mein schwarzer Kamerad. Fein finde ich die Bemerkungen über Lachen und Weinen des Menschen, das Weinen wird bevorzugt; ebenso den Empfangstag der sich befehdenden Erdenparteien im Elysium, denen der Herrgott und — der Poet aufhelfen möchten.

Anmutig plaudert der Dichter über die Welt, „das göttliche Spielzeug“, warmherzig redet er der Stiefmutter das Wort, ironisch läßt er des Teufels Großmutter am Pfingsttage den Alkohol erfinden als Gegengift gegen den heiligen Geist. Ebenso schneidig geht er gegen den Unfug vor, der mit der hypnotischen Fähigkeit getrieben wird. Lose Einfälle über Schopenhauers Weltverachtung führen zum letzten Abschnitt, der von Büchern und Dichtern handelt. Henrik Ibsen bekommt einen sackgroben offenen Brief wegen seiner „naturalistischen“ Hedda Gabler, mit der kostbaren Aufforderung des „redlich empörten“ Steirers: „Bitte, dichten Sie deutlicher!“ Was er dem genialen Nordländer sonst noch „steckt“, ist ebenso unparlamentarisch wie unverständig. Seinen Zorn hat auch Tolstojs Kreutzersonate erregt; er nennt sie eine gefüllte Wurst, die nicht gebunden ist, eine greisenhafte Schrulle des Russen, nachdem er selbst ein kinderreicher Vater geworden. Mit der Leidenschaft des Freundes bricht Rosegger eine Lanze für Anzengrubers Viertes Gebot, das die österreichische Presse aus angeblich kirchlichen Gründen hart mitgenommen hatte. Man fragt ihn nach der Zukunft der deutschen Literatur; er antwortet: „Solange die Menschen eine Phantasie haben, durch die sie manches, was das reale Leben versagt, genießen wollen und können, so lange wird die idealistische Dichtung nicht abkommen. Wahr sei die Wissenschaft, schön sei die Dichtung. Was das äußere

*) Theodor Kappstein, Emil Frommel, 216 f.



Ansicht von Graz mit dem Schloßberg und der mittleren Murbrücke

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Schickſal der deutſchen Literatur anbelangt, ſo wird dieſelbe arm bleiben, wie ſie es bisher geweſen. Ja das Buch als ſolches wird noch ärmer werden. Die Zeitung verdrängt das Buch und der Blauſtrumpf verdrängt den Dichter in die Dachſtube hinauf. Von der froſtigen Dachſtube aus wird der deutſche Dichter ſeinem Volke hochgemut das Lied der Schönheit und menſchlichen Größe ſingen. Das Volk wird anfangs an dem Sange geringſchätzig vorübergehen, aber wenn der Dichter tot iſt, wird es mit Begeiſterung ſein Lied nachſingen, wird zurückkehren und einen ſchönen Lorbeerkranz niederlegen auf das friſche Grab . . ."

*

Allgemeine ſittliche Lebensfragen erörtert auch der dritte Teil der Ungehaltenen Reden, für den Roſegger das Bild erfand: Das Sünderglöckel (1903). Die 43 Abſchnitte zeigen den alternden Verfaſſer. Das macht ſich nicht nur in zahlreichen Wiederholungen früher ausgeſprochener Gedanken bemerklich, ſondern vor allem in einer vieles verſtehenden Milde der Auffaſſung, allerdings auch in einem gewiſſen rechthaberiſchen Eigenſinn, der am Einzelfall und an einem iſolierten Punkt der Erſcheinung haftet. Ein Prieſter ſchreitet mit dem Altarſakrament über die Straße, der Reformkatholik iſt entſchloſſen, dem „Allerheiligſten" die Huldigung zu weigern. „Der Prieſter kam näher. Ein Greis mit ſchneeweißem Haar. Die Hand, die das Ziborium am Buſen barg, zitterte ein wenig. Leicht hob er das Haupt und warf mir mit milden Augen einen angſtvollen, bittenden Blick zu. Das Glöcklein läutete an mir vorüber, der Prieſter wankte heran. Wenn's ein echtes Prieſterherz iſt, wie muß ihm zumute ſein bei der Gefahr, daß ſein Heiland in der nächſten Sekunde nach ſeiner Meinung könnte verunehrt werden. Nochmals wandte er ſein flehendes Auge nach mir. Ich zog den Hut vom Kopfe und ließ mich nieder aufs Knie. Der Prieſter blieb ſtehen, ſein Blick leuchtete wie in Verklärung, er hob das Allerheiligſte und ſegnete mich. In dieſem Augenblick iſt mir ſelig geweſen. Es iſt mir geweſen, als ob ich ein gutes Werk getan und als ob ich eine Gnade empfangen hätte." Ich erachte, dieſe Kniebeugung Roſeggers wiege ein Dutzend Reſolutionen auf, die in lärmenden Volksverſammlungen gegen den Ultramontanismus gefaßt werden. Denn hier hat der Geiſt Jeſu Chriſti geweht! Ev. Lukas 9, 55 f. —

Er plaudert von Haushalt und von Freiheit, über die lebendige Kraft des Geldes; über „unſere ſieben Sachen", auf Individuali-

sierung des Besitzes dringend. „Venus im Hemde“ tritt für Freiheit der Kunst ein. „Die Sünde des Bräutigams“ berührt zart eine individuelle Lebensfrage: das nefas primæ noctis. Natürlich nicht im Sinne der Kreutzersonate. Er fordert von dem jungen Ehemann „ein klein wenig Knigge“, und motiviert den Wunsch mit den Worten: „Wenn in der Abschiedsstunde der Vater den neugebackenen Schwiegersohn beiseite zieht und zu ihm sagt: „Sohn, mein Liebstes übergebe ich dir, deinem Schutz, deiner Diskretion. Sie ist noch ein Kind, kaum aufgeblüht. Denke dran!“ so antwortet der junge Mann begeistert: ‚Gewiß, Papa!‘ Aber verstanden hat er's nicht, was der Vater gemeint. Ausnahmen wird es ja geben, wo die Liebe nicht alle Güte aufgefressen hat, wo die Leidenschaft, oder gar nur die Eitelkeit nicht alle Vernunft und Rücksicht verdrängt. Aber der Mann, wie er als Gattungsgeschöpf durch die Welt läuft, er glaubt nicht daran, daß auch die Stunden nach der Hochzeit dem — Menschen gehören, der Züchtigkeit, der Frauenehre!“ Allmählich werde der Eheherr ja seine Rechte sanft sich erobern — „aber hüte dich vor Rücksichtslosigkeit! In dem Augenblick, da du einer solchen verfällst, zerspringt in dem reinen Weibesherzen eine Saite, die nimmermehr aufgezogen werden und deren Fehlen die Harmonie eines ganzen Lebens beeinträchtigen kann! Höher vermagst du dein Weib nicht zu ehren, inniger kannst du ihre Dankbarkeit nicht wecken, als wenn du in der ersten Zeit eures Beisammenseins zarte Rücksicht übest. Eine solche Liebe wird sie dir eher und süßer besiegen, als alle anderen Mittel. Nimm sie nicht eher, als bis sie selbst den Arm um deinen Nacken schlingt.“

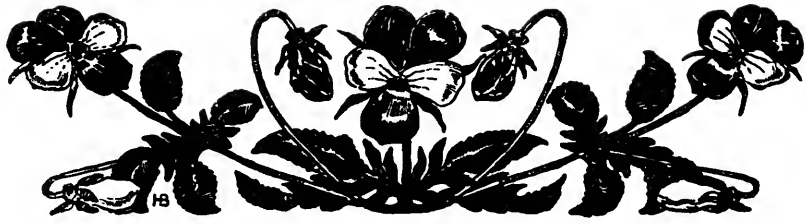
Der Größenwahn der Zeit, das leidige Prozessieren, die fluchwürdigen anonymen Briefe werden hergenommen; Rosegger erklärt: „Wer einen Schimpf an mich nicht unterschreibt, der lobt mich indirekt — er deklariert damit: dich so zu schimpfen, das kann ich nicht verantworten, unter diese Beleidigung setze ich meinen Namen nicht.“ Das ist gesunder Humor. Er schleudert Blitze gegen den Massenmord der Singvögel in Dalmatien, gegen die Vivisektion, gegen das „wilde G'jaid“. Die Hymne auf die Zufriedenheit klingt philiströs. Beschaulich ist der Abschnitt: Das Recht auf Einsamkeit, diskutabler: der Dämon der Modernen, die Unrast, mit Roseggers Ceterum censeo: „Erst wenn die Städte anfangen werden zu versinken und die Leute sich wieder in die stilleren, freieren Ländlichkeiten zerstreuen, wenn sie in ruhigerer Arbeit, im friedlichen Rhythmus der Jahres-

zeiten das ihnen abhandengekommene Gleichgewicht gefunden haben, dann werden dieſe modernen Dämonen ſchweigen, und der Menſch wird zur Natur endlich wieder in das natürliche Verhältnis treten.“ Er predigt den Frieden des Herzens, warnt vor Übermut, vor Herzloſigkeit; er zeigt an zwei Predigtentwürfen, wie es die Kirche macht und wie ſie es machen ſollte, wenn ſie es verſtände, modernen Kanzelgeiſt zu pflegen; — daneben ſteht ein Idealbildchen von dem amtsbrüderlichen Verkehr zwiſchen proteſtantiſchen und katholiſchen Geiſtlichen. Sprachuntugenden werden gegeißelt und Literaturſünden, ſogar die Sezeſſionsbuchſtaben verſchont der Warner nicht (Moderne Diebszeichen), noch allerhand Unfug der Häuſer und der Möbel (Kunſtſünden), — der Kleider: hier iſt Peter beſonders zuſtändig! Er ereifert ſich über Frack, Zylinder und Glacéhandſchuhe und erzählt: „Der Herzog von Meiningen hat mich eines Tages auf ſein Schloß laden laſſen. Ich mußte danken, ich hätte keinen Frack. Darauf ließ er mir ſagen: den Mann hätte er eingeladen und nicht den Frack. Das war menſchlich.“ Er plädiert für individuelle Kleidung auch der Männer, und hat im „Heimgarten“ ganz ernſthaft den Städter nach ſeinem Kopf von oben bis unten eingekleidet — das Gebilde ſieht ſo aus: „Stiefel mit dicken Sohlen, weichem Überleder und Strupfenzügen. Wadenſtrümpfe aus grober Schafwolle, bis an die Knie reichend. Weites Beinkleid aus Wolle, deſſen Gürtel ſich über den Hüften leicht feſthält, es reicht über die Knie hinab, wo es leicht gebunden durch Gummi oder Hafteln die Strümpfe hält. Nirgends durch feſtes Binden eine Hemmung des Blutumlaufes. Das Beinkleid möglichſt ohne Taſchen. Das Hemd von weißer Seide, Kragen, Bruſt und Manſchetten alſo ungeſtärkt. Weſte aus leichter Wolle, vorne bis hinauf geſchloſſen, ſo daß vom Hemdkragen nur der Rand hervorſteht. Halsbinde, Kravatte und dergleichen überflüſſig. Rock aus Tuch oder Loden, bis an das Geſäß reichend, mit zwei Seitentaſchen und einer Bruſttaſche. Der Rock ohne liegenden Kragen und ohne Bruſtflügel, vielmehr durch Beinknöpfe oder Stahlhafteln bis hinauf verſchließbar, die Ärmel ziemlich weit, aber vor dem Handgelenke verengt. Handſchuhe nur, wenn es kalt iſt, und dann nicht Leder-, ſondern Wollenhandſchuhe. Die Kleidung hat nicht den Zweck, den Zutritt der Luft abzuhalten oder die Ausdünſtung zu verhindern, vielmehr beides zu regeln und durch Reibung der Haut Blut und Wärme auszugleichen. Auch muß die Kleidung ſo beſchaffen ſein, daß zwiſchen ihr und dem Körper keine

Zugluft ſtreichen kann, deshalb enger Abſchluß am Handgelenke und an den Knien. Für den Winter ein Mantel aus weichem Loden, der bis an den Rand der Schuhe geht, weit und bequem, von unten bis oben zuknöpfbar, ebenfalls mit einer Kapuze verſehen, am Handgelenk ebenfalls geſchloſſen, an den Seiten zwei Taſchen. Der Hut aus weichem Filz, nieder und mit nicht zu ſchmaler Krempe. Auf dieſem Hut ein Sträußchen oder eine Feder wird gut ſtehen. Im übrigen iſt an Kleidern jeder Schmuck mehr Nachteil als Vorzug. Die größte Einfachheit mit der größten Zweckmäßigkeit vereint macht die Schönheit des Gewandes aus und der ſchönſte Schmuck daran iſt die Reinlichkeit. Die Farbe der Kleider ſoll die Naturfarbe ihrer Stoffe ſein. Sind wir nur erſt aus dem ſchwarzen Banne befreit, der allein uns heute ‚ſalonfähig‘ macht, ſo wird ſich bald ein richtiger Farbenſinn ausbilden.“ Doch ſolle ſich niemand uniformiert fühlen. —

Den Abſchluß machen warmherzige Bemerkungen über den letzten Willen, Betrachtungen über Krankſein und die Angſt vor dem Sterben; er bekennt ſich zu dem Glauben an die Unzerſtörbarkeit des Ichbewußtſeins — „ich habe täglich meine Leiden, und doch iſt mein Denken, Ahnen und Beten — ewig zu leben. Andere dürſten nach Ruhm, nach Wiſſen, nach Schönheit — ich dürſte nach Leben. Nach ewigem Leben mit geſunden Sinnen und einem reinen Herzen.“ Sein Glaube ſtützt ſich auf den alten Satz von Descartes: cogito, ergo sum; ganz philoſophiſch argumentiert Roſegger: „Daß ich bin, iſt mir ein ſicheres Zeichen, daß ich immer war und immer ſein werde. Strenge genommen iſt es ja richtig, daß ich bloß für dieſen einen Augenblick meines Seins bürgen kann. Aber dieſer Augenblick war immer und wird immer ſein. Denn dieſer Augenblick iſt die Ewigkeit. Nach unſerem Sprachgebrauch von ‚Zeit und Ewigkeit‘ bilden wir uns ein, die Zeit ſei ein Stück für ſich, ſtehe im Gegenſatz zur Ewigkeit, oder ſei nur ein Bindeglied zwiſchen einer Ewigkeit nach rückwärts und einer Ewigkeit nach vorwärts. Und ich fühle es doch ſo deutlich, daß ich mit meiner Zeit mitten in der Ewigkeit ſtehe und andererſeits, daß die Ewigkeit in mir ſteht. Man könnte ſagen: wenn die Ewigkeit nicht wäre, ſo wäre ich auch nicht, oder vielleicht noch richtiger, wenn ich nicht wäre, dann wäre auch die Ewigkeit nicht. Heißt es doch, daß Zeit und Raum bloß Denkformen ſind, die nicht ſein könnten, wenn nicht jemand wäre, der ſie denkt. Damit hebt man freilich alles auf: alle Weſenheit außer mir iſt nichts Reales für

ſich, iſt nur eine Vorſtellung, eine Denkform in mir. Und ſo hat ſich die Sache mit einem Schlage umgekehrt. Wenn es ſonſt hieß: ich bin nichts, aber die Welt iſt alles, ſo kann es nun heißen: ich bin alles und die Welt iſt nichts.“ Wie tief liegen von dieſer Höhe der Gedankenbildung aus die Nöte und Narrheiten der Zeit! Man hört es jubeln aus der Seele des reifen Mannes mit dem Spruch des Evangeliums, zu dem er ſich welttreu hindurchgearbeitet hat: Ich habe die Welt überwunden!



Allerlei Feuer.

Das Geſchichtenbuch des Wanderers ſammelt in zwei Bänden (1885) Erzählungen „aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt“, Gold und leichte Scheidemünze. Ein Dorf- und ein Stadtband ziehen hier vereint ihre Straße; in der witzigen Verhandlung zwiſchen Autor und Verleger, die dem Werke voranſteht, ſichert ſich Roſegger das Recht auf beiden Gebieten zu produzieren. „Ich bin viel in der Welt gewandert, nicht allein von Tal zu Berg und von Land zur See, ich bin geiſtig — auf den Beinen des ewigen Juden — durch die Geſchichte geſchritten von Epoche zu Epoche, bin gewandert durch die Schichten der Geſellſchaft vom Bauer bis zum Fürſten und wieder zurück bis zum Zigeuner. Ich habe nicht allein in der Werkſtatt angehalten und in der Stube des Bürgers, ſondern auch beim Lehrer und Gelehrten, beim Künſtler und Soldaten, beim Geiſtlichen und Ariſtokraten. Ich habe erfahren, gelernt und geleſen, wie andere. Manches hat mich gefördert, vieles hat mir mißfallen. Daß mein freies Auge in Dorf und Wald klarer und richtiger ſieht, als durch die Stadtbrille, iſt natürlich. Die Bauernaugen werden in einer künſtlichen Perſpektive leicht irre. Aber die Freude und das Herzleid und den Spott und den Zorn über das, was ich auf meinen Wanderungen geſehen, konnte ich ſo wenig bei mir behalten, als die Eindrücke des Landlebens in meiner Heimat.“ Das klingt ein wenig anmaßend, doch hat Roſegger eigentlich recht. Intereſſanter iſt ſeine Verteidigung des Landlebens als eines poetiſchen Stoffkreiſes, der den Problemen der Stadt nicht nachſtehe. Er bedient ſich bei dieſer Schutzrede der ſchärfſten ironiſchen Tonart.

Halten wir kurze Muſterung! „Die Sennin und ihre Freunde“ iſt breit angelegt; Marthel wird des braven Kriegers Egyd Frau und

zieht in den Dotterhaschhof ein, weil sie ihre Unschuld bewahrt und sie dafür eingesetzt hat, eine arme Seele zu erlösen. Der „einseitige" Bettler ist eine gelungene Volksgestalt. Knapper gibt sich das Christtagerlebnis des edlen Priesters Hiron von der Klarau, der sich, geleitet von einem Halbkretin, auf dem Versehgang verirrt und in schauerlicher Hochgebirgsöde ausharren muß, bis ihn mutige Führer auffinden. Die feine Pointe der Erzählung ist ein nicht katholischer Zug: Hans in der Scheiben erklärt sterbend, des Priesters nicht mehr zu bedürfen — den er gebeten hatte zu ihm zu kommen —, nachdem sein Todfeind, der Baumpeter, ihn aufgesucht und er sich mit ihm ausgesöhnt hat. Hier wird die Religion an der Kirche vorbei geleitet: das evangelische Priestertum aller Gläubigen entfaltet seine Weihe. Den alten Volksaberglauben: den Geist des Toten, über dessen Schicksal in der Ewigkeit man sich vergewissern möchte, durch die Zwing- oder Schwurmesse zu zitieren, bringt Rosegger auf seinen tiefen Sinn, indem er der Paulin den Geist der Selbsterkenntnis aufsteigen läßt, der ihr klarmacht, sie habe ihren Mann durch ihr keifendes Wesen in den Tod gehetzt. Peter schreibt dem Holzer Ernest den Liebesbrief für seine Mirzel und versieht sich für ein ganzes Jahr mit Schreibmaterialien von dem fürstlichen Honorar, das er als junger Schriftkundiger dafür eingeheimst. Niedlich ist die Aufgebrachtheit des Holzarbeiters über Peters Dankbrief, der ihn seinen „Wohltäter" genannt hatte — für zwei Silberzehner! „Wenn der Mensch", sagte der Hubelbauer, „die ganze Woche im Heu arbeitet, mäht, schöbert und einstadelt, so braucht er am Sonntag geistige Erholung." Ging also am Sonntag nachmittags allemal auf den Stadel, legte sich ins Heu und schlief.

In die große Franzosenzeit Tirols vor hundert Jahren, also in das Stoffgebiet von Roseggers Peter Mayr, greift: Der Judas von Tirol, die Geschichte des Elenden, der Andreas Hofer den Feinden für tausend Dukaten im Passeiertale verriet. „Ambros" ist eine geschickt geschriebene Fischergeschichte, deren sinnliche Schwüle auffällt. Ambros sucht für seinen Edelhof eine Herrin; Kunigunde wird seine standesgemäße Braut, während er abenteuert mit dem Fischermädchen Oda. Odas Mutter Afra, die die Karten legt, stachelt Ambros' Braut zur Eifersucht; als Oda verkleidet rudert sie bei Nacht den Falschen über den See, seine Treue zu erproben. Er bestürmt in Sinnenglut die vermeintliche Oda, der er seine rasende Liebe gesteht; Kunigunde gibt sich auf dem Wasser den Tod. Ambros

ſtirbt anderen Tags, Oda findet in der Sturmnacht den Untergang. Der größere Abſchnitt: Die ſieben Todſünden illuſtriert die ſchweren kirchlichen Vergehungen: Hoffahrt, Geiz, Unzucht, Neid, Völlerei, Zorn, Trägheit durch draſtiſche Bilder aus dem Leben, die nicht durchweg glücklich ausgefallen ſind. Bei mehreren kann man eine kritiſche Stellung des Verfaſſers gegenüber der Kirche und ihren Dienern beobachten. Seltſam erſcheint mir die Geißelung der Trägheit durch die Beſchreibung eines Prieſters; warum gerade der Trägheit? Die Schilderung des Uhrenmarktes, wo jeder den andern zu übervorteilen ſtrebt, darf wegen ihrer Lebendigkeit gelobt werden. Unter die Sonderlinge zählt der Stauden-Hieſel, ein gutmütiger Quartalsſäufer, der ſich partout vom Pfarrer vor Oſtern raſieren laſſen will — und als Gegenleiſtung den Ziegenbock des Pfarrhauſes zum Feſt ſcheren ſoll, aber ſofort von dem ungnädigen Tier über den Haufen gerannt wird. Eine Humoreske von Reuterſchem Griff! Ein Bildchen aus dem Walde iſt: Der Ameisler, das in die „Älpler“ Roſeggers einzureihen wäre. Der Mann ſammelt die Puppen der Ameiſen, die Ameiſeneier, um ſie als Vogelfutter zu verkaufen. Er ſtopft die Hügel der Ameiſenſtaaten ohne Umſtände in ſeinen Beutel; iſt er gefüllt, ſo folgt das Sortieren. Der Ameisler ſucht einen geſchützten, ſonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Raſen ein großes, weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückſchlägt. Nun öffnet er den Sack und ſchüttet den ganzen Inhalt desſelben mitten auf das Tuch. Einſtweilen hat hernach der Ameisler nichts zu tun, er kann ſich in den Schatten des nahen Waldſaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappſack holen, auch Moſchbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag ſich hernach eine Pfeife anzünden, und guten Mutes ſein; die Ameiſen ſind von ihrer ärgſten Qual erlöſt. Dieſe nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die ſie noch immer bedroht, ſie eilen, laufen, rennen, um ſich zu orientieren; ſie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk iſt, das heimelt ſie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken ſie, raſch kehren ſie zurück, jede zu einer Puppe, um ſie aus dem Trümmerwerk ins Grüne zu tragen. Da ſucht nicht erſt jede lang nach dem eigenen Kinde, jede nimmt das nächſte; die große Ameiſe die Puppe der kleinen, während die kleine ſchwer an jener der großen ſchleppt. Da iſt alle Feindſeligkeit vergeſſen und die Mörderin ſucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen" der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Tiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den angehäuften, gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu tun. Viele Ameisler, die das Geschäft im großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen" an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen. Die enttäuschten Ameisen, die sich auch um die Puppen betrogen sehen, tun sich sogleich zusammen und begründen einen neuen Ameisenbau.

*

Der zweite Band bringt Stadtgeschichten. Er setzt matt ein mit den wertlosen Novelletten: Wenn Dämonen hausen, und: Meister Hermann. Die Künstlergeschichte: Ein moderner Hellespont ist sinnlich aufgeregt und in der Folgerung willkürlich. Ein älterer berühmter Maler heiratet ein junges Mädchen, das sich in der Ehe sehr bald langweilt und mit einem verbummelten jungen Mann von der Straße schnell intim wird. Das Bildnis des Meisters, das die erste Bekanntschaft zwischen den Ehegatten knüpfte: Hero und Leander, begeistert den illegitimen Bummler; er ist bald so heimisch in Irmas Boudoir, daß nur noch eine dünne Tapete als moderner Hellespont die beiden voneinander trennt. Der Maler sieht den Roman sich anspinnen; er sagt sich: „Hahnrei sein ist eine Schande, wenn's der Mann unfreiwillig ist. Ist er's freiwillig, dann kommt die Schande auf das Weib": so engagiert er den Nebenbuhler, der seinem jungen Weibchen auf dem Klavier Bilder in Tönen malt und sich dabei „Wagnerianisch" vorkommt, als Hausfaktotum und logiert ihn in der unmittelbaren Nähe von Irmas Gemächern ein. Nur eine dünne Wand trennt beide .. Irma kommt in Zorn; sie wirft den frechen Jüngling zum Tempel hinaus und verläßt den Gatten, der — ihr das zugänglich macht, wovon sie vorher als von einer verbotenen Frucht heimlich

gern genaſcht. Beſſer motiviert iſt: Die Gattin meines Freundes; zwei feindlichen Eheleuten wird gerichtlich die Scheidung bewilligt, das einzige Kind, ein Knabe, dem Vater zugeſprochen. Die Mutter hängt ſo zärtlich an dem Jungen, daß ſie in ihrer Verzweiflung ſich vor Gericht der ehelichen Untreue bezichtigt, um das Kind behalten zu können. „Das Tagebuch einer Ehefrau" iſt ſeltſam; ein Profeſſor der Philoſophie heiratet eine um zwanzig Jahre jüngere Frau, die einen Fehltritt in die Ehe bringt, ihre Skrupel darüber vertraut ſie nur ihrem Notizbuch. Mit dem ſchwächlichen Kindchen, das ſie eben geboren, will ſie fliehen, der Profeſſor hält ſie am Stadttore an und verzeiht ihr. Sie erkennt den Charakter ihres Mannes und läutert ſich zur treuen Liebe. Das mag vorkommen; dagegen halte ich die weiſen Worte, die Roſegger dem Manne in der furchtbaren Situation in den Mund legt, mehr für ein ideales Programmwort als für lebenswirklich: „Als ich des Gemeinen Herr wurde und die Wahrheit fand, da war ich zufrieden. Es iſt mein Kind, wie es das deine iſt, denn in unſeren Armen ruht es, durch unſere Fürſorge wird es gedeihen, durch unſer Herz wird das ſeine genährt und erweckt, durch unſer Vorbild wird es uns ähnlich an Seele und Leib. Es wird uns und nur uns lieben und nichts anderes wiſſen. Nicht der Augenblick iſt mir der höchſte, welcher der niedrigſte iſt und mir möglicherweiſe vom Kind einſt zum Vorwurf gemacht werden kann. Nicht wer das Menſchenkind erzeugt, iſt ſein Vater, ſondern wer es erzieht. Dieſem hat es zu danken, denn dieſer macht es zum Menſchen, dieſen nur kann es lieben." So etwas läßt ſich einem anderen gefühlvoll vortragen; es ſelbſt zu praktizieren dürfte ſchwieriger ſein. Aber der Profeſſor iſt ein älterer Mann und war vor dieſer Ehe bereits Witwer — mildernde Umſtände für den Dichter. Der Gerichtstag zu Alt-Abelsberg im Jahre 1628 verſpottet nicht ungeſchickt die Juſtiz der „guten" alten Zeit, ohne kulturgeſchichtlich etwas Neues zu ſagen; die Edelhofgeſchichte: Fiat iustitia, pereat mundus! zeigt in einem wild-ſentimentalen Kleide Roſeggers Abſcheu gegen Eroberungskriege. Von Roſeggers unheimlich fruchtbarer Phantaſie zeugen die Nummern: Der Kammerdiener und Das Bekenntnis eines Verurteilten; doch iſt zu ſagen, daß die Linienführung in beiden Geſchichten ohne ſeeliſche Feinheit bleibt. Die Weltteile wirbeln durcheinander, die Menſchen gehen leer aus. Die Beobachtung wiederholt ſich ſtändig: Roſegger wird eindruckslos da wo er den Boden ſeiner Heimat nicht unter den

Füßen hat. Ein Antäus der Heimatkunst! — Wie gründlich wäscht er dem sein Handwerk verachtenden „Herrn von" Florin den Kopf, der alles kann und wird — nämlich ein halbblöder Armenhäusler. Eine ältliche, verheiratete Kokette ist gut gezeichnet. Einen Jünger Darwins läßt Rosegger „gerettet" werden dadurch, daß der junge Mann bei einer Wasserkatastrophe ein Kind rettet — die naive Geschichte schließt mit den Worten: „Jetzt prüfte ich mich, was denn die furchtbare Leere, die Darwin in mein Gemüt gerissen, wieder ausgefüllt haben möchte. Ich fand's nicht, so sehr ich nachdachte. Vielleicht, daß das große Unglück, welches ich miterlebte, mich wieder ins Gleichgewicht gebracht, wie es ja bisweilen geschehen soll, daß Pessimisten und Verzweifler gerade durch eine schwere Gefahr und Not wieder zur Achtung des Lebens bekehrt werden. Aber wenn ich mitunter so vor mich hinträumte, da sah ich in der Dämmerung meines Herzens, wo einst das ‚ewige Licht' wie vor dem Altare gebrannt hatte, zwei blaue Sternlein schimmern — und das waren die Augen des geretteten Kindes." Was hat der Entwickelungsgedanke der Wissenschaft mit der religiösen Gottesvorstellung zu tun? Noch mehr: was gehen ihn pessimistische oder optimistische Stimmungen seiner Anhänger an? Darwin war religiös, ohne an eine Offenbarung zu glauben; der Willensakt des Menschen, der sich auf Güter und auf Götter richtet, also die Religion, ist weder identisch mit der Wissenschaft noch mit Kultur und Ästhetik, sie hat ihr eigen Reich und Gesetz. Dieser Willensakt ist die Religion, die in Furcht und Vertrauen befaßt ist. „Selig" macht nicht der Glaube, dieser oder jener, sondern das Glauben (fides qua creditur). In dem Erlebnis eines Touristen wird das Kraftwort der Gerechtigkeitsfanatiker: Ein Mann, ein Wort! auf seinen wahren Wert reduziert. Lustige Schwänke, wie der vom Geheimnis der Kunst Defreggers — „er hat's in der Hand; jeder kann's, der die Hand dazu hat" — wechseln mit launigen Parodien, deren gelungenste die Verspottung der Sängerfeste sein dürfte. Ein einfacher Einfall: ein berühmter Sänger stellt sich während der Bahnfahrt taubstumm, um seine Stimme zu schonen und um etwas zu erleben, wird von Rosegger ausgenützt, der nun die ungezwungene Unterhaltung der Mitreisenden über den Bedauernswerten ergießt. Endlich: Die Tafelrunde der Berühmten, der Nachweis am Weintisch, wie nicht sowohl das eigene Können, als Glück und Zufall zur Berühmheit führen — oder doch führen können. Wir überblicken beide Bände Erzählungen: die ländlichen Geschichten sind den städ-

tischen an Wert voraus; das „Geschichtenbuch des Wanderers" als Ganzes muß zu den unausgeglichensten Büchern Roseggers gezählt werden.

*

„Höhenfeuer" flammen (1887). Ich nenne an erster Stelle die Tagebuchaufzeichnungen: Das zugrunde gegangene Dorf, ein Nachklang des „Gottsucher", ein erster Ansatz zu „Jakob der Letzte". Diese Bekenntnisse eines Emigranten, des einst verwegenen Studenten Rößler, führen in großem Zuge der Schilderung die revolutionären Ereignisse der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vor, an denen die Gemeinde Dreiwalden zugrunde ging. Dramatisch wirkt die Missionspredigt des Jesuitenpaters auf dem Kirchplatz mit ihrem verhängnisvollen Zwischenfall, erhebend die religiöse Weite des Horizonts beim Verfasser. „Hat's denn keiner bedacht, daß der allmächtige Gott sich vor allem in Erschaffen und Aufbauen zeigt und nicht im Vernichten?" Kernig ist „die Ehestandspredigt"; die Weiber von Neuhofen wallfahren zum Athanasiafest nach St. Stefan, sie hören den nicht sehr gewandten Pfarrer predigen und sitzen mit ungebessertem Herzen im Wirtshaus, wo sie sich's wohl sein lassen — heute darf sogar etwas daraufgehen bei der Zeche, da sie es sind. Der Bruder des Pfarrers, der Hühner-Händler-Heinrich (Hendl-Heinl) erzielt tiefere Wirkung mit seiner Nachricht von dem Neuhofener Mann, der sich aus unglücklicher Ehe vor etlichen Stunden von der hohen Felswand herab den Tod gegeben habe, sein Weib soll nicht daheim gewesen sein, sondern in St. Stefan beim Kirchenfest. Angstgeschüttelt liegt jede am Abend ihrem Eheherrn im Arm, der Pfarrer aber freut sich über den Nutzen des Predigtamts. Die Charakteristik in dieser Erzählung ist ganz brillant. Durch ihre breit auseinanderfließende Darstellung und das Häufen der Motive bringt sich die an psychologischer Ausbeute reiche Geschichte vom „Zwieäugl und den eifersüchtigen Leuten" um einen Teil ihrer Wirkung. Der Nachtwächter von Steinau ist — eingekapselt in viel munter erzähltes, aber den Sinn des Ganzen verdunkelndes Nebenher — die rührende Herzensgeschichte einer empfindsamen Seele, wie sie dem Pfarrerssohn aus der verschiedenen Färbung seiner beiden Augen erwächst. Das „Hascherl" ist ein gutmütiger Junge, dem das Leben nebenaus geht, weil er nicht zuzufassen versteht, das „Guderl" eine entsprechende weibliche Gestalt von herzbezwingender Güte; ihr unbeirrtes Warten auf den eingekerkerten

Sebast, dem sie die Treue hält, erinnert an die Solveig in Ibsens Peer Gynt. Neben der „Christvesper" mag noch genannt sein die lebendige Geschichte voll tiefen Menschenwehs: Das Ereignis in der Schrun, ein Lobpreis auf die heldenhafte Mutterliebe, die sich stark macht, den in den Bergen abgestürzten hoffnungsvollen Sohn als Leichnam wiederzusehen, und stark, die Liebe zu ihm auf das verwaiste Söhnlein seines mit verunglückten Führers zu übertragen. An die „Mission in Falkenbach" gemahnt die Pfingstgeschichte des Bandes, die ein Rencontre zwischen Wilderer und Jäger sehr lebendig wiedergibt. Gut erzählt in Scherz und Ernst sind: Die Nottaufe und: Der verschenkte Gidel, die traurige Geschichte eines Halterbuben. „Zizii! Zizii!" schildert das Werden einer doppelten Liebe bei den Jungen und bei den Alten, übergoldet von Sonne.

* * *

Im Winter 1886 blühte Rosegger eine Freude: er verschaffte dem Freunde Anzengruber den Grillparzerpreis in Gestalt von zweitausend Gulden. Hatte ihm der Kirchfelder bitter bekannt: „Ich habe nun meine Jahre Schriftstellertum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem vollen heraus produzieren zu dürfen. Ich werde diese Stellung voraussichtlich nie oder erst dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die sind, welche eine solche Produktion aus dem vollen zulassen" — so lenkte Rosegger die Aufmerksamkeit der Juroren mit Erfolg auf die Weihnachtskomödie Anzengrubers „Heimg'funden", die in Wien abgelehnt, in Graz desto freudiger aufgenommen worden war. Er spricht mit Stolz von diesem wohlgelungenen Bemühen und bemerkt mit kaustischer Ironie: „Es soll ja auch Euch gern erlaubt sein, von dergleichen zu plaudern, falls Ihr einmal einem deutschen Dichter eine Aufmerksamkeit erweist, außer der, seine Werke aus der Leihbibliothek holen zu lassen."

Im Nachwinter 1887 war Rosegger in dem damals neu aufstrebenden Kurort Abbazia als Vorleser der Gast des österreichischen Kronprinzenpaares. „Vom Steinhaufen, auf welchem einst der barfüßige Halterbub sein eingedorrtes Stück Mittagsbrot gegessen, bis zur Tafel des Erzherzogs und Kronprinzen ist ein etwas umständlicher, aber ganz amüsanter Weg." Es ging wahrscheinlich nicht alles genau nach der Hofsitte dabei her, aber er meint begütigend: „Die

Sorgfalt, ein wenig diskret zu ſein, iſt einmal meine Art von Höflichkeit; ob ſie die gebräuchliche und richtige iſt, weiß ich nicht.“ Roſegger las zweimal aus ſeinen Dialektdichtungen vor den hohen Herrſchaften, die ihn herzlich aufnahmen. Schließlich war er froh, die erregende Ehre überſtanden zu haben; „man muß ſich in ſolchem Kreiſe wohl in acht nehmen, daß man unbefangen ſich treu bleibt. Und Fürſten müſſen ein großes Herz haben, wenn ſie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die ſie zu umgeben pflegt, die Achtung vor den Menſchen nicht verlieren ſollen.“ Er rühmt an dem Kronprinzen vor allem deſſen touriſtiſches und naturwiſſenſchaftliches Intereſſe.

Im Defreggerton.

„Die Samenſtäubchen kommen angeflogen und zeitigen ſich aus zu kleineren oder größeren, wilderen oder edleren Früchten, je nachdem Froſt, Sturm und Sonnenſchein in meinem Leben wechſeln.“ Mit dieſem Bildwort lehnt Roſegger jeden Verſuch ab, eine beſtimmte Tendenz in ſeinem dichteriſchen Schaffen entdecken zu wollen. Er hat nur die eine Abſicht, ſeinem Naturtriebe zu genügen: Dinge, die in ſeiner Seele leben, „möglichſt wahr und klar“ darzuſtellen und ſo eine Welt, die durch die Sinne von außen nach innen drang, verdichtet und geklärt plaſtiſch nach außen zurückzugeben. So waren es im Jahre 1888 Allerhand Leute, die ſich auf des Erzählers freundliches Geheiß zur Gruppe geſellten. Einer aus der Geſellſchaft iſt der Funken-Ferl, den der Aberglaube ſeines Dorfes um ſein Lebensglück gebracht hat. Ein zugewanderter Schneider, der den Sonnenſchein nicht leiden mochte, bei Regen und Sturm aber auflebte und bei Donner und Blitz jauchzte und pfiff vor Vergnügen. Seinem Mädel kauft er auf dem Jahrmarkt einen Kautſchukkamm; wie ſie ihm im Scherz damit in die wallenden Haare fährt, kniſtert es und die blauen Funken zucken hervor. Der Funken-Ferl, den der Teufel reitet, meiden die Leute, er verliert ſeine Kundſchaft und die Liebſte flieht. Nun iſt es klar: das hölliſche Feuer in ihm läßt ihn das Unwetter aufſuchen und die warme Sonne meiden. Innen heiß und außen auch — das iſt zu viel! Beim Pfarrer fordert man, der Ferl müſſe ſich mit Weihwaſſer beſegnen laſſen — der geiſtliche Herr rät ſeinen Gläubigen, ſie mögen ſich Kautſchukkämme kaufen und ſich im Dunkeln „ſtrählen“ laſſen, ſo würden ſie alle Funken geben. Was machte ihnen die Elektrizität im menſchlichen Körper? Und wer verſtand den Sonderling, der die brauſende Natur

umarmte?! Daß Rosegger hier den Geistlichen in den Dienst weltlicher Aufklärung stellt, ist immerhin bemerkenswert.

„Zwei, die sich nicht mögen" und „Zwei, die sich mögen", ist bäuerliches Sich-Fliehen und Sich-Meinen um der Liebe willen; in der Skizze aus den Religionskämpfen vor zweihundert Jahren: Die Überläufer siegt die Liebe sogar über die Konfession des Glaubens. Eine übermütige Satire auf bigotten Starrsinn ist Der Küster am Rudenkreuz, dem der stößige Stier die unzarte Lektion liest, eine andere Novellette geißelt den Aberglauben, der sich an die Messe heften kann. Alte Volkssagen werden chronikartig verwoben, lustige Kerle — wie der Virtuose der Selbsteinladung zum Mittagessen — und Opfer des Schicksals nachgezeichnet im Priesterkleid und im Bürgerrock. Was leben heißt, definiert der Verfasser mit den Worten: „Sie mögen den Abschaum des Lebens kennen gelernt haben, aber das Leben nicht. Mit einer Million kauft man sich kein Leben, noch weniger ein Glück. Sie müssen gerungen haben ums tägliche Brot. Sie müssen einmal aus einer schweren Krankheit genesen sein, Sie müssen Gutes empfangen und Gutes gegeben haben, Sie müssen sich ein Haus gebaut haben, und einen geliebten Menschen gefunden, und einen geliebten Menschen sterben gesehen haben, um zu wissen, was Leben ist. Sie haben noch nicht gelebt. Auf Ihrem Herzen liegt der Rost der Übersättigung, den müssen Sie herausbluten, und es wird wieder jung sein. Sie haben bisher nur Ihre rohesten Sinne gefüttert, den eigentlichen Menschen in sich haben Sie wahrscheinlich noch gar nicht entdeckt. Sie haben jene Organe noch gar nicht entdeckt, deren Betätigung und Befriedigung erst das Glück gibt. Das Sehen des Schönen in der Natur, das stille beständige Pflegen und Üben der Liebe zu seinen Mitmenschen, das Wiedergenießen dieser Liebe, das Bewußtsein erfüllter Pflicht, das, mein armer Freund, sind weit tiefere und raffiniertere Lebensgenüsse als jene tierischen, die Sie sich mit Ihrer unseligen Million erkauft haben." In der Fußnote zu einer historisch gefärbten Geschichte (Die schlaue Bäuerin), gibt Rosegger seiner Abneigung gegen den Militarismus den fast komischen Ausdruck: „Unter der Bezeichnung ‚die Blauhoseden' (Blaubehosten) sind die Franzosen von 1805 und 1809 im Mürztal populär geworden. Ich könnte es leicht erfahren, ob die im Mürztale eingefallenen Franzosen wirklich blaue Hosen trugen, aber mir ist die Soldatentracht zu aller Zeit so gottlos gleichgültig, daß ich mir nicht die Mühe nehmen mag, zu untersuchen, mit welchem Tuche diese

Welschen ihre Unaussprechlichen verdeckt hatten." Wer dem Dichter wegen dieses Unverstandes zürnt, der söhnt sich ohne Zweifel mit ihm aus, wenn er die reizende Schilderung der beiden Tabakraucher liest, des Pfarrers und seines Schulmeisters, die dem edlen Kraut, das sie eigentlich als Amtsträger bekämpfen wollten, gar bald das Loblied singen: „Lieb ist er mir geworden, der gottverblitzte Tabak, es ist ein Genuß, den man nicht nennen kann. Sind es die blauen Wölklein, die vor unseren Augen aufsteigen und uns das Harte und Herbe des Lebens verschleiern? Ist es die Glut im Tiegel, die unser Blut erwärmt? Die Sorgen gehen schlafen, wenn man raucht, und milde Gedanken und Bilder wachen auf. Der Rauch ist ein Sinnbild von unserem Leben und Wünschen und Besitzen und mahnt uns freundlich: Vergiß was vergangen, wenn's weh gewesen; gedenke daran, wenn's schön gewesen. Hege keine ungestümen Verlangen, begegne deinem Geschick mit Gleichmut und Ergebung. Keiner hat gehadert mit Gott, so lange ihm ein Pfeiflein geschmeckt; keiner hat sich ums Leben gebracht, ehe das Feuer in der Pfeife ausgegangen war. Solche Gedanken sind mir beim Rauchen gekommen, sonst wären sie mir mein Lebtag nicht eingefallen."

Ein freundliches Blatt ist die Beschreibung der Krieglacher Sommerwohnung Roseggers während der Abwesenheit seines studierenden Sohnes Sepp, mit dessen Arbeitsskelett er sich gebildet unterhält, inhaltreicher die Mitteilung über den Schneidergenossen, der dem Leben in philosophischer Ruhe als „Zuschauer" gegenübersteht, bis es ihn selber packt und ihm das Blut heißer durch die Adern jagt. Mit Interesse liest man von Roseggers Besuch bei Konrad Deubler, dem originellen Bauernphilosophen im Salzkammergut (Goisern), der mit Feuerbach und David Strauß, mit Zschokke und Ernst Haeckel intim befreundet war, ein lebhafter Geist, der für seine naturwissenschaftlichen Überzeugungen mehrere Jahre im Kerker leben mußte, bis Österreich eine freisinnige Verfassung bekam. Seltsam — wenn auch bei Roseggers Abneigung gegen den Materialismus verständlich — ist sein Versuch zu beweisen, daß Deubler „eigentlich" gar kein Materialist gewesen sei, da er ja — Idealem zugestrebt habe .. Rosegger hat sich durch diesen schönen Aufsatz selbst zur Ordnung gerufen wegen seiner zahlreichen Ausfälle gegen Materialismus und Materialisten. Humoristisch wirkt die Schilderung des Amateurluftschiffers, der seiner Naturschwärmerei jedes Opfer bringt; gelungen ist der Text zu Defreggers „Salontiroler", dem sich würdig

anreihen: Der Botaniker in der Almhütte, und die Geſtalten um die Sennerin. Die Zeugenſchaft des Mondes hilft der bedrohten Gerechtigkeit auf; die Warnung vor Tierquälerei („Sieben Jahre vor dem Höllentor") gehört zu Roſeggers eiſernem Beſtande; die Farben entnimmt er diesmal der Commedia Dantes, ohne ſie zu kennen.

Der letzte Bauer.

„Nichts will im Staate mehr Grundstein bilden, alles will Dachgiebel sein — wäre es ein Wunder, wenn eines Tages der Bau das Übergewicht bekäme?“ Der Bauer, der nicht mehr in die Höhe kann, strebt ins Weite aus, schollenflüchtig eilt er in die Fremde, von zehn Flüchtlingen versinken neun auf fremdem Boden. Das alte Bauerngeschlecht stirbt aus im Alpenlande! Das ist der Schmerz, der in Roseggers Seele wühlt. „Es ist ein Stück tragischer Wirklichkeit; der Dichter hat das Gemälde nur zu gruppieren, zu runden und im Besonderen die wenigen Blumen, welche in Wüsten und auf Ruinen sprossen, mit Liebe zu pflegen.“ Dieser Untergang des ältesten und wichtigsten menschlichen Berufsstandes vollzieht sich nicht so sehr von Natur wegen, als durch die Schuld der Menschen. Alles ist gegen den Bauer; die wirtschaftlichen wie die gesellschaftlichen Lebensbedingungen spitzen sich scharf zu seinem Nachteil zu. Man verteidigt ihn im Parlament als den Mann der Arbeit, und vergewaltigt daheim auf den eigenen Gütern diesen Arbeiter, die Kapitalkräftigen bringen die benachbarten Höfe an sich, der Zustand der alten Hörigkeit droht. Der Bauer wiederum möchte „Herr“ werden; indem er jedoch über seinen Stand hinausstrebt, verliert er den festen Boden unter den Füßen. Die alte Sage erneut sich: der Riese wird schwach, er schwebt in der Luft. „Die Gegenwart hätte ihm vielleicht Mittel geboten, sich wahrhaft frei und geachtet zu machen. Nun ist's anderseits die Krankheit der Zeit, der Größenwahn, der ihn erfaßt hat. Er ist nicht mehr für seinen Stand gebildet und gestählt, und so vollzieht sich gegenwärtig eine merkwürdige Flucht. Es vollzieht sich eine Flucht vom Pfluge zum Hammer, vom Hammer etwa zum Zirkel, von diesem zur Feder,

zum Doktorhut und womöglich zum Adelsbrief.“ So greifen Schicksal und Schuld hart ineinander, um den unheilvollen Zustand zu begründen. Die hohen Herren sind nach der Scholle lüstern, weniger um sie zu bebauen, als um sie zu Jagdgründen verwildern zu lassen. Sie behaupten, der Bauernstand der Alpen sei nicht zu halten, da die Konkurrenz mit der Einfuhr der Feldfrüchte unmöglich sei. Rosegger erwidert: „Das ist der Standpunkt des Händlers und nicht der des Bauers. Der Alpenbauer ist überhaupt nicht da, um zu ‚konkurrieren‘, sondern um auf seinem Boden für sich zu arbeiten und zu leben. Zwar einfach zu leben, aber naturgemäß und als freier Mann. Es wird sich zeigen, ob bei dem stetem Wachstum der Bevölkerung unsere wenn auch kümmerliche Erdscholle verachtet werden darf, ob der Mensch des Jagdwildes willen heimatslos sein soll, und ob das Reh und der Hirsch seine Herrschaft in unseren Bergen behaupten kann.“

In diese ernste Sorge um seinen heimatlichen Bauernstand hat der Dichter den Roman: Jakob der Letzte gestellt, eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. Dem „großen Künstler und geliebten Freund“ Franz von Defregger ist er gewidmet. Die Buchausgabe stammt vom Jahre 1888. Der Sohn eines reichgewordenen Kornlieferanten, der nach mancherlei Spekulationen von seinen Renten lebt, kauft das Gut Rabenberg, das an die Gemeinde Altenmoos grenzt. Nach und nach erwirbt er von den Altenmoosern ein Haus nach dem andern. Er hält Grund und Boden für eine sichere Kapitalanlage; der läuft nicht davon und kostet wenig, man läßt ihn wachsen. Zunächst ist er Jagdrevier. Die Bauern werden abgestiftet; den einen blendet das Geld, der andere, ein Großbauer, will im Tal ein Herrenleben führen, den dritten ruiniert die Steuerpflicht. Er muß verkaufen. Die übrigen verlassen die ererbte Scholle, sie glauben es im Tale leichter zu haben als im Gebirge. Die Zurückbleibenden sind in Altenmoos noch härter gebettet denn zuvor. Die Schule geht ein, die Wege verfallen; der Gutsherr will zur Erhaltung nichts beitragen, und die Lasten sind für die verringerte Zahl der Bauern zu schwer. In den baufälligen Häusern nistet sich fremdes Proletariat ein, die Herrschaft macht immer mehr Gebrauch von ihrer Übermacht. Die Steuern wachsen, die Söhne der Bauern dienen als Soldaten, die Forst- und Jagdgesetze schnüren den Altenmoosern die Kehle zu. Selbst der wohlwollende Pfarrer hält den Untergang von Altenmoos für unabwendbar: „Nein, Freund,

der Mensch gehört zu Menschen. Es ist vermessen, die kalte Erdscholle mehr zu lieben als die Lebensgenossen. Die Menschenbrust ist unsere Heimat, sonst haben wir keine auf dieser Welt. Jakob! Lasset diesen Boden, den Ihr so sehr lieb habt, lasset ihn rasten. Lasset Wald darauf wachsen, lasset ihm Feiertag sein auf ein Jahrhundert. Dann werden wieder junge, frische Menschen kommen und reuten, und hier glücklich sein. Der Weltlauf geht so. Kommt heraus, Bauer, aus dieser aufwuchernden Wildnis, wo Ihr ja doch schon allein seid, kommt mit zu euren Kindern!" Der letzte Bauer endet als Selbstmörder, nach einer Tat der Verzweiflung. Die Ausgewanderten erleben nicht viel Gutes; die fleißigen Talbauern hausen ab, da ihnen die Art zu wirtschaften fremd ist, die anderen verkommen; der Großgrundbesitzer verblutet sich an einer Krise. Altenmoos ist eine Wildnis geworden.

Vom nationalökonomischen Standpunkt aus prüft in einem trefflichen Essay Dr. Michael Hainisch*) unsere Dichtung; er kommt zu dem Ergebnis: Die Selbständigkeit und Bodenständigkeit des Bauernstandes erscheinen Rosegger als die Voraussetzung der sozialen Ordnung. Sie werden am vollkommensten bei der alten Naturalwirtschaft gewahrt, bei der die Arbeit des Bauers direkt der Erzeugung aller Bedarfsgegenstände gewidmet ist. Daher meint der Dichter bei einem rechten Bauernhofe stets den nach alter Weise bewirtschafteten Bauernhof. Ein rechtes Bauernhaus die Wiege aller Urproduktion und Industrie, der echte Bauer der ganze Mensch. Da diese bäuerliche Naturalwirtschaft in der Gegenwart Gefahr läuft, das Gleichgewicht zu verlieren, so rät Rosegger nicht nur zum Festhalten an der schlichten alten Lebensweise, sondern er hält auch Sparkassen und ähnliche Institute für schädlich, weil sie den Bauer mit der Geldwirtschaft in Berührung bringen würden. Speziell den Getreidebau will er nicht missen. Pflügen und Säen sind für ihn religiöse Akte des Bauern, der Getreidebau symbolisiert die Verbindung des Menschen mit Gott, seine unbedingte Abhängigkeit von dem höchsten Gut. Uralte Volksvorstellungen wirken hier nach, Rosegger hat sie stets mit Liebe gepflegt. Wenn er aber für die Beibehaltung des Getreidebaues auf Kosten der Viehzucht neben den poetischen und ethischen doch auch wirtschaftliche Gründe ins Feld führt und spottend bemerkt, die Ochsen wußten es besser, was not sei, „sie wollen kein

*) Jubiläumsheft des Heimgarten, zum 60. Geburtstag des Dichters, S. 19—24.

Gras freſſen von einer Trift, die jahraus jahrein nicht umgebrochen wird mit dem Pflug und nicht manchmal Hafer und Korn darauf angebaut; die Ochſen ſagen, ſo ein Ödgras wäre ſauer und voll Moos, dem Herrn ſchmeckt's vielleicht beſſer" — ſo hält ihm Hainiſch als Entgegnung vor: „Den Prozeß hat der Dichter damit unzweifelhaft gewonnen; und zwar nicht bloß deshalb, weil er die Lacher auf ſeiner Seite hat, ſondern auch weil der Gegner gar nicht mehr zum Worte kommt. Wäre den Vertretern der gegenteiligen Anſicht eine Replik geſtattet, ſo würden ſie wohl die Frage ſtellen: Wie kommt es, daß dieſe überklugen Mürztaler Ochſen und Rinder ſo mager ſind, daß man ihnen alle Rippen zählen kann, während ihre weniger klugen Stammesgenoſſen in der Schweiz und im Algäu bei dem ſauren Ödgras ſo gut gedeihen? Wie kommt es, daß man von einem allgemeinen Zugrundegehen der Schweizer Bauern nichts hört, obwohl die Grundwerte und Löhne in der Schweiz ſehr hohe ſind, während bei uns ein Steinreuter oder Adamshauſer nach dem andern abwirtſchaftet, und zwar auch dort, wo es gar keinen nennenswerten Widerſtand gibt, und wo kein Kapitaliſt daran denkt, Häuſer anzukaufen?"

Blicken wir nach dieſem Streiflicht auf den Agrarphiloſophen Roſegger zum Dichter und Ethiker zurück! Der kleine freie Eigentümer will auf ſeiner überkommenen Scholle ſitzen bleiben, er fühlt, ſie iſt ſein „Tauſender", der nicht zerreißen kann noch verbrennen, der ſeine Jahreszinſen bringt in Kriegs- und in Friedenszeit. Die Makler und Händler aber durchziehen das Land, und gibt der Beſitzer des größten Hofes ſeinen Grund und Boden ab, wie ſollen dann die Nachbarn den ihren behaupten? Der Wald wächſt ihnen in ihre Felder wieder hinein, die vordem der Wildnis abgerungen worden. Jakob Steinreuter und ſeine Freunde machen dem Guldeiſner, der ſie alſo bedroht, vergeblich Gegenvorſtellungen; „ich rate doch ab. Nachbar, bedenk's. Wenn du von deinem Hochwald einen friſchen Lärchbaum verſetzeſt hinaus ins Tal, mitſamt der Wurzel verſetzeſt, und ihm dort die beſte Erden gibſt und den fetteſten Dung, und Naß und Sonne, wie du willſt, der Lärchbaum geht zugrund. Ein Gebirgsbaum läßt ſich nicht verſetzen, wenn er ausgewachſen iſt, ſchon gar nicht. Ein Gebirgsmenſch auch nicht": er weiſt ihnen die Tür; die von einem Stamme verſtehen ſich nicht mehr, ſie reden nicht mehr die gleiche Sprache. Dem „Kampelherrn" gehen ſie nach und nach alleſamt ins Netz. Andere Zeiten .. Der

treue Jakob beißt ſich an dem ſteinigen Boden, von dem er nicht weichen mag, die Zähne aus. „Wir ſind ein Bauernſtamm, wir hören etwas läuten von Reichtum und Herrlichkeit draußen in der weiten Welt. Wir gönnen es jedem, der dran glücklich wird. Wir brauchen es nicht. Wir haben müſſen davon reden, weil ſie die Heimat und die Fremde zueinander wägen. Ich tu's nicht. Wie ſoll ich die Erdſcholle und die Wolke miteinander wägen? Es gehen Häuſerſchächer um, und ihr verkauft den Boden, auf dem ihr ſteht. Nachbarn! Wenn ſich die Welt zerſtört, ſo fängt es an. Die Menſchen werden zuerſt treulos gegen die Heimat, treulos gegen die Vorfahren, treulos gegen das Vaterland. Sie werden treulos gegen die guten alten Sitten, gegen den Nächſten, gegen das Weib und gegen das Kind. Sonſt iſt das in der Heimat geboren worden, hat in der Heimat ſeine Jugendzeit verlebt, ihr ſetzt es in die Fremde, auf Sand. Ein Blatt, das vom Baume geriſſen iſt, flattert noch eine Weile raſchelnd im Herbſtwind hin und her, ehe es ſinkt und verweſt. Jetzt iſt ſo ein Wind gekommen, Nachbarn! Ihr raſchelt, aber ihr werdet nimmer grün. Ihr ſeid feige, lauft dem Bauernſtand davon, weil er hart und ernſthaft iſt. Ihr ſeid hoffärtig, und weil euch der Wind trägt, ſo glaubt ihr, ihr wäret Vögel und könntet fliegen." Er ſucht ſeine früheren Genoſſen draußen in Sandeben auf, die ohne viel Zaudern verkauft haben; ſie ſind Protzen, die ihr Geld verzehren und nicht an die Zukunft denken; die Bauernknechte haben ſchwerer zu arbeiten als zuvor und haben ſchmälere Koſt. Ein Knecht des Steppenhofers iſt in ein großes Walzwerk gegangen und hofft auf den roten Weltuntergang: „Sparen tun wir nicht, wenn's kracht, kriegen wir eh genug." Jakob blutet das Herz. Sein Knecht Bartl ſagt ihm auf; er wird alſo mit den Kindern allein wirtſchaften. Der Hüttenmauſer Florian führt ſeine Angerl heim; Friedl aber, ſein einziger Junge — Jackerl iſt vor Jahren ſpurlos verſchwunden — wird zu den Soldaten eingezogen. Die Mutter will dem durchreiſenden Kaiſer eine Bittſchrift für den Soldaten überreichen, im Gedränge trifft ſie der Schlag; ſie ſtirbt. Die Feindſchaft des Waldmeiſters des Kampelherrn treibt die verheirateten Kinder Jakobs aus ihrer Heimat. Friedel, von Heimweh gepackt, flüchtet als Deſerteur nach Hauſe; die Gendarmen holen ihn zurück zu blutigen Geißelhieben und härterem Dienſt. In einer Schlacht, in der er ſich auszeichnet, fällt er bald darauf. Mit Jakob teilt nach den entſetzlichen Schickſalen nur noch einer die traurige Einſamkeit: der Pechölnatz.

In der neugeschaffenen Wildnis haust die Jagdwirtschaft; die Meuten und Treiber zerstampfen auf Jakobs Wiesen, Saaten und Feldern alles in den Grund. Die Behörde höhnt den ehrlichen Starrkopf, der sich der neuen Zeit nicht fügen will. Soll er als Wilderer sein verwüstetes Eigentum schützen? Er schießt einen in seinen Gemüsegarten eingebrochenen Hirsch nieder, die Gefängnisstrafe trifft Jakob unheilbar an seiner Ehre. Das nächste Reh, das er erlegt, meldet er nicht mehr. „Man macht's, wie sie's haben wollen" bemerkt er bitter, und schreibt sich das Zeugnis, da gerade sein Namenstag ist: „Vierundsechzig Jahre! Bei manchem Menschen braucht es lange, bis er ein Spitzbub wird." Der stolze Franz Guldeisner bettelt völlig verarmt vor seiner Tür um einen Bissen Brot; er bringt einen Brief aus Neu-Altenmoos in Oregon im fernen Amerika, den der durchgegangene Jackerl geschrieben. Jakob, der Weißkopf, will hinüber, um den ihm plötzlich wiedergeschenkten Sohn und dessen Familie in die alte Heimat zurückzurufen; der Reuthofer ist gebrochen, aber die Jungen sollen den heiligen Kampf führen um das Erbe der Väter! Am anderen Morgen sieht Jakob wieder ein Reh äsen im reifen Haferfelde; wie er sich zum Schuß bereit macht, ertappt ihn der Waldmeister Ladislaus. Jakob ergibt sich nicht, der Waldmeister, der ihn verfehlt, fällt von Jakobs Hand. Der Mörder geht ins Wasser, die dunklen Wellen entziehen ihn der grausamen Welt, die von dem Leid seines Lebens nichts versteht. In der öden Hochschlucht „zum Gottesfrieden" verscharren sie ihn; aber er ruht dennoch in Altenmooser Erde.

Die Macht der Mitempfindung des Poeten zeigt sich als ebenso groß wie die Kraft der Darstellung. Der tragische Ausgang wirkt doppelt erschütternd, weil zum Schlusse hin noch ein leiser, letzter Hoffnungsstern aufleuchtete. Niemandem können einzelne unpoetische Momente in dieser Erzählung entgehen, so wenig wie die unerquicklichen Szenen. Aber wie er die Seele dieses schlichten, goldenen Waldmenschen Jakob vor uns aufbaut, das bleibt ein dichterisches und psychologisches Meisterwerk! Die eigenste Art Roseggers, die ihn mit zwingender Gewalt an Gestalten weist, deren Wesen an die nährende Erde gebunden ist, feiert ihr Siegesfest. Wenn der Reuthofer sicher und unbehelligt auf der väterlichen Scholle schalten dürfte, so würde er auch die schweren Fügungen des Naturlaufs: das Erlebnis mit Friedel und den Tod seines Weibes, verwinden, wie die Vorfahren die Prüfungen des Lebens in der Zuversicht ertragen

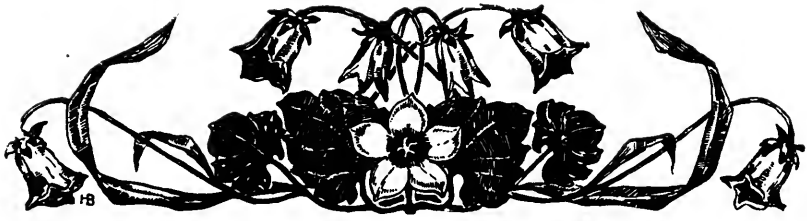
haben, ihren Kindern die gesicherte freie Erde zu vererben. So gliedern sich auch die auf den ersten Blick zur Durchführung des Romanthemas nicht notwendig erscheinenden Nebenmotive doch dem Ganzen, wenn auch nur mittelbar, künstlerisch ein.

*

Ich füge der Analyse des Jakob ein Votum Roseggers noch an, das er in Sachen des Bauernstandes einige Jahre später abgegeben hat. Es lautet:*) „In meinem Roman ‚Jakob der Letzte' habe ich den Niedergang des Bauerntums in den Alpen geschildert. Hierauf erhielt ich zahlreiche Zuschriften, daß es in vielen Gegenden Deutschlands nicht anders sei, und so nehme ich mit Schrecken wahr, daß die moderne Politik und Ökonomie mit dem freien Bauernstande systematisch aufzuräumen gedenkt. Was soll das werden? Ich bin ja kein praktischer Volkswirtschaftslehrer, ich bin nur ein Poet, doch den Poeten sagt man nach, daß sie Seher wären, und ich sehe in der Tat, daß künftige Geschlechter sich wieder mehr auf dem Lande einheimen werden. Friedlich und für eine Dauer gelöst kann die soziale Frage nur auf dem Lande werden, dort sind Herr und Diener untereinander viel verträglicher als in der Stadt und kommen sich menschlich näher. Seit einem Vierteljahrhundert predige ich in allen Formen des Wortes die Rückkehr zur Natur, habe mein Häuschen ins Bauerndorf hineingebaut und stehe persönlich mitten unter Bauern. Auch meine Söhne suche ich für das Bauerntum zu gewinnen, freilich mit geringem Erfolge, denn sie sind eben auch Kinder ihrer Zeit und warten gleich diesen, bis der Engel mit dem flammenden Schwerte sie zurücktreibt in die Natur.

Ich bin mit den führenden Geistern unserer Zeit ganz unzufrieden. Sie lehren nicht leben, sie lehren nur denken; eins müssen wir noch lernen: das von ihnen Gelernte wieder zu vergessen. Unsere treue Mutter ist die Erdscholle, aus ihr sprießt das Brot und der Idealismus."

*) Allerlei Menschliches 69 ff.



Rosegger als Symbolist.

Der selbständige, aber eigenrichtige Adolf Bartels meint in seiner Studie: Die deutsche Dichtung der Gegenwart, die Alten und die Jungen,*) mit Rosegger sei das erste selbständige Auftreten des modernen Symbolismus in unserer Literatur zu verzeichnen, so daß der später durch die jüngere Generation „besorgte Import aus Frankreich gar nicht nötig" gewesen wäre; „aber wir Deutschen entlehnen ja immer noch, was wir im Grunde schon haben". Schälen wir den Gedanken des Literaturkritikers aus seiner mißvergnügten Einkleidung heraus, so kann man ihm ein gewisses Recht nicht versagen. In keiner seiner Dichtungen aber hat Rosegger diesen symbolistischen Hang seines Wesens stärker betätigt als in dem Roman: Martin der Mann.

„Martin der Mann" ist in den Voraussetzungen und in hundert Einzelzügen phantastisch; allein dieser Roman des Jahres 1888 ist als Komposition eine erstaunliche Leistung Roseggers. Selten nur ist ihm so Geschlossenes, so streng nach den Gesetzen der Kunst Aufgebautes gelungen. Die Dichtung ist dem „verehrten Freunde Dr. Adalbert Svoboda als ein Zeichen inniger Dankbarkeit" gewidmet zur Feier ihres silbernen Freundschaftsjubiläums (1889). Keine Bauerngeschichte legt uns der Volksdichter diesmal vor, sondern — den Roman einer Fürstin! Welt und Menschenschicksal seien hier zu einem Gleichnis verwoben. Aber wie kommt der Volkspoet ins Schloß? Er hilft sich mit gutem Humor über die schwierige Antwort hinweg, indem er erklärt: „Schon der Acker meines Vaters, so einfältig er auch war, trug nicht immer gern eine und dieselbe Frucht; nachdem er einige Jahre lang Roggen oder Hafer gegeben hatte, war er aufgelegt für ein blaublühendes Flachsfeld, oder gar für

*) S. 161; 1901 in Leipzig.

Süßrüben und Kartoffeln. Hatte er ſich auskartoffelt, dann ging's wieder prächtig mit Korn, falls er ſich nicht etwa anſchickte, für immer brach zu liegen. Und ſo mögen wohl auch in dem Fruchtacker eines Menſchenhauptes verſchiedene Kräfte liegen, wovon die einen raſten und ſich erholen, während die anderen tätig ſind. So kam es allmählich und ward für mich eine Naturnotwendigkeit, dieſe etwas fremdartige Erzählung zu ſchreiben. Ein ganzes Jahr lang ſah ich die feinübertünchten Zuſtände eines Fürſtenhofes, wechſelnd mit den grauenhaften Naturerſcheinungen einer Waldwildnis. Einen ganzen Sommer lang dachte und fühlte ich nichts, als meine Herzogin Juliana, ihre ſeltſame Freundſchaft und ihre faſt dämoniſche Liebe. Die Ereigniſſe ſind geſchehen, ich ſah ſie ſtattfinden vor meinem inneren Auge. Wer gewohnt iſt, die Wahrheit nur nach Äußerlichkeiten zu meſſen, der wird in dieſem deutſamen Buche auf Unerhörteſtes ſtoßen; wer aber die Natur eines von Vorurteilen befreiten menſchlichen Herzens ſieht, der wird die Begründung der Dinge vielleicht erkennen. Wer ſein literariſches Gewiſſen beruhigt, wenn er dieſe Erzählung ein Märchen nennt, der möge es tun; doch wird ihm am Ende das Märchen zu realiſtiſch ſein."

In drei Büchern werden die Schickſale der drei Menſchen aufgerollt, die die Handlung tragen: Juliana, Maria, Martin. Wir ſind im Tal der Timer. Der regierende Herzog des Ländchens iſt bei einer Adlerjagd im Gebirge ermordet worden. Prinzeſſin Juliana beſteigt den Thron als regierende Herzogin, jung und zum Herrſchen weder begabt noch willig. Sie war bisher ein fröhliches Kind, das harmlos mit dem Volk verkehrte als mit ſeinesgleichen. Nun trägt ſie den Purpur und ſieht überall nach dem Rechten. Eine Erholung ſind ihr die offenherzigen Briefe, die ſie mit ihrer Jugendgeſpielin Maria tauſcht. Sie enthebt den Mann der Freundin ſeiner Soldatenpflicht, Peter kehrt als Förſter zu ſeiner Familie zurück, die Herzogin ſorgt zart für ihre Bedürfniſſe. Maria Baumgartner überwindet bald die natürliche Scheu und plaudert mit der Gekrönten klug und von Herzen über ihre kleinen und großen Anliegen. Dieſer Briefwechſel zwiſchen den zwei im Leben ſo verſchieden geſtellten Frauen füllt das erſte Drittel des Romans aus. Wir ſehen, wie der anmutigen, tatkräftigen Juliana gelingt, was ihrem mißtrauiſchen Onkel nicht gelungen war: die breite Kluft zwiſchen der radikalen Volkspartei und der exkluſiven Adelspartei wird verengt, die Stände nähern ſich. „In jedem ordentlichen Staate muß, wie in einer Uhr,

die Unruh sein, eine Gegenpartei, der das, was geschieht, niemals recht ist. Der kluge Herrscher, der keine Unruhe hätte in seiner Reichsuhr, müßte sich sofort eine solche schaffen", meint der Dichter; die Fürstin aber beherzigt die Parabel von den Starken, die sie in den Papieren ihres verstorbenen Lehrers findet und sucht ihr Volk zu einer Gemeinsamkeit in Wirkung und Gegenwirkung zu führen, die das Vertrauen an die Stelle der Furcht setzt. Motiv ist hier das ideale Bild, das Tacitus seinen von der Decadence angefressenen Römern von dem jugendlichen Stamm der Germanen in seinem „goldenen Büchlein" entworfen hat. Die lustigsten Naivitäten laufen den beiden Schreiberinnen in ihren Briefen in die Feder — wenn die Herzogin der bürgerlichen Freundin von den Freiern erzählt, die um ihre Hand anhalten und von den Körben, die sie austeilt; aber auch treffliche Bemerkungen: „Kannst Du Dich noch erinnern an den alten Straßenmeister Remini zu Friedau, der alles grau gesehen hat, lauter graue Wiesen, graue Blumen, graues Firmament, als ob es straßenstaubig gewesen wäre. Er war farbenblind; die Pessimisten sind auch so, sie sehen das Blau des Glaubens, das Grün der Hoffnung, das Rot der Liebe nicht. Ihr Seelenauge hat den grauen Star. Es ist keine Freude mit ihnen."

Über das neugebaute Forsthaus im Scharntal geht ein furchtbares Schneetreiben nieder, das die Försterfamilie vier Tage in Lebensgefahr hält, bis sie sich langsam von der Schneelast befreien kann, die sie fast erdrückt hätte. Aber das Hochwasser, das dem Schnee folgt, richtet schwere Verheerungen an. Die Herzogin leitet umfassende Hilfeleistung in die Wege, der Not zu steuern — um angesichts der schamlosen Unterschlagungen ihrer Beamten, die sich an dem Geld der Liebe die Finger abwischen, sich matt und zerrissen vom Thron fort zu sehnen. Der Leibjäger des ermordeten Fürsten wird durch Gerichtsbeschluß als Mörder stranguliert. Juliana verlebt bei ihren Freunden im Forsthause stille Wochen der Erholung, fern von den Aufregungen des Hofes. Wie Maria den hohen Besuch in ihrem Hause vorbereitet, das ist ein Prachtbild Roseggerscher Erzählkunst, das sich nicht wiedergeben läßt! Ebenso das erste gemeinsame Waldfrühstück mit den fürstlichen Gastgeschenken. Von Maria heißt es: „Die Steinchen und Pflänzlein blickte sie an, die zu ihren Füßen waren, und tat schier wichtig mit ihnen; mit den kleinsten Tieren gab sie sich ab, sie hatte ihre ganz besondere Naturgeschichte. Sie hatte in der Pflanzenkunde nicht allein ihre Vergißmeinnichte,

Himmelsſchlüſſel, Hahnenfüße, Hundszungen, Ritterſporne, Frauenhaare, Ehrenpreiſe, Tauſendguldenkraut und dergleichen; auf den Matten wuchſen auch Junggeſellenherzen, Blutige-Treue, Kinderaugen, Kopfindiehöh', Hölliſch-Feuer, Wachsindenhimmel, blaue Zauberin, Bettelweibel, Traumirnit, Starrköpfel, Totenblüh' und allerhand andere Pflanzen und Blumen mit ſeltſamen Namen und Geſchichten. Zu allem und jedem wußte ſie ein Märchen, eine Sage, die ſie manchmal ſo halb träumend vor ſich herſagte, oder ein launiges ſinniges Sprüchlein. Auch die Käfer, die unter den Halmen krabbelten, und die Vögel, die in den Zweigen ſangen, hatten hier andere Namen; faſt in jedes Ding hatte der Menſch einen Gedanken hineingelegt, ſo eine Art Seelchen, das aus allen Weſen guckte, zuckte und ſpukte." Sie hält tadelnd der hohen Freundin das Todesurteil über den Büchſenſpanner vor, der den Herzog ermordet. Eine herrliche Bergpartie bringt die Wendung. In einem Zeitungsblatt, das ſich findet, lieſt Juliana, der wirkliche Mörder des Herzogs ſei ein Student, der flüchtig ſei; der Hingerichtete alſo das Opfer eines Juſtizmordes. Die Herzogin bricht ihren idylliſchen Aufenthalt im Waldhauſe ab, den unwegſamen Schatt will die Erſchreckte durchforſchen, fort von den Menſchen in die Wildnis treibt es ſie mit Sümpfen und Ungründen. Mehrere Männer ihres Gefolges begleiten ſie; bald verabſchiedet ſie die Ängſtlichen, Maria allein bleibt ihr tapfer zur Seite. Unſer Poet läßt hier ſeiner blühenden Phantaſie freien Lauf, um uns in die ſeltſamen Wunder des Urwaldes einzuführen. Sie ſehen dem Tode ins Auge, ein paar Wolfsaugen blitzen ſie an. Endlich finden ſie im dichten Walde eine Hütte; eine neue Beſitzung erſteht hier in einer Lichtung, die dem Dickicht von kräftigen Männern abgetrotzt ward. Man nimmt die Flüchtlinge auf; Maria aber entweicht bei Nacht und Nebel, zurück nach dem Scharntal — ſie hat in dem Herrn des Hauſes, unter deſſen Dach ſie ſich bargen, den Forſtgehilfen ihres Mannes wieder erkannt, deſſen ſuggeſtivem Weſen ſie in ihrem Hauſe nicht hatte ſtandhalten können ... Sie hatte ihn deshalb ohne äußeren Grund eines Tages fortgejagt. Martin war in den wilden Schatt gewandert. Juliana bleibt; ihr raſend gewordenes Herz bannt ſie in die Nähe dieſes Mannes. Das Weib in ihr ſchreit nach Liebe, das Weib im Purpur.

Martin, der Mann, tritt in Julianas Leben ein. Seelenkundig ſind die Fäden gezeigt, die ſich von Pſyche zu Pſyche ſchlingen, bis die beiden ſtarken Menſchen in freier Neigung ſich einander ergeben.

Sie bietet dem Menschen der Wildnis, dessen herrliche Männlichkeit ihr Herz für immer gefesselt hat, ihren Thron. Er schlägt ihn aus; Herzoggemahl mag er nicht werden, er muß der Herr sein, wo er sein Haus hinstellt. Sie geht, um — ohne ihr Fürstentum wiederzukehren, das sie der Liebe geopfert hat. Sie setzt eine Volksregierung ein. Martin ist beglückt, aber ein düsterer Ernst will nicht von seiner Stirn weichen; Juliana ist selig, nur noch liebendes Weib zu sein, das sich hingibt an den starken Gebieter. Er rodet den Wald und baut eine feste Wohnung für ihre Zukunft, sie läßt im Timertal in ihrem Schloß die Hochzeit zurüsten. Rosegger, der mit Meisterstift das nächtliche Spiel der Sumpfdünste gezeichnet, läßt uns das Niedergehen einer Windhose miterleben in einer Schilderung, die zum Bedeutendsten aus seiner Feder gehört. „Einen solchen Himmel hatte Juliana noch nicht gesehen. Er war nach allen Seiten hin — soweit das Auge ihn erreichte — vollgedrängt von Wolkenballen, die grau und schwer wie ungeheure Bleiwuchten aneinandergepreßt die Erdscheibe einwölbten. Daß über diesem Gewölbe noch die Sonne stand, wer konnte es glauben! Einzelne Wolkenpartien waren im tiefsten Blau, wie klarer Nachthimmel ohne Sterne, andere fast ganz schwarz wie Eisenschlacken. Wenn man mit einem Hammer nach ihnen hätte schlagen können, sie müßten einen metallenen Schall gegeben haben, so hart und ehern sahen sie sich an. Dabei wogten und wirbelten sie unaufhörlich, und obzwar man das Verwandeln nicht eigentlich vor sich gehen sah, die Verwandlung sah man doch in jedem Augenblicke. Eine gleichmäßig blauschwarze Wucht, die breit und massenhaft gegen den Zenith aufstand; sie hatte blasse, hochgerundete Ränder und in ihrem Spiegel zuckte zuweilen ein mattroter Schein.

Jetzt war es unten in der Talung zu sehen, als ob aus einzelnen Baumwipfeln mondscheinblaue Lichtsäulen aufstiegen. Sie stiegen sachte empor und verschwanden und schimmerten aufs neue. Weiter hin in der dämmernden Ebene lag ein phosphorglanzblauer Äther.

‚Alles ist voller Elektrizität‘, bemerkte Martin. ‚Wir werden am Ende doch ein Schauspiel erleben.‘ Martins Auge haftete an einer finsteren Wolkenschichte. Dieselbe sandte dort einen lichtweißen Nebelzipf senkrecht nieder, der sich immer mehr schlauchartig verlängerte, bis er auf die waldblaue Ebene stieß. Wie ein ungeheurer Trichter stand die weiße, seltsame Gestalt, die nun auf dem Boden

auseinanderfloß, kegelförmig wie niederrieselndes Mehl. In der Luft war ein feines Knattern, wie von einer fernen Feuersbrunst und im Nebeltrichter flog ein Wust von dunklen Körpern auf und nieder und tanzte in demselben.

‚Das ist,‘ sagte er, ohne ein Auge davon abzuwenden, ‚das ist dieselbe Geschichte, wie vorher mit dem Papierblatt: Wirbelwind. Aus den Wolken ist eine Windhose niedergesprungen, und wie früher das Blatt geflogen ist, so fliegen jetzt die Fetzen der zerrissenen Bäume und der aufgewirbelte Sand. Es saugt die Splitter und die Baumwipfel auf, ganze Rasenscherben gräbt es los und schleudert sie empor, Vögel, Hasen und Rehe mit ihnen. Siehst du, jetzt geht es weiter nach rechts, hinterher bezeichnen die weißen Strünke und entschälten Stämme seinen Weg.‘

‚Es kommt näher!‘ rief Juliana und barg ihr Haupt an Martins Brust.

Tatsächlich zog die Windhose sich gegen die Ansiedlung, die so still und scheinbar wohlgeborgen in der Niederung lag. Im Wirbel flogen schraubenförmig allerhand dunkle und weiße Körperchen, und plötzlich war es, als springe in demselben ein blinkender Strahl auf. Der Schlauch war an die Tümpel gekommen und sog dort Wasser in seinen luftleeren Raum. Das Knattern währte fort, und manchmal war es wie das schmetternde Schnalzen eines Baumstammes, der mitten auseinander gerissen wird.

Die Windhose war licht und wuchtig wie eine Marmorsäule, welche das Gewölbe des Himmels zu tragen hat; man hätte sie für einen festen Körper halten müssen, wenn nicht immer wieder in ihr die fliegenden und tanzenden Punkte der Splitter, Baumwipfel und Erdfetzen zum Vorschein getreten wären.

‚Es kommt näher!‘ schrie Juliana.

Martin schwieg. Die drückende Luft war noch totenstill gewesen, allmählich erhob sich ein eigentümliches Sausen, das immer heftiger ward, während der Nebeltrichter von Sekunde zu Sekunde sich merklich vergrößerte. Martin sah im Geiste sein Haus zerrissen in tausend Splittern gegen Himmel fliegen, mitten in einem wirbelnden Staubmeere tanzen und dann in alle Winde sich verstreuen . . . Martin schwieg.

Jetzt war es wie das dumpfe Knallen eines Schusses, ein Windstoß hatte ans Ohr geschlagen. In demselben Augenblicke riß der Nebelschlauch in der Mitte, dort, wo er am dünnsten war, ent-

zwei. Nun waren zwei Trichter, der eine in den Wolken mit seiner Röhre nach unten, der andere auf der Erde mit seiner Röhre nach oben. Sie gingen auseinander; der auf der Erde wirbelte rasch gegen die Richtung des Wolfgangberges hin, ans Gebirge stoßend löste er sich auf in eine formlose Dunstschichte. Der am Himmel blieb eine Weile unverrückt hängen, dann zersetzte er sich in weiße Fransen und Schaumflocken.

‚Es ist vorüber', sagte Martin. ‚Ich habe diese Erscheinung heute das erstemal in solcher Größe gesehen. Der Himmel hat starke Arme, mit denen er niedergreifen kann auf die Werke der Menschen. Ich will mich freuen an meiner Schöpfung, wenn es mir gegönnt sein sollte, sie zu vollenden, aber — nie sei der Mensch in Hochmut stolz auf seine Werke.' Von der Luft begannen nun Tropfen, Fichtennadeln, Zapfenschuppen, Splitter und Zweige niederzuregnen, und allerlei Staub, selbst Kieselsteinchen fielen. Es fielen Baumrinden, es fiel die Klaue eines Raubvogels, es fielen zerzauste Federn. Das dauerte eine Weile so. Die ganze Luftweite war erfüllt mit einem wogenden Kehricht. Ein bunter Häher flatterte daher, er flog nicht, sondern flatterte von Wipfel zu Wipfel, von Ast zu Ast, endlich nur mehr auf dem Erdboden heran. Ein Teil seines rechten Flügels war weg; den Menschen waberte es zu, das sonst so scheue, tückische Tier, als könne es nur bei diesen Mitleid finden in solcher wilden, wütenden Welt. Als Martin den Vogel fangen wollte, schoß dieser doch ins Gebüsche. Nun war's, als fahre irgendwo eine Geröllschicht zur Tiefe. Der Hall wiederholte sich in allen Wolken. Laue Regentropfen fielen zur Erde, die Wolkenmassen schienen sich ineinander zu verschmelzen, und die harten Farben lösten sich in ein zarteres Grau. Der Donner rollte, ohne zu krachen, von den Blitzen sah man nur den roten Schein. Das Menschenpaar machte sich auf den Heimweg. Endlich wurde es Nacht. Kein Lüftchen ging. Der Regenschauer hatte aufgehört, nun hub die Herrlichkeit des Feuers an. Plötzlich schoß ein blendender Blitz auf; es war, als ob er aus einem Tannenwipfel gegen Himmel gezuckt hätte. Da prasselte schon der Donnerschlag. Quer über den Himmel fuhr eine weißlodernde Schlange; erst nach zwei Sekunden folgte ihr der Knall. Weiterhin fuhren scharfe Strahlen auf und nieder, so ununterbrochen, daß das Licht nicht auslosch über dem Walde. Jählings ein heißer lodernder Qualm, daß es unserem Menschenpaare den Atem in die Brust zurückstieß, und ein Schlag, daß der Boden bebte.

. . Und die Blitze gingen immer auf und nieder über den mächtigen Wald, in Kreuz und Krumm, in Zacken und Speeren. Die Gegend war wie ein grün-blau-rotes Lichtmeer, in welchem die feurigen Schlangen schwammen. Manchmal flammte im Gewölke ein Punkt auf, sternartig, um sofort wieder in sich zu verlöschen. Manchmal zerteilte sich eine Blitzlinie in mehrere Arme und diese zerfaserten sich wieder in zahllose Strählchen, daß es schien, als sause vom Himmel eine riesige vielzweigige Flammenrute nieder. Andere Blitze fuhren von einer Wolke heraus in die nächste hinein, und ihr roter Widerschein brannte nach in den Wolkenrändern. Dann wieder flammte das Leuchten fächerartig auf, wie Nordlichtschein über die halbe Himmelsrunde, und es flackerten verlorene Scheine in Wolkenhaufen, langsam auffachend und langsam verlöschend. Die heftigen Donnerschläge waren seltener geworden, hingegen rollte und murrte es am Himmel unaufhörlich, zu hören, wie vom Strande aus der Meeressturm, oder als wären die Wolken ungeheuere Granitmassen, die sich aneinander rieben. Allmählich verstummte auch dieses hohle Donnern, es war ganz still, nur die Blitze flammten noch und flammten unaufhörlich . . ."

Martin rückt seiner Braut menschlich näher, als eine flüchtige Jugendflamme, die mit ihrem verschnapsten Mann im Schatt Arbeit sucht, ihn an seiner Sünden Maienblüte mahnt, als sie ihrem Helden auch etwas zu verzeihen hat. In der Schloßkapelle zu Edenstein soll die Trauung sein. Auf dem feierlichen Gange dorthin enthüllt Martin der fürstlichen Braut das Geheimnis seines unsteten Lebens: er hat, durchs Los dazu bestimmt, seinerzeit den Herzog, ihren Oheim, auf der Adlerjagd erschießen müssen als Mitglied eines Geheimbundes, nachdem der hingerichtete Büchsenspanner hochverräterisch ihnen den Weg gewiesen. Juliana ist ins Herz getroffen. Sie stürzt sich im Hochzeitsschmuck in den Schloßgarten und stirbt in seinen Armen. — —

Die Tragik der Welt versucht der Poet in diesem Roman zu verflechten mit der Idylle eines Märchens; eine Wirklichkeit und ein Gleichnis nennt er die Geschichte. Von Menschengröße und Menschenliebe ein Gleichnis, der Hoheit der unantastbaren sittlichen Weltordnung ein lauteres Symbol.

* * *

Ein Trauerjahr für Roſegger wurde das Jahr 1889. Am 30. Januar traf ihn die Kunde von dem entſetzlichen Ende des von ihm verehrten Kronprinzen Rudolf. Er fährt nach Wien, um als Poet aus dem Volke dem fürſtlichen Schriftſteller, der den Satz geprägt: „Das größte Kapital des Staates und der Geſellſchaft iſt der Menſch“, einen Lorbeerkranz am Sarge niederzulegen. „Wir prieſen uns glücklich in dem Wahne,“ ſchreibt er, „ihn einſt als würdigen Nachfolger Franz Joſephs des Erſten auf dem öſterreichiſchen Kaiſerthrone zu ſehen. — So gehen die Armen und Glückloſen hin; ſo gehen die Fürſten hin“ ...

Am 13. Juli 1889 ſchloß Hamerling kurz vor dem ſechzigſten Geburtstag nach ſeinem qualvollen Leiden, das ihn viele Jahre lang wie einen Gefangenen an Zimmer und Bett gefeſſelt hatte, die geiſtesklaren Augen, die das Licht ſo ſehnſüchtig in ſich aufgenommen. Roſegger begrub mit dem genialen Dichter des König von Sion, des Ahasver, der Aspaſia und des Homunculus viel Glück ſeines Lebens. Anderthalb Jahrzehnte hatte er dem berühmten Manne nahe geſtanden, ja in Hamerlings letzten Jahren war Roſegger ſein Intimus geweſen, den er in ſeine perſönlichſten Angelegenheiten einweihte, dem er alle ſeine Sorgen und Schmerzen vertraute. Bei der Teſtamentseröffnung gab es für Roſegger eine rührende Überraſchung, als der § 5 des Teſtaments beſtimmte: „Meinen Freund P. K. Roſegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginne meiner literariſchen Laufbahn von Graf Prokeſch-Oſten geſchenkten türkiſchen Talisman enthält, und den ich viele Jahre am Finger getragen, als Andenken an mich freundlichſt anzunehmen.“ Der alſo von dem großen Toten Geehrte hielt es für eine Pflicht der Pietät, ſeine Geſpräche und Begegnungen mit Hamerling zu ſammeln, um das Seine zu einer gerechten Würdigung des oft Verkannten, der in ſeiner Kunſt ein Eigener und im Leben ein Sonderling geweſen war, beizutragen. Zwei Jahre ſpäter erſchienen dieſe *Perſönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling*, mit dem Motto des Sängers: „Groß iſt die Zeit und gewaltig, doch wehe, wenn unſere Herzen Rein nicht ſind: wie ſollen im rieſigen Kampf wir beſtehen?“ Das kleine Buch iſt läſſig gearbeitet, ſein Wert als Kompoſition iſt gleich Null; durch die Mitteilung zahlreicher Briefe und perſönlicher Ausſprüche Hamerlings vermag es indeſſen ſeine Daſeinsberechtigung zur Not zu erbringen. Hamerling hat mit herzlicher Freude die glückliche Entwickelung Roſeggers be-

gleitet, hat ihn neidlos die Palme der Volkstümlichkeit frühzeitig erringen ſehen, die ihm ſelber zeitlebens verſagt blieb; er hat ihm auch mit ſchulmeiſterlichem Eifer zurechtgeholfen, wenn des Steirers Hochdeutſch ſeinem Profeſſorenſtilgefühl nicht rein genug erſchien — wenn Roſegger die Kirſchkerne zwiſchen den Zweigen herabſickern ließ, ſtatt -rieſeln, oder wenn er von einer alpinen Volkstype ſprach, ſtatt von einem Typus; aus dem „Verkühlen“ wurde unter ſeiner Korrektur ein hochdeutſches Sich-erkälten, und auch ſonſt ging er den Auſtriazismen wie den grammatiſchen Böcken ſcharf zu Leibe. Roſegger hat dem um ein gutes Dutzend Jahre älteren Kollegen mit dankbarer Verehrung gelohnt. Immer wieder betont der Jüngere die zarte Höflichkeit, das verſtändnisvolle Intereſſe und die verhaltene Herzlichkeit, die Hamerling geſchmückt haben. Sich und dem Freunde, der gern einmal die Grenzen ſeines eigentlichen Könnens bei einem literariſchen Sonntagsritt mißachtete, ſchrieb er den Leitſpruch: „Meiſter iſt jeder und gleich mir jeder der Größten und Beſten, Wenn er das Eigenſte gibt, was er wie keiner vermag.“ Als Roſegger häufiger zu Vorleſereiſen ſich bereit finden ließ, als dem Freunde angemeſſen erſchien, ſchickte er ihm beſorgt das Leben von Ch. Dickens, damit er aus ihm erſähe, wie man ſich als Vorleſer zugrunde richten könne. Sehr charakteriſtiſch für Hamerlings Eigenart iſt folgender Zug: „Das Eine hätte ich gewünſcht,“ ſagt Roſegger, „ihn einmal bei einem Glaſe Wein zu ſehen. Doch ein frohes Zechen lag ganz außerhalb ſeiner Art. In den einundzwanzig Jahren unſerer Bekanntſchaft ſah ich ihn nicht ein einzigmal einen Tropfen trinken oder einen Biſſen eſſen. Er betrieb die Ernährung mit einer Art Schamhaftigkeit, und wenn man ihn zufällig bei einer Mahlzeit überraſchte, ſo ſtand er auf und war nicht zu bewegen, weiter zu eſſen.“ Aber ſonſt ließ er es ſich bei Roſeggers wohl ſein. Sogar helles Gelächter konnte es geben. „Eines Tages, als meine Frau die neue Köchin fragte, wer denn drin ſei? antwortete die Köchin: ‚Ach Gott, dieſer Menſch mit dem langen Haar iſt wieder da. Ich habe ihn nicht hereinlaſſen wollen, aber er ließ ſich nicht fortſchaffen.‘“ Roſegger und Hamerling erhielten alljährlich vom Kultusminiſter eine Unterſtützung für „verdienſtvolle Leiſtungen auf dem Gebiet der Dichtkunſt“. Eine Änderung darin ſollte im Jahre 1887 eintreten; eine Verfügung nämlich forderte von denen, die auf dies Stipendium reflektierten, eine jährlich zu erneuernde Eingabe. Beide Dichter beſchloſſen, auf den Ehrenſold fortan zu verzichten, um nicht

darum betteln zu müſſen. Doch iſt er ihnen beiden als reine Ehrengabe verblieben.

*

Anzengrubers Familienverhältniſſe verwirrten ſich, ſie haben den ſtarken Mann weſentlich brechen helfen. Die freundſchaftlichen Beziehungen litten naturgemäß darunter. „Auf Beſuch", ſchreibt Roſegger, „verſpürte ich in ſeinem Hauſe einen mir unheimlichen Hauch, und der Dichter war verſtimmt." Oder krankhaft luſtig. Am Tage nach der Eröffnung des Deutſchen Volkstheaters in Wien — Herbſt 1889 — beſuchte ihn Roſegger; auf ſeine Frage, warum er, deſſen Stück „Der Fleck auf der Ehr'" das Haus geweiht, dem Abend fern geblieben, gab Anzengruber die ſchmerzliche Antwort: „Lieber Roſegger, der Fleck auf der Ehr'." Nur der Kenner ſeiner Verhältniſſe konnte das andeutende Wort verſtehen. Er war gebrochen; „ich bin entkräftet, mir fällt nichts mehr ein." Wenige Monate ſpäter war er dahin. Alles Gefühlige verbarg der Knorrige ängſtlich; „wenn ich ſchon Gefühl ausdrücken ſoll, ſo will ich fluchen." Jedes Wort zeigt den überlegenen Menſchen; hieb es auch nicht immer auf den richtigen Nagel, ſo traf es ihn doch immer auf den Kopf. Er kann ſagen: „Ich bin nicht dafür vorhanden, daß ich naturwahre Bauerngeſtalten mache, ſondern ich ſchaffe Geſtalten, wie ich ſie brauche, um das darzuſtellen, was ich darzuſtellen habe"; oder es iſt der Schelm in ihm, der das, was er im Gaſthauſe ſtundenlang ſcheinbar ernſthaft und mit würdigſter Ruhe vertreten hatte, nachher im Kaffeehaus beim „Knickebein" mit übermütigem Spott über den Haufen rennt. In ſcharfem Umriß ſtellt Roſegger das Original vor uns hin: „Ludwig Anzengruber war eine etwas unbehilflich ſchwerfällige Geſtalt. Seine ſtark gerötete Geſichtsfarbe, ſeine ſcharfgebogene, charakteriſtiſche Naſe, ſeine hohe Stirne, ſein blondes, nach rückwärts wallendes Haar, ſein rötlicher langer Vollbart, ſeine falben Augenwimpern gaben ihm ſchier das Ausſehen eines teutoniſchen Recken. Aber auf dieſem urgermaniſchen Geſichte ſaß ein Zwicker; und auch ſeine ſtarke Dichterſeele hatte manchmal einen ſolchen Zwicker auf, der ihr nicht gut zu Geſichte ſtand, einen Zwicker mit dunklen Gläſern — den Peſſimismus. Aber erſt in ſpäteren Jahren iſt der Dichter ſo kurzſichtig geworden, daß er bisweilen, aber nur bisweilen, ſich eines ſolchen Zwickers bedienen mußte. In ſeinen großen Werken war er von jenem Optimismus durchdrungen, den jeder echte Dichter haben wird, und der ſich in der Dichtkunſt nicht in heiteren

Idyllen äußern muß, ſondern vor allem dadurch, daß die poetiſche Gerechtigkeit waltet. Denn es iſt nicht wahr, daß in der Welt ſtets das Laſter ſiegt und die Tugend untergeht, es iſt vielmehr wahr, daß die Schuld ſich rächt und die gute Tat Segen bringt. Aber auf der Hand liegt das nicht immer; etwas tiefer muß man blicken, um das göttliche Walten zu erkennen.“ — Von Anzengrubers Dramen ſagt er, es ſei ihm damit manchmal wunderlich ergangen. „Er ſchickte mir das Buch gewöhnlich ſchon vor der Erſtaufführung; ich las es mit Heißhunger und ward allemal enttäuſcht. Um ſo größer war meine Freude, das Werk dann auf der Bühne in künſtleriſcher Abrundung und mit hoher dramatiſcher Wirkung zu ſehen. Ich erkannte es kaum wieder vom Buche her und da ward mir klar: echte dramatiſche Werke ſoll man nicht leſen, ſondern ſehen; und ein gutes Leſedrama iſt ja bekanntlich nicht immer im gleichen Grade wirkſam auf den Brettern. Einzelne Stücke Anzengrubers habe ich über ein dutzendmal angeſehen; mein Tagebüchlein erzählt ſogar, daß ich dem ‘Pfarrer von Kirchfeld’ ſeit zwanzig Jahren einundvierzigmal beigewohnt hätte! Aber nie mit kritiſcher Abſicht oder als lerngieriger Jünger, ſondern als einfacher Zuſchauer, der nichts will, als die Geſtalten menſchlich auf ſich wirken laſſen. Und oft nach der Vorſtellung ſetzte ich mich hin und ſchrieb an den Verfaſſer ähnliches wie: ‚Herrlicher Menſch! Ihr Werk hat mich wieder wunderbar ergriffen, zutiefſt erſchüttert, bis zur Glückſeligkeit erhoben.‘ War dieſer Tribut des dankbaren Herzens geleiſtet, erſt dann konnte ich die Ruhe des Gemütes wiederfinden, und das ſeeliſche Wohlbehagen, das in mir durch ſeinen Genius geweckt worden, hielt ſtets tagelang an.

Die Erzählungen und Romane Anzengrubers, welche niedergründen in die Tiefen des Lebens, welche die Charaktere feſt und ſicher faſſen und bis in die äußerſten Folgerungen darſtellen, welche voll gewaltiger Geſtalten und voll des ſchärfſten Geiſtes ſind, haben mich oft zur Bewunderung hingeriſſen; hinter dem Bruſtfleck warm gemacht haben ſie mir ſeltener. Wohl war dieſer Dichter der ergreifendſten Herzenstöne mächtig wie wenige, das ſieht man beſonders in ſeinen Dramen; in ſeinen erzählenden Schriften tritt die Gemütsinnigkeit vor dem Geiſte zurück.“

Anzengruber hat das hitzige Temperament Roſeggers zu dem Gleichgewicht ſeiner reiferen Jahre erziehen helfen. Wen der Wiener gern hatte, dem war er im Verkehr warm zugetan; wen er nicht mochte, dem ging er ruhig aus dem Wege, ſich um ihn nicht küm-

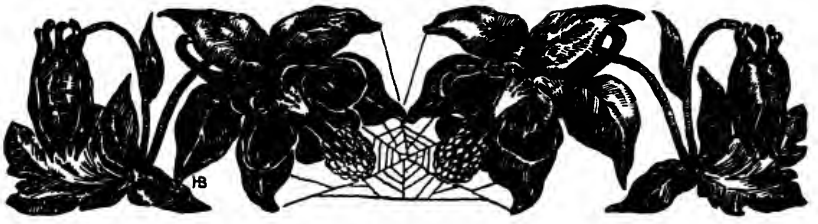
mernd. „Er ward vergöttert und verketzert wie kaum ein anderer ſeiner Zeit — er lächelte in ſeinen Bart; er ward gelobt und ſchwieg, er ward verhöhnt und ſchwieg. Vielleicht war er ſo ernſt, weil er unter Ausnahmen vertrauensinniger Stimmungen, die Menſchen nicht ernſt nahm. Aber dieſer ruhige Ernſt gab ihm eine Männlichkeit und Würde, welche unbeſchreiblich für ihn einnahm.“ „Ahnen Sie es wohl, wie zagend ich auf mein fertiges Stück (Der Pfarrer) die Charakteriſierung ‚Volksſtück‘ ſetzte“, ſchreibt er nach Graz; „und doch! Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Maſſe, heraus aus dem Volk, das doch all unſere Empfindungen und unſer Denken großgeſäugt hat, wenn wir, ſage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll ſteilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tauſend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmut, denn wir, wir wiſſen zu gut, in all dieſen Herzen ſchlummert, wenn auch unbewußt, derſelbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieſelbe Kletterluſt, und dieſelben, wenn auch ungelenken Kräfte, und ſo oft wir bei einer Wegkrümmung das Tal zu Geſicht kriegen, ſo tun wir, wie uns eben ums Herz iſt, luſtig hinabjuchzen. Kimmt rauf, do geht da Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverſtanden! Das war auch meine Furcht, aber ſiehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Tal, ich ſeh' mich ganz verſtanden, ſeh' mich eingeholt, umrungen und ſteh' dem Volke gegenüber, gehätſchelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit ſagen. Gott erhalte uns das Volk ſo, wir wollen gerne ſeine Kinder ſein und ſeine Narren bleiben.“ — „Ich bitte Sie,“ heißt's ein andermal, „ſich ganz auszuſprechen, damit ich Sie ganz verſtehe, und ich glaube, wir können uns verſtehen, unſere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden ſind, beide in unſerer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.“ Wie luſtig, wenn er Roſegger lakoniſch anzeigt: „Ich hätte Ihnen ein paar dringende Grobheiten zu ſchreiben! Wegen momentaner Überbürdung folgen ſie morgen“, oder wenn er vorſichtig einfädelt: „Lieber Peterl, ich habe Angſt, daß ein Verdruß herauskommt, und daß ich meinen verehrteſten Freund verlieren werde, wenn ich ſage, daß der löbliche Redakteur des Heimgartens ein Ochs iſt.“ Aber er bedarf ſeiner: „Wir erwarteten Sie, wie arme Seelen den Weihbrunnen. Ich ſehne mich nach einem Menſchen, nach einem ganzen, vollen Menſchen, der — genug, Sie ſind ein ſteiriſcher Dickſchädel!“ Er ſelber wohnte nicht weit ab von

ſolchem zoologiſchen Gewächs. Eine grundehrliche Haut, urteilt Roſegger, die ſich oft genug vorm Lichte ſtand. Am Vorabend ſeines Todestages beauftragt er einen ſeiner Freunde: „Sie gehen morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Kuratoriums? Bitte entſchuldigen Sie mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menſchliche Berufsangelegenheit verhindert zu erſcheinen. Ich habe morgen zu ſterben“ . . .

*

Noch einen dritten Toten mußte unſer Dichter in dieſem für ſein Freundesherz ſo ſchmerzlichen Jahre beklagen: den ehrwürdigen ſteieriſchen Uhland Gottfried Ritter von Leitner in Graz. Als Vorſtand der Zweig-Schillerſtiftung in Graz ſetzte er ſeinerzeit für den Volksdichter aus eigenem Antriebe ein Stipendium von 150 Talern durch, die für den Anfänger von faſt entſcheidender Bedeutung geweſen ſind. Damit hatte er ſich in Roſeggers dankbarem Herzen verewigt. Der Altgewordene freute ſich, daß die vaterländiſche Poeſie in ſeinem Schützling „friſchen Nachwuchs“ erhalte. Roſegger kam zu den Vorſtandsſitzungen der Schillerſtiftung, deren Obmann Leitner war, in ſein Haus. Um keinem Beſucher die ſteilen Treppen zu ſich hinauf unnütz zuzumuten, befeſtigte der alte Herr freundlich jedesmal ein weißes Tuch am Fenſterkreuz, ehe er fortging. Man ſchaute hinauf, und war orientiert. Roſegger rühmt an ihm, der faſt ein Menſchenleben lang noch der Zeitgenoſſe Goethes geweſen, den „joſephiniſchen“ Geiſt der Freiheit, Toleranz, des Wohlwollens und der Gewiſſenhaftigkeit, und berichtet, wie der Alte mit dem Jungen von den vergangenen Tagen geplaudert: von dem Einbruch der Franzoſen in Steiermark, denen er als neunjähriger Knabe vom Grazer Rathausbalkon die Fauſt gezeigt, von der toten Epoche Metternichs, von der lähmenden Zenſur, von den Kämpfen der Revolution, von den patriotiſchen Beſtrebungen des Erzherzog Johann. Sie feierten ſeinen ſiebzigſten, achtzigſten und ahnungsvoll antizipierend den neunzigſten Geburtstag; dann „am längſten Tage des Jahres, da das Licht nicht auslöſchen will auf der blühenden Erde, haben wir ihn hinabgeſenkt in die Nacht des Grabes. Es geſchah unter Sturm, Blitz und Donner, als wollte die Natur dem edlen Sänger einen gewaltigen Trauerchoral weihen. — Und alſo waren es innerhalb Jahresfriſt drei Lieblinge, die von uns gingen: Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Gottfried Ritter von Leitner. Wenn wir bei dem Tode des Erſten erfüllt waren von bitterſter Trauer, wenn

bei dem jähen Sterben des Zweiten ein Schrei des Schreckens über unſere Lippen ſprang: an der Ruheſtätte Gottfried Leitners war es ein Gefühl ſanfter Wehmut, das uns bewegte. Er hat als Dichter und Menſch ſein Leben erfüllt, keine Anklage und keine Bitterkeit entweiht ſein Andenken.“



Der Schelm vom Berge.

Geſchichten und Geſtalten, Schwänke und Schnurren verſpricht uns Roſegger in den beiden Bänden Der Schelm aus den Alpen vom Jahre 1890. Er ſei den Freunden, meint er, ein Lachen ſchuldig geworden, nachdem er die Auffaſſung ſeiner Leſer, er habe lauter gemütliche und luſtige Sachen zu ſchreiben, mehrfach gröblich enttäuſcht habe. „Lachen wollen wir! ruft ihr mit gerungenen Händen, und wer uns einmal lachen gemacht, dem gehen wir nicht mehr von der Ferſe. Die Welt iſt ſo kalt, ſo überklug, ſo hart, ſo ledern, ſo zum Verſchmachten öde, um ein chriſtlich Almoſen flehen wir, um ein warmherziges Lachen!“ Er will es ihnen reichen; als ein rechter Schelm aber, dem es fauſtdick hinter den Ohren ſitzt, biete er auch im Narrenkleide Weisheit an, wie ſich die Könige vorzeiten vom Schalk die Wahrheit ſagen ließen, die ihnen ihre Miniſter vorenthielten. Heiter und ernſt zugleich iſt z. B. im erſten Bande die in Briefform gefaßte Schilderung, wie der ſteiriſche Schulmeiſter der Schlußvorſtellung des alten Wiener Burgtheaters beiwohnt — oder vielmehr nicht beiwohnt. Der reine Enthuſiasmus, den man in Wien für das Theater hegt, kommt zu innigem Ausdruck. Der Verfaſſer warnt vor dem leichtfertigen Spielen mit dem Selbſtmord, vor Mechanismus des kirchlichen Zeremoniells, vor dem lebenverneinenden Peſſimismus. Der Schopenhauerjünger philoſophiert ſo lange an der Verneinung des Willens herum, bis er ſich wider Willen verheiratet ſieht und ſein liebliches Weib ihm die Verneinung ſeines Willens vorpraktiziert, da ſie regiert und er ein tatſächliches Nichts geworden. Sie tummeln ſich, die ſeltſamen Käuze: der mildtätige „hartherzige“ Gerhab, der auf die ſieben Werke der Barmherzigkeit verſeſſen iſt, und die tapfere „ſchlimme“ Lieſel, die ihren Leichtſinn von Ehgemahl

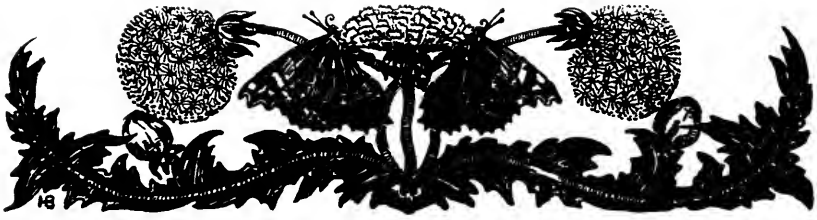
ſo ſchneidig zuſammenhält; die Klopatl, die ihrem Rupert untreu werden will und froh iſt, als ſie ſich nach ihrer unſchuldigen Irrfahrt wieder bei ihm vorfindet, und die überaus ehrliche Frau Schrudel, der das Annoncenkreuz auf der Waldeshöhe ſo gnadenreich heimgeleuchtet; der billige Logierbeſuch Roſeggers bei dem freigebigen Onkel ſeines Studienfreundes und das noble Moſttrinkwaſſer, das dem Bartel die Finerl eingetragen. Der arme Figurlmacher und ſeine unglückliche Katharin; der Vetter, der den Klatſchbaſen das Maul ſtopft; der Napoleonfreſſer Sallinger und ſein lachender Hauſel, deſſen Herz in Ordnung war, wenn es auch mit dem Kopf ein wenig ſchief ſtand; der auf den Adel verſeſſene Medard, der trotz der blaublütigen Verwandtſchaft ſeinen Treffer macht, und der Alte, der mit dem Leben ſeinen Frieden ſchließt. Die Blätter aus der Waldheimat: von der Threſerl, die im Alphabet und im Leben nur bis zum K gekommen iſt, und die perſönlichen Bekenntniſſe unter der Firma: der Kinderkittel ſind unterhaltſam. Gegen den Frevel des mittelalterlichen Herrenrechts (ius primae noctis) führt er „ſchallende“ Klage; bitterernſt iſt es ihm mit der Anklage der Übergriffe der öffentlichen Anatomie. Witzig ſind die „gräßlichen Enthüllungen“, die der erfahrene Stier der noch menſchengläubigen jungen Kuh über das allgemeine Erdengeſchick unter den rohen Händen der Herren der Schöpfung zu machen hat, beluſtigend die verblüffenden Proben von Hektors Weltbildung und ſeinem Geſchäftsſinn. Seinen lieben Schildbürgern ſchreibt er die Weisheit ins Stammbuch von dem feierlichen Ratsbeſchluß der Abelsberger, den ſchädlichen Maulwurf wegen ſeiner ſyſtematiſchen Wühlereien — lebendig zu begraben ... „Wunderliche Heilige, aus mythiſchem Dunkel ins profane Licht geſtellt;“ Roſegger erzählt hier mit unverblümten Worten die altteſtamentlichen Geſchichten von Laban und Jakob (Lea und Rahel), von Simſon und von Davids Ehebruch mit Urias Weib. Erſtaunlich, mit welcher Bitterkeit Roſegger von David ſpricht, den er ironiſch anläßt: „Der gute König David! Wenn man ihm ſo zuſieht, wie er mit ſeinem langen weißen Haar und Bart daſitzt und Harfen ſpielt, ſo möchte man's nicht glauben. Einer der größten Männer des jüdiſchen Volkes war er, heute ſitzt er unter den heiligſten Heiligen im Himmel und ſpielt die Harfe zum Lobe Gottes. Die älteſten Leute, nämlich jene, die das Buch der Könige geſchrieben haben, wiſſen ſich wohl noch zu erinnern an die tollen Streiche. Freilich hat er gebüßt, aber Könige büßen nicht ſo hart wie andere Leute. Tränen ſoll er ver-

goſſen haben, als der Freund ihm formhalber die Leviten las, denn er war eine lyriſche Natur und ſpielte die Harfe.“ Ebenſo ſchneidend klingt ſeine weltliche Bibel aus: „Hierauf nahm er das Weib des Urias zur Frau und ſie ſchenkte ihm einen ſchönen Knaben. Als derſelbe aber geſtorben war, als die Frau welk und ſiech geworden war, griff der König zum Harfenſpiel und ſang die Pſalmen, die heute noch zu den moraliſcheſten Geſängen der Welt gehören.“ Das iſt ehrliche Entrüſtung eines Bibelleſers, den die Theologen noch nicht um ſein geſundes Gefühl bekommentiert haben!

Von gleichem Gefüge iſt der zweite Band des „Schelm“. Das Problem des Undanks auf der Welt behandelt nicht erſchöpfend, aber in der Kraft der einander ablöſenden Tatſachen die Tagebuchnovelle: Der Pfarrersbub. Der ſterbenden Ringelſchuſterin nimmt der Prieſter barmherzig ihr unmündiges Kind ab, um es im Pfarrhauſe chriſtlich zu erziehen, da es in ſeiner Gemeinde und außerhalb derſelben keine Familie übernehmen mag. Der Junge entwickelt ſich zum leichtſinnigen Burſchen, bei dem die Liebe ebenſowenig fruchtet wie die Hiebe, die nicht geſpart werden; er wird der Unhold der ganzen Gegend, der ſchließlich, zum Kirchenräuber entartet, ſeinen Pflegevater kurz nach deſſen Ernennung zum Abt eines Stiftes ermordet. Das Problem iſt ſcharf geſtellt: das Motiv der Tat des Prieſters reine, ſelbſtloſe Nächſtenliebe, als Erfüllung des Gebotes Jeſu Chriſti — wie ſehr mit Opfern der Selbſtverleugnung verbunden, beweiſen die ſchmerzlichen Erfahrungen der Verdächtigung ſeiner Tat, denen ſich der Mann des Zölibats ausſetzt, da jedermann über den „Pfarrersbuben“ ſpöttelt und ſehr bald jeder bittere Klage über ihn zu führen hat; und die Wirkung: ein Verbrecher, eine Ausgeburt der Hölle. Wo blieb der Himmel, wenn er nicht in dieſem ſonnenklaren Fall dem Pflegevater zu Hilfe ſprang, ſeine dornenvolle Mühe zu lohnen? Dem Kinde wäre im Grabe ſeiner Mutter wohl geweſen, wozu der menſchlichen Geſellſchaft dieſen Unhold zuführen?! Den ſpitzen Stachel drückt Roſegger der religiöſen Weltanſchauung ins Herz in den Schlußworten der kirchlichen Grabrede: „Wenn der Verlorene gleichwohl auf dem Hochgerichte ſterben wird, die Tat, wie das unſchuldige Kind dem Verderben entriſſen worden, wird im Buche des Lebens ſtehen“; denn der Leſer fragt: Hat hier das Sakrament der Taufe im Bunde mit der korrekteſten chriſtlichen Erziehung ein Menſchenkind wirklich dem Verderben entriſſen, oder hat nicht vielmehr der Himmel den Prieſter und ſein Opfer in jedem

Sinne verleugnet? Gewiß: dem Jungen fehlt die mütterliche Hand, zumal Schule, Dorfbewohnerſchaft und des Pfarrers Haushälterin ihn durch ihre Liebloſigkeiten mit verderben helfen; aber die dunkle Frage der Blutvererbung und das ungelöſte Rätſel des Lebens, das der Zerlegung in phyſiologiſche Faktoren ſpottet, ſind ebenſo ſtark beteiligt.

Einen Ehrenplatz verdient die herrliche Wanderung: „Auf dem Bös-Tauring"; ebenſo rühmenswert erſcheinen mir die Geſtalten der alten Lori, die in der braunen Doſe das Geheimnis ihres jungfräulichen Lebens mit ins Grab genommen, des lebensmüden Edi und ſeiner herrlichen Neſſel — deren verlumpter Vater, der Zudel, eine Prachtfigur von Dichters Gnaden iſt! —; des Träumers Michael Erder, der die Nächſtenliebe geſetzlich einführen möchte, um den Kriegen und allem Erdenleid mit einem Schlage abzuhelfen. Unter den Lichtern, die er ſeinen Dörflern aufſteckt, um ſie für das Leben brauchbarer zu machen, erwähne ich die Warnung vor der politiſchen Kannegießerei, die zur Charakterloſigkeit verleitet (Ambroſius Fingerlang und Johann Häfenpfeifer), vor dem unbeſonnenen Unterſchreiben ungeprüfter Formulare, vor Erbſchleicherei. Die Hausplaudereien: Unſer Gretchen hätten dagegen, wie manches liebe andere Stückchen des Bandes, ohne Schaden dem „Heimgarten" verbleiben dürfen.



Ein Blick auf die Bühne.

Das einzige Bühnenwerk, das Rosegger geschaffen: Am Tage des Gerichts, ist aus der kleinen steirischen Dialektgeschichte herausgewachsen: Der Gaugel-Blas, die später zur hochdeutschen Novelle erweitert worden war. Richard Voß hatte aus Berchtesgaden den Freund nach dem Erscheinen jener Dialektgeschichte ermuntert: „Liebster, aus diesem Gaugel-Blas mußt du ein Theaterstück machen, du mußt! Ein herrlicher Stoff!“ Rosegger mußte nicht — bis zum Herbst 1890. „An einem Herbstmorgen,“ erzählt er, „als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was ich an diesem Tage unternehmen sollte, denn ich fühlte mich nach einer überstandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke stand auch der dramatische Aufbau für ein Theaterstück klar vor mir. Ich stand auf, begann zu schreiben, und an dem Abende desselben Tages war der erste Aufzug fertig. Fünf Tage später sah ich zu meiner eigenen Überraschung, daß ich ein Stück geschrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts,“ aus dem Gaugel-Blas war der Straßl-Toni geworden.“

Schon am 8. November brachte das Grazer Stadttheater das vieraktige Volksschauspiel heraus; es wurde ein lebhafter, unbestrittener Bühnenerfolg Roseggers. Ein halbes Hundert größerer Bühnen hat das Stück in ihren Spielplan aufgenommen. Der Dichter steht diesem Bühnenerfolg mit kühler Ruhe gegenüber, er meint mit richtigem Instinkt: „Anzengruber starb in Armut, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem andern. Ich entdeckte in mir weder dramatischen Beruf noch Lust, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der

Theaterwelt zu vertauſchen. Der Erfolg konnte mir nicht das Gefühl beibringen, als ſei zwiſchen mir und der Bühne ein intimeres Verhältnis anzuſtreben. Der Theaterſtückſchreiber muß allzuſehr Knecht der Menge ſein. Er ſoll dichten, nicht wie er ſelber will, ſondern wie die Leute wollen, das heißt, immer nur des äußeren Erfolges wegen. Mir widerſtrebt das. Ich habe geſehen, daß der Theſpiskarren nur vom Merkur geleitet wird, und dieſem brutalen Kutſcher gebe ich mein Reitrößlein für die Länge nicht hin.“ Die Buchausgabe des Stücks iſt vom Jahre 1892.

Der Inhalt iſt in einen Satz zu faſſen: ein Wilderer leugnet vor Gericht, den Oberförſter erſchoſſen zu haben, wird aber zum Geſtändnis ſeiner Tat getrieben durch des Ermordeten Witwe, die aus Mitleid mit der Familie des Täters günſtig für ihn ausſagt. Der Kreuzjäger und der Straßl-Toni ſind geſchworene Feinde; ſeit er wegen des gewilderten Hirſchen hat ſitzen müſſen, iſt das Glück vom Toni gewichen: er muß den Sündenbock abgeben für alle Untaten in der ganzen Gegend; niemand will ihm Arbeit geben; ſo verkommt er, während ſeine Familie in bitterſter Not darbt ... Trotz und Verzweiflung drücken ihm ſeinen guten Kugelſtutzen wieder in die Hand. „Ehevor der Menſch zugrunde geht, ehevor probiert er viel, viel! Muß der Menſch leiden genug, einer vom andern, was man Nächſtenlieb heißt.“ An ſeinem einjährigen Hochzeitstage ſchreitet der Förſter mit ſeinem glücklichen jungen Weibe, der Martha, ſein Revier ab; der Straßl wird überraſcht, beide Männer legen aufeinander an, und nach einem erſten Fehlſchuß des Förſters wird dieſer vom Wilderer erſchoſſen. Martha iſt vom Schmerz gebrochen. Die Waldarbeiter laufen zuſammen, ihnen geſellen ſich die unerlaubt ihrem Gewerbe nachgehenden Waldrauchſammler, Pechſchaber und Ameisgräber bei; wie der Toni gleichfalls in ihrem Kreiſe auftaucht, ſcheinbar gleichmütig, fallen ſpitze Stichelreden. Der Lodel und der Schwarzſeppel haben ihn vor der Tat in der Nähe getroffen; ſie halten ihn ohne Ausnahme für den Täter. Toni geht die Beleidiger beim Gericht verklagen. Man hält ihn gleich feſt, zu ſeinem Schrecken. Der zweite Akt ſpielt im Arreſtlokal, in dem ſich verſchiedene Gauner und ein eben eingelieferter Anarchiſt über das Schickſal des vermutlichen Mörders unterhalten. Sie machen dem armen Schelm, der in ſeiner Dummheit in die eigene Falle gegangen iſt, als er ſich über die üble Nachrede der Waldgenoſſen beſchweren ging, Mut zur unmittelbar bevorſtehenden Gerichtsverhandlung und

empfehlen ihm als Radikalmittel das ſtandhafte Leugnen. Inzwiſchen ſpielt — dritter Akt — eine andere Genreſzene vor der zerfallenen Hütte des Toni; der Gemeindevorſtand Schorſcher will das unglückliche Weib des Mörders, die Jeſſel, mit ihren neun Würmern auf die Straße ſetzen, weil die Miete ſeit zwei Jahren nicht gezahlt iſt; Martha interveniert, das Herz mild geſtimmt beim Klang der Betglocke, und rückt dem harten Gläubiger ſeine eigene Wilderei aus alten Tagen vor, deren Akten noch im Forſthauſe ruhen, ſo für die Bedrängten mit Erfolg um Schonung eintretend. Hier hören wir Näheres über den Straßl: „Der Trutz iſt ſein größter Fehler. Und ſonſt ſich halt auch nit ſchicken können zu den Leuten. Aber das tät' alles nichts machen, unſere größte Untugend iſt, daß wir arm ſind. Arm und fremd, haben keinen Heimgang. Jeder Bettler kann heimgehen und ſein Elend ablaſten auf der Heimatserden. Wir ſind anders dran, mein du. Der Straßl-Toni iſt fahrender Leute Kind, hat keine Schriften, gar nichts. Überall, wo wir mögen ſein, hätten ſie uns gerne fort und wiſſen nit, wohin mit uns. Was wir ſchon hin und her geſchummelt worden ſind wie die Zigeuner! Möchten gerne arbeiten und ſelbſtändig werden — ſie laſſen uns nit. Nichts als getreten, nie was Gutes, keine Brüderlichkeit bei den Leuten. Man muß verzagt werden. Schier wild und liſtig iſt er worden, der Straßl, aber ſchlecht nit" Martha die auf dem Wege zur Gerichtsverhandlung iſt, findet das ſchöne Wort: „Man macht ſich ſelber ſelig, wenn man gut iſt." Daß ſie der Jeſſel aber aus der Not hilft, indem ſie ihr die aus den älteſten Luſtſpielen her wohlbekannten Worte zuruft: „Da nimm, ich bitte dich, nimm, was ich bei mir habe, und ſtärke dich und faſſe Mut" — und ihr ihre Geldbörſe in den Schoß wirft, heißt uns zuviel des rührſelig Guten zumuten; wir denken dabei zu lebhaft an den guten Kaiſer Joſeph oder Franz, der in jeder höchſten Bühnennot juſt an die Dachſtubentür klopft und den ſchweren Geldſack auf den Tiſch ſtellt, um lautlos wieder zu verſchwinden — hinter die Theaterkuliſſe, denn im Leben kommt regelmäßig der Gerichtsvollzieher, bei dem es weniger edel und geräuſchlos abzugehen pflegt. Im Schwurgericht: die Zeugen haben ausgeſagt; da erſcheint Frau Martha. Sie läßt ihr edles Herz reden, und in die erregten Szenen zwiſchen Staatsanwalt und Verteidigung, die ihr Echo im Publikum finden, wirft ſie ihr gewichtiges Zeugnis, ein Wort des Schutzes für den Mörder ihres Glückes — „er hat ein krankes Weib und kleine Kinder. Sie ſind ſo arm, ſo

verlaſſen ſind ſie und ſo zertreten, alles iſt gegen ſie, alles.“ Sie verdammt ihn nicht. Daran bricht Toni zuſammen. „Dem Haß bin ich geſtanden, die Liebe wirft mich nieder.“

Der Gedanke dieſes Stückes: die richtende und aufrichtende Macht der verzeihenden Liebe iſt kräftig herausgearbeitet und ſichert ihm ſeine Bühnenwirkung, die durch die Volksgeſtalten vom Kreuzeck im erſten Akt geſchickt umrahmt wird. Die Gerichtsſzene iſt von dramatiſchem Leben erfüllt. Im übrigen aber wird niemandem die techniſche Unbeholfenheit entgehen, der Mangel an feineren Motivierungen, die dramatiſche Flachheit in der Figurenzeichnung. Man darf bei dieſem Stück gar nicht an Anzengruber denken, ohne ſich gründlich um den Genuß zu bringen. Peter Roſegger iſt eben doch kein Dramatiker. Wie fauſtdick er die Tendenz auf ſeine Geſtalten aufträgt, dafür iſt die akademiſche Anſprache der ſchlagende Beweis, die der angeklagte Holzknecht an ſeine Richter hält, der ſich wie ein Profeſſor oder Paſtor in tadelloſem Hochdeutſch alſo verbreitet: „Meine Herren! Wir alle ſind Mörder! Die Sterbenden in den Spitälern, die Verſchmachtenden auf den Straßen, die Toten auf den Friedhöfen, wie viele ſind denn dabei, die nicht zugrunde gegangen an unſeren Todſünden? Der Starke würgt den Schwachen, der Reiche jagt den Arbeiter um Gold ins finſtere Bergwerk zu ſchlagenden Wettern, der General führt die Soldaten aufs Schlachtfeld, der Richter verurteilt den armen Sünder zum Tode, als ob wir nit alle arme Sünder wären!“ Ich frage: wie hätte das wohl Anzengruber angefaßt?! Da verblaßt Roſeggers Drama; es iſt gut, daß er dieſe Bahn in der Zukunft nicht abermals beſchritten hat.

Mit dieſem kunſtkritiſchen Urteil ſoll die ethiſche Wirkung des Volksſtückes ſo wenig geleugnet werden, daß ich vielmehr ein Beiſpiel von dem moraliſchen Eindruck ſeiner Bühnenaufführung an den Schluß dieſes Abſchnitts ſtelle. Im Jahre 1891 führte Roſegger ſeinen Jugendfreund, den Prieſter und Landtagsabgeordneten Offenburger, mit dem er, wie wir wiſſen, in jahrelanger Spannung wegen deſſen Parteihetzerei geweſen war, zum Zeichen erneuter Annäherung ins Theater. „Wir ſaßen nebeneinander in der Loge und wohnten meinem Volksſchauſpiele „Am Tage des Gerichts“ bei. Als im zweiten Akte das Gefängnis mit den drei Schelmen und ihrer Spitzbubenmoral kam, ſchüttelte mein Urban ein wenig den Kopf und ſagte: „Ja, ja, ſo predigen die Dichter.“ Während des dritten Aktes wurde er ſchon etwas aufmerkſamer, war er doch in ſeinem Leben

Die Waldlilie im Grazer Stadtpark

Roseggers Dichtung — Brandstetters Werk

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

ſo ſelten im Theater und mußte erſt hören lernen. Im vierten Akte war er ganz bei der Sache, und als Martha aus Chriſtenliebe dem noch leugnenden Mörder ihres Mannes verzeiht und der Mörder von ſolcher Hochherzigkeit überwunden ſeine Tat bekennt mit dem Ausrufe: „Dem Haſſe bin ich geſtanden, die Liebe wirft mich nieder!“ taſtete der Pfarrer nach meiner Hand und flüſterte: „So iſt's ſchon recht!“ Sein Geſicht war gerötet, ſein Auge ſchien ein wenig feucht. . . . .

* * *

An den Rand des Grabes brachte unſern Freund eine hitzige Lungenentzündung, die im Dezember 1892 ausbrach und das Schlimmſte fürchten ließ. In Graz ging das Gerücht um: Roſegger iſt tot! Am heiligen Abend müſſen ſie auf ſeinen Wunſch den Chriſtbaum anzünden, der Kranke läßt ſein Bett ſo rücken, daß ihn der Lichterglanz trifft, den er, ein zufriedenes Kind, in ſich hineinſaugt. Zum letztenmal — doch ſiehe da: er ſchläft ſich durch die Kriſe hindurch. Am anderen Morgen iſt er gerettet. Doch es folgte eine Rippenfell- und eine Venenentzündung: das heißt, ein ſchmerzensreiches, monatelanges Krankenlager. Als die zitternde Hand das erſte Blatt wieder beſchrieb, war es ein Dank an die aufopfernde Pflegerin — „ihr zuverſichtlich Weſen hat mich emporgetragen zum Hoffen und Geneſen. Des Hauſes ſtarke Säule, Des Herzens frohes Leben, Haſt du, wenn dir zum Heile Ein tapfres Weib gegeben.“ Nie zuvor loderte die ehrungsvolle Teilnahme der weiteſten Kreiſe in Öſterreich und Deutſchland für Roſegger ſo hell und warm empor, als in dieſer Zeit; und als er dem Leben neugeſchenkt war, da ſtellte ſich zu ſeinem 50. Geburtstag, der in der Nähe war, ein jubelndes Volk um ſeinen Nationaldichter und huldigte ihm mit Herz und Hand. Roſegger ſuchte die Ehrungen, die ganz erhebliche Dimenſionen annehmen wollten, nach Kräften zu hindern. Aber er trank den Feuerwein dieſer elementaren Volksfreude; ſie machte ihn vollends geſund!

Ein guter Kamerad.

„Die Unbedeutenden und Gleichgültigen, und ſchon gar die Unguten", bemerkt Roſegger beim Blick auf die Menſchen, „läßt man abſeits ſtehen, ganz abſeits, und kümmert ſich nicht weiter um ſie. Die Tüchtigen und Warmherzigen und Treuen hat man lieb und vergilt ihnen die gute Kameradſchaft, wie man kann. Viele bedeutende Menſchen zu Freunden zu haben, dieſes unverdiente Glück gab mir der Himmel." Aus den Erinnerungen an das, was er mit ihnen erlebte und ſie mit ihm, entſteht (im Jahre 1893) das Bändchen: Gute Kameraden. Das umfangreichſte Stück der Sammlung, die manches aus dem Buche: Meine Ferien wieder übernahm, ſind die Beiträge zum Charakterbilde Ludwig Anzengrubers. Roſegger hat anderthalb Hundert Briefe von dem großen dramatiſchen Kollegen im Lauf ihrer Freundſchaftsjahre geſammelt. Auch mit Anaſtaſius Grün, der im Leben, wie bekannt, Graf Auersperg hieß, hat Roſegger eine ſchöne Beziehung unterhalten bis zu deſſen Tode (1876). Sie kam zuſtande wie eine Humoreske. Der Grazer Handelsſtudent wird auf der Straße mehrfach von einem älteren Herrn freundlich gegrüßt und ſchließlich zu Tiſche geladen. Auf ſein Fragen, wer der Herr ſei, wird ihm von Vorübergehenden der Beſcheid, der große Mann mit dem lichten Bart ſei der Dichter Anaſtaſius Grün. Der Almpeter iſt ſtolz und beſtürzt; auf der Handelsakademie gratuliert man ihm zu dem Erfolg. Er ſtellt ſich pünktlich in dem gräflichen Schloſſe ein — und wie Auersperg eintritt, „mit hoher ernſter Stirn und milden blauen Augen, tiefes Denken und warmes Fühlen in dem ausdrucksvollen Antlitz", da iſt es ihm klar, daß er ſich in der Perſon ſeines Gaſtgebers geirrt habe; nicht der berühmte gräfliche Dichter hatte ihn geladen, man hatte ihn falſch

beraten ... Dies fatale Misverständnis war der Beginn einer Verbindung, bei der die herzliche Verehrung des jungen Poeten der verständnisvollen Förderung entsprach, die der Graf ihm gern gewährte. „Nachmittags nach fünf Uhr, wenn er sein Schälchen schwarzen Kaffee trank, saß ich oft bei ihm und lauschte seinen Worten. Gern erzählte er mir aus seinem Leben, oft auch von jenen Zeiten der Geistesknechtschaft, gegen die er so heiß gekämpft hat. Er beglückwünschte die Generation, die für diese Zeiten zu spät gekommen ist und sich die alten Tage erst erzählen lassen muß, um die neuen recht zu würdigen. War vom Weltlauf die Rede, den gewöhnliche Leute bei jeder Gelegenheit so gern verschimpfieren, so konnte man an Auersperg jenes große Wohlwollen, jene lebendige Liebe und jene unerschütterliche Zuversicht bewundern, die einen echten Mann kennzeichnen. Er wußte die Welt so zu wenden, daß sie einem gefiel."

Im Jahre der Begründung seines „Heimgarten" besucht Rosegger den kraftgenialischen Ferdinand Kürnberger, der an seiner maßlosen Selbsteinschätzung zugrunde ging. Wie er den aufstrebenden Literaten „anblies", der ihm seine Verehrung bezeugen und ihn als Mitarbeiter an seiner Zeitschrift werben wollte, hat Rosegger hier lustig erzählt. Das säuerliche Wesen des unharmonischen Mannes, in dem ein bedeutendes, forciert spitziges Kritikertalent steckte und eine ebenso eigene Erzählergabe, ließ keinen rechten Verkehr aufkommen. Geradezu ausschweifend aber war seine Vorstellung von Gastfreundschaft. „Auf Rechnung seines Genius hat er sich manches erlaubt, was unsereiner nicht tun möchte. Auf Erden fühlte er sich als Fremdling, bei jedem guten Freunde aber daheim. Daheim vom Tisch bis zum Bette, von der Geldbörse bis zu den Stiefeln. Er lud sich beliebig ein, blieb wochenlang, jahrelang (!) als Gast, beherrschte das Haus (!!) — kurz, ehrte den Krösus, auch wenn es manchmal kein solcher war, bei dem er wohnte." Ein ebenso widerspruchsvoller, aber sympathischer Mensch war Roseggers literarischer Freund Emil Maria Vacano, der in seiner Jugend eine Zeitlang — Kunstreiterin gewesen und auch als Schriftsteller das sprunghaft Groteske nicht verleugnete, sein Bild im Mönchshabit einer Angebeteten schenkte und in einem Sarg liegend Zigaretten rauchte; mit Mosesbart und Lorgnette angetan — Patriarch und Gigerl. Tiefen Eindruck auf Rosegger machte das Buch Vacanos: Die Gottesmörder, das er seinen französisch leichten Romanen vorzieht. Mit 51 Jahren starb Vacano, arm und gebrochen, ein Mensch, „in welchen eine launische Natur

die extremſten Anlagen und Neigungen gleichſam verſuchsweiſe zuſammengetragen.“ Ein ausgeprägter Charakter — ohne einer zu ſein. Moderne Mediziner würden Vacano vielleicht auf Homoſexualität hin anſprechen. „Blumenwürzig“ nennt Vacano einmal Roſeggers Schriften; „wenn ich Deine Geſchichten leſe, habe ich oft das Gefühl, daß Du zu literariſch biſt“, ſchreibt er an ihn. „Dein Genius war friſch, voll und ganz ſchon als ‚Kind‘, er war in Dir fertig von Deinem erſten Liede an, wie Minerva fertig mit Panzer und Schild aus Jupiters Kopf ſprang. Dann wardſt Du gebildet, gedrillt, gehobelt, verfeinert von allen; Du laſeſt Stifter und dergleichen und haſt Deinem ehrlichen Ich ein feines, wenn auch bäuerliches Sonntagsgewand angezogen ‚für die Leſer‘. Es iſt manchmal, als ſchriebſt Du mehr fürs Ausland als für uns; ſo ſehr mühſt Du Dich, rein und aller Welt ſchriftſprachverſtändlich zu ſein in Form und Wort. Die Jargonworte, die doch der Grundſtock ſein ſollten, erſcheinen dann wie Aufputz. Bei Dir, dem Steirerredner! Möchte doch in Proſa von Dir Geſchichten leſen, geſchrieben ſo ganz, wie Dir der Schnabel gewachſen iſt! — Dann kommſt Du ins Zagen, weil Du fühlſt, daß Du zu literariſch (ich finde eben keinen Ausdruck!) biſt. Oft hab' ich mir gedacht: wenn der Roſegger nur nie etwas gelernt hätte, dann wären auch ſeine Erzählungen unvergänglich, wie ſein Geiſt. Du ſollteſt ſchreiben, wie das Volkslied, und nicht wie Stifter, Auerbach in ſeinen ſpäteren Sachen; oder Anzengruber, wenn er einen Bühneneffekt ſucht. Schreib einmal ein paar Geſchichten ohne ‚Stil‘, ohne ‚Gemütlichtuerei‘, ſo wie das Volkslied ſingt, und Du wirſt unübertrefflich, weil echt ſein!“ Roſegger hat, denke ich, den Wunſch des Freundes reichlich erfüllt.

Mit Karl Morre, dem gründlichen Kenner des öſterreichiſchen Landvolkes, dem Verfaſſer der Volksſtücke „Nullerl“ (Null-Annerl) und „Statuten der Ehe“, iſt Roſegger gleichfalls freundſchaftlich verbunden geweſen. Er meint von ihm, er ſei ein noch viel trefflicherer Poet denn Politiker; nur habe ihm Gott von Zeit zu Zeit eine gründliche Sündflut an den Hals ſchicken müſſen, damit er ſich an den Schreibtiſch zwang und nicht alle blitzenden Einfälle am Biertiſch vergeudete. Daß Morre aber auch ſchauſpieleriſch veranlagt war, hat der Freund einmal auf urdrollige Weiſe zu ſpüren bekommen. „An einem ſchönen Sommertage fuhren Morre und ich in meine Waldheimat Alpel. Nach zweiſtündiger Fahrt hatten wir

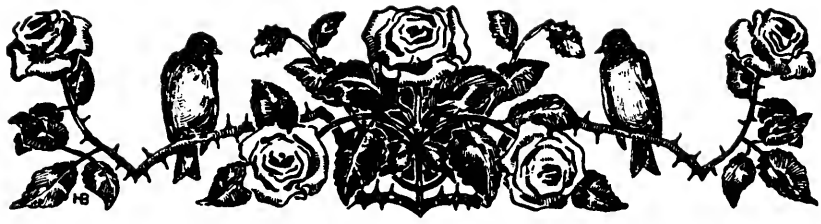
einen ſteilen Berg zu Fuße zu bewältigen, was meinem Freunde gerade nicht zu behagen ſchien. Ich hatte den ſteilen Hang dem ebeneren, aber viel weiteren Umweg vorgezogen, was meinem Genoſſen zuwider war. Als wir zum Hauſe kamen, war er ſehr erſchöpft und ließ ſich in der Stube ſofort auf eine Bank nieder, mit Atemnot ringend. Sein Puls ſchlug heftig, an der Stirne ſtanden ihm Schweißtropfen. ‚Ich weiß nicht,‘ bemerkte er endlich, ‚ich weiß nicht, was das iſt, mir ſchwumerlt's vor den Augen, blau iſt alles. Und meine Finger der rechten Hand hier —‘

‚Was iſt's damit?‘ war meine beſorgte Frage.

‚Ich fühle ſie nicht, nur ſo bremſeln tun ſie und kalt werden ſie. Und — blau iſt alles. Waſſer!‘

Ich eilte hinaus zum Brunnen um friſches Waſſer. Während der Krug unter der Quelle ſtand, hörte ich hinter dem Hauſe ein helles Jauchzen. Wer da ſo ſchreit, wenn man keinen Augenblick ſicher iſt vor einem Unglück! dachte ich. Als ich hernach mit vollem Kruge dem Hauſe zulief, um den armen Freund zu laben, nahm ich wahr, daß das hellklingende Jauchzen und Jodeln aus dem Stubenfenſter kam, und daß es mein lieber Sterbender war, der ſeine Luſt ſo voll und friſch hinausklingen ließ in die Gotteswelt.

Noch ſchlug freilich mir der Puls heftiger als ihm, meine Glieder zitterten, aber ich verzieh ihm gern das Komödiantenſtückel, um ſo mehr, als er dabei ja ſelbſt eingeſtanden: blau wäre alles. — So hatte er ſich für den ſteilen Berg gerächt, den ich ihn mutwillig herangeſchleppt.“



Der Sänger der Volkserhebung.

Es wird ein Rätſel in Roſeggers Weſen bleiben, eine Inkonſequenz neben anderen Ungereimtheiten, daß derſelbe Mann, der erzählend und betrachtend nicht müde wird, ſeine Stimme gegen den Krieg zu erheben, eine breit ausgeſponnene, glänzend geſchriebene Kriegsgeſchichte verfaßt hat, die von Blut und Greueln trieft: eine novelliſtiſche Bearbeitung des Tiroler Volksaufſtandes vom Jahre 1809. Wenn die Großen der Erde zu den Schlachten rufen — wehe! Wenn aber das Volk ſich erhebt und alles in Nacht und Grauen erſtickt: Heil! — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich unſer Dichter auf die Seite des Rechts ſtellt; er verteidigt den Aufſtand der Tiroler, weil darin die Treue des Volks gegen das angeſtammte Kaiſerhaus Öſterreich glühend zutage trat; die religiöſe Überzeugung, die es durch Napoleons Machtſprüche bedroht glaubte; die Ehre des freien Mannes, die die aufgezwungenen Neuerungen nicht ertragen mag. Er läßt auch deutlich erkennen, daß mit dem Streiten für Freiheit, Glauben und Ideal ſich dunkle Leidenſchaft, Prieſterwahnwitz und Volksverblendung unheilvoll verquickt haben — aber im tiefſten Herzen freut er ſich dieſes heroiſchen Schauſpiels, ſo aufrichtig er auch Berta von Suttners Friedensſchrei „Die Waffen nieder!“ ſeinerzeit weitergegeben hat. Es zog ihn zu einer machtvollen, elementaren Entladung der geſunden Volkskraft; wie begeiſtert hätte er ins Heldenbuch ſeiner Steirer gegriffen — er muß hinüberwandern ins benachbarte Tirol, um ſeinem Sehnen Genüge zu geben. Er rühmt Tirol mit ſeinen ſchattendämmernden Engſchluchten, an den ſteilen Hängen Urwaldwüſten; ſtillheitere Hochtäler mit blühenden Dörfern, Päſſe mit grünen, blumigen Almen, ringsum im Hintergrund ſich aufbauend eine Felſenwelt mit unerhörten Gebilden und

leuchtenden Eisschildern, umbraut von Wolken, umkreist von Adlern. „Aus der Eiswelt gehen senkrecht und silberweiß und schweigend die Wasser nieder, aber in den Schrunden ihnen näher gekommen, sind sie grau wie Kalk und schreien seit unmeßbaren Zeiten ihr furchtbares Lied. Auch weite, freundlich gesonnte Eilande gibt es und sanftere Berge mit fruchtbaren Triften, tauenden Wäldern und schimmernden Seen, in welchen sich oft an gleicher Stelle der Lorbeer und der Gletscher spiegelt. Wo aus der weiten Welt Straßen einziehen in dies Land, da drohen die Lawinen, da rauschen die trotzigen Wasser hervor, als wollten sie die Brücken brechen, zurückstoßen und weit von sich schwemmen alles Fremde, das mit List oder Gewalt Eingang heischt.“ Damit ist der Grundton der Erzählung geschickt angeklungen, die Peter Rosegger im Jahre 1893 unter dem Titel erscheinen ließ: Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.

Die historische Situation ist klar: im Preßburger Frieden war Tirol von Österreich weg an Bayern gekommen und wurde als „Südbayern“ unter ein neues Reglement gestellt mit drückenden Einzelheiten, trotzdem ihnen der unveränderte Fortbestand des alten Zustandes zugesichert war. Vertrauend auf Österreichs Hilfe (Erzherzog Johann) erheben sich die Tiroler unter Andreas Hofer, dem Sandwirt im Passeyertale; mit ihm führen Speckbacher, Martin Teimer und Joseph Straub die Rotten der Insurgenten. Wie ein Blitz durchzuckt der Aufstand das ganze Land. Das Gefecht bei Sterzing (April 1809) bringt den bayrisch-französischen Truppen eine Niederlage, am Iselberg wird die bayrische Besatzung überwältigt, Innsbruck ist frei. In fünf Tagen hatte das heldenhafte Bauernvolk sein Vaterland den Drängern entrissen; der österreichische Kaiser versicherte, das Band der Treue sollte fürder nicht gelockert werden. Aber der Feind rückte mit neuen Kräften vor (General Lefebvre); der Strubpaß fällt den Bayern anheim, der österreichische Anführer wird bei Wörgl zurückgedrängt, das Städtchen Schwatz in Asche gelegt (Maigefechte). Die Greueltaten der Sieger in Innsbruck riefen die erbitterten Tiroler unter Hofer und Haspinger abermals unter die Waffen; der Sieg am Iselberg reinigt zum anderen Male die Hauptstadt vom Feind. Die wiederholte Zusage des Kaisers, kein Friede werde „das treue Land Tirol von dem Körper des österreichischen Kaiserstaates losreißen,“ wird durch den Waffenstillstand von Znaim traurig widerlegt. Tirol war von den Österreichern den Franzosen und Bayern überlassen worden! Racheſprühenden Pro-

klamationen des neuen Herren folgte bald die aufreizende Praxis. Am 4. Auguſt vernichten die Inſurgenten von der Anhöhe bei Brixen aus den in der Talſchlucht, der „Sachſenklemme“, anrückenden Feind, zumeiſt ſächſiſche Rheinbundstruppen, durch herabgeſchleuderte Baumſtämme und Felsblöcke, unterſtützt durch ihre ſicheren Schützen. Lähmendes Grauen bemächtigte ſich der Reſte des Gegners, Lefebvre verläßt das „verwünſchte Land“. Andreas Hofer reſidiert zu Innsbruck als „Oberkommandant in Tirol“, Kaiſer Franz beſchenkt ihn mit goldener Kette. Im Oktober dringt nach dem Abſchluß des Wiener Friedens der verſtärkte Feind von drei Seiten ins Land, grauſame Rache nehmend; Hofer wird verraten und zu Mantua 1810 erſchoſſen. Das unglückliche Ländchen Tirol wird zwiſchen Italien, Illyrien und Bayern aufgeteilt.

Roſegger hat ſich im ganzen an dies hiſtoriſche Bild treu angeſchloſſen; daß er im einzelnen „ſelbſt revolutionär“ geworden iſt, wie er ſcherzend ſagt, „Berge verſetzt, Zeiten verſchoben, Perſonen und Ereigniſſe umgeſtellt“ hat, darf ihm niemand zum Vorwurf machen, der dem Dichter die poetiſche Lizenz nicht ſchmälern will. Frei erfunden hat Roſegger die beiden epiſodiſchen Geſtalten des Tonele und ſeines heimlichen „Schatzes“, der Magd Hanai, die er mit Luſt durchzeichnet, von ihm erſonnen ſind ferner die häuslichen Genreſzenen in der Familie ſeines Helden Peter. Er macht dieſen Gaſtwirt an der Mahr, den er in der Chronik als Genoſſen Hofers vorfand, zum Urheber der furchtbaren Rache der Tiroler an den Feinden in der Eiſackſchlucht mittelſt der künſtlichen Muhre, die anderthalb tauſend Menſchen an einem Tage jammervoll unter ſich begräbt. Man fahndet lange Zeit nach dem Rädelsführer, bis Peter Mayr nach entbehrungsreichen Fluchtverſuchen im winterlichen Hochgebirge den Häſchern in die Hände gerät. In Bozen vor das Kriegsgericht geſtellt, wird er zum Tode verurteilt; auf die perſönlichen Bitten ſeiner Frau und Kinder ſchafft man dem ehrlichen Gegner, der ſeinen Richtern Reſpekt abnötigt, eine letzte Möglichkeit freizukommen: er ſolle ſagen, er habe von dem erneuten Waffenſtillſtand nichts gewußt und ſich in ſeinem guten Recht als Patriot zu befinden geglaubt; allein Peter Mayr mag ſein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen. Er bleibt bei der Wahrheit und wird ſtandrechtlich erſchoſſen. Zwei Höhepunkte hat der Roman: das innige und zugleich herbe Verhältnis zwiſchen Peter und ſeinem prächtigen Sohne Hans, der ſeines Vaters Zorn erregt, als er ihm durch eine

Unwahrheit helfen will, und der seine herztiefe Liebe weckt, als er nach schmerzlichem Vermißtwerden eines Tages wieder daheim eintrifft als der Lebensretter Andreas Hofers: in der Wahrhaftigkeit wie in der Tapferkeit seines Vaters echter Sohn, in dem jener fortleben kann. Mit peinigender Realistik ist das Absterben des verruchten Branntwein-Gauler auf dem Schlachtfelde geschildert; in der Beschreibung der künstlichen Muhre aber erhebt sich Roseggers schildernde Kraft in ihrem Glanz: der Leser schüttelt sich vor Entsetzen über diese ungeheuerliche Ausgeburt einer in ihren Tiefen aufgewühlten brutalen Volksphantasie.

* * *

Das Jahr 1896 entriß Rosegger den hochbetagten Vater; wir kennen die milde, rührende Gestalt des Ersten und Letzten von der Waldheimat. „Er taugte nicht für diese Welt," bekennt der Sohn, „hat zweiundachtzig Jahre in ihr gelebt und ist als Fremdling, wie er gekommen, von ihr geschieden. Er war kein Sonderling, der in Einsamkeiten lebte, er war stets unter Menschen, verkehrte mit ihnen immer heiter und mit größtem Wohlwollen und hat sie anders genommen, als sie waren, so wie auch er von ihnen unverstanden blieb. Er lebte auf Erden eine andere Welt, ein Reich Gottes für sich, und das war freilich nur möglich, indem er allem abgekehrt war und blieb, was ihm dieses Reich hätte zerstören können. Er hat nie eine Schulstube gesehen, hat keinen Buchstaben, keine Ziffer gekannt, alles was Schrift und Buch heißt, lag ihm vollkommen ferne." Dieser Mann, auf dem alten Bauerngut der Nachfolger seiner Väter, war die Verkörperung der passiven Momente des Christentums, wie es in der römischen Kirche lebt. Sein ganzes Wesen war lauterste, in die kirchliche Regel gebundene Religion. Goethe hätte ihn als „schöne Seele" gepriesen, die niederrheinischen Brüder vom gemeinsamen Leben hätten ihn als Muster aufgestellt eines Stillen im Lande. Bis zur Ängstlichkeit genügsam und bedürfnislos, bewahrte er sich in seinem Seelenleben mit einer milden unumstößlichen Hartnäckigkeit die Eigenart und Freiheit, die nach außen zu vertreten ihn so sauer ankam. Er war in seinem Kinderglauben selig. Sein Leben war eine große Meditation, den Himmlischen und den Heiligen „aufgeopfert". „Er war", sagt der Sohn, „der weichmütigste Mensch, ich habe ihn oft betrübt gesehen; aber nie weinend wegen Erden-

leides. Er begrub Kinder, er begrub sein Weib, er stand oft an Stätten herzzerreißenden Jammers — er kniete nieder auf die Erde und betete. Aber sein Auge wurde naß, wenn er von der Liebe des Herrn Jesus hörte oder von der Milde und Gnade unserer lieben Frau; die Träne stand ihm in den Wimpern, wenn ein Lied von den himmlischen Freuden gesungen wurde, wenn in der Kirche ein melodischer Choral erklang." Ein Mensch wie der heilige Franziskus von Assisi, dem es am wohlsten war in der an Not grenzenden Habloſigkeit, den nach Armut geradezu dürstete. So ging der Lauf der Welt spurlos an ihm vorüber, weil er achtlos daran vorbeisah. Er lebte den Spruch des Paulus an die Philipper: „Unser Wandel ist im Himmel." Bei dem Volksfest zu Ehren des 50. Geburtstages seines Peter in Krieglach suchte man ihn und fand ihn nicht — er kniete in einer entlegenen Waldkapelle und bat die Mutter Gottes, den Sohn nicht eitel werden zu lassen, und daß durch solche Weltfreude niemandem der Blick zu Gott verdunkelt werde. Er verstand nichts von des Sohnes Interessen, und er genoß die Lobsprüche nicht, die die Fremden ihm zollten; doch wenn man des Dichters Redlichkeit betonte, blickte das milde Auge demütig-dankbar auf. Ein Bauer, in dem ein König inkognito reiste! Zu seinem achtzigsten Geburtstag schenkt man ihm einen Sack voll Silberkronen; er wühlt ein Weilchen gemütlich mit den Fingern darin, zu hören wie das klingt — dann verteilt er das Geld an die Enkel und an die Bewohner des Armenhauses. Langsam und still löschte dies in Gott verborgene Leben aus wie eine Altarkerze. „Er war fertig," sagt der Sohn, „in heiterer Ruhe, halb lächelnd, halb schlummernd träumte er hinüber. So war er unversehrt den Gefahren der Welt entkommen." An seinem eigenen Geburtstage hat der Sohn den greisen Vater zur letzten Ruhe geleitet, vierundzwanzig Jahre nach dem Tode der Mutter. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Ein Schwarm von reichen, schönen Erinnerungen umgaukelte mich. — O Jugendzeit bei Vater und Mutter! — Zur rechten Hand des großen Kreuzes, das mitten auf dem Friedhofe steht, rasten sie. Das ist stets ihr Lieblingsplatz gewesen. Mir war selig ums Herz. Die Wanduhr, die während seiner Bahrzeit stillgestanden war — sie geht nun wieder ihren gleichmäßigen Schritt der Ewigkeit zu. Und die Toten leben."

Aus diesem Jahre 1896 sei noch das Zusammentreffen Roseggers mit der Königin von Rumänien, der Dichterin Carmen Sylva in Abbazia erwähnt; er sagt von ihr das schöne Wort: „Eine Frau

voller Güte, eine Dichterin voller Hoheit, eine Königin voller Demut," und berichtet*): „ . . . Dann kamen wir zu ſprechen auf Unterſchiede der Weltanſchauung, die durch geſellſchaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philoſophen. Als wir von den Myſterien und Symbolen des menſchlichen Lebens ſprachen, ſagte die Königin: ‚Auch die Krone iſt ein Symbol, und nichts als ein Symbol. Die ſchwerſte Prüfung des Lebens iſt die Krone. Wenn man die Not des Volkes ſieht, und keine Macht, kein Reichtum iſt groß genug, zu lindern! Das iſt hart. Da möchte man am liebſten gleich ſelber unter die Armen gehen und mit leiden helfen. Ach, die Menſchen, man muß ſie lieb haben, weil ſie ſo ringen, ſo hoffen, ſo zweifeln und ſo leiden!'"

*) Mein Weltleben, S. 397 f.

Eine verſinkende Welt.

Wer in den Alpen wandert, der ſtößt von Stunde zu Stunde auf verfallende Höfe, auf Ruinen von Häuſern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechſe rieſelt. In vielen Gegenden, wo noch vor wenig Jahren fruchtbare Felder, üppige Wieſen und blühende Weiden waren, iſt jetzt verlorene Wildnis. Die neue Kultur! ruft Roſegger faſt zornig, „die Maſchinen, die Eiſenbahnen haben den Erdball erſchüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerſtört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinleben, das im Vergleiche zu anderen Bereichen eine wahre Idylle geweſen iſt. Wo iſt das alte, heimſtändige Alpenvolk, das der patriarchaliſchen Geſittung Europas feſte Burg geweſen? Nur Bruchſtücke ſind davon vorhanden, in einzelnen Gebieten allerdings manch größere Bruchſtücke, aber auch dieſe ſind durchſetzt und beeinflußt von modernem Geiſte, der Pfarrer wie der Kohlenbrenner, keiner ausgenommen. Wo iſt das alte Volk, mit dem ſtarken, frohen Herzen, wo iſt das Leben, das jahrhundertelang ſo glücklich die Wage gehalten hat zwiſchen urſprünglicher Natur und menſchlicher Ziviliſation? Es verflüchtigt ſich von Tag zu Tag und die Individuen der Bauernſchaft ſtranden an den Fabriken.“ Zwar ſteht auch Roſegger ſelbſt — der mindeſtens von ſeinem erſten Grazer Tage an die Segnungen der Kultur reichlich genoſſen hat und ohne ſie ſchwerlich geworden wäre, der er iſt — ſo weit auf der Seite der Kultur, daß er wenigſtens die Frage ſtellt: „Wir ſtehen betroffen da und wiſſen nicht, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt oder ein noch unermeßbarer Gewinn“? Allein mit ſeinem ganzen Herzen verbleibt er ohne Zweifel bei den Idyllen und beklagt die verſinkende Welt des urſprünglichen, von der Kultur noch unberührten Bauerntums, das

sich für ihn in die Charakterzüge zusammenfaßt: größerer Friede in unentweihter Natur, behaglicherer Lebensgenuß in steter Gelassenheit, warme Welt- und Gottesfreudigkeit. Er hofft auf eine Wiedergeburt, auf eine neue waldfrische Jugend; inzwischen sammelt er aus diesem sachte versinkenden alten Volks- und Bauerntum seiner Heimat die Urstücke seines eigenen Erlebens und waldseligen Sinnens. Es liegen aus den letzten zehn Jahren noch drei starke Bände vor, die uns in dieser versinkenden Welt unseres Steirerpoeten heimisch zu machen versuchen: Der Waldvogel; Idyllen; Sonnenschein.

Wahrhaft idyllisch muten die in diesen Bänden zerstreuten neuen Erinnerungen an Roseggers Waldheimat an; psychologisch fruchtbar ist der Aufsatz: Das Kreuz an der Stiegel,*) in dem nachgewiesen wird, wie sich tatsächliche Kenntnisse vom Großvater auf den Enkel vererben können, ohne daß der Vater, das Zwischenglied, davon berührt wird. Er berichtet: „Etwa im elften oder zwölften Lebensjahre mochte es gewesen sein, daß ich meinen Vater fragte, warum er denn das große Kreuz habe niederreißen lassen, das unten an der Zaunstiegel gestanden. Der Vater antwortete, er wisse nicht, was für ein Kreuz ich meine, wenn nicht das Bildstöckl, welches hinter dem Hause am oberen Angerzaun stehe. Das sehe man ja, sagte ich, aber jenes Kreuz täte ich meinen, welches vor dem Hause am unteren Angerzaun gestanden mit dem großen geschnitzten Christus und mit dem eisernen Nagel am Kettlein! Der Vater schüttelte das Haupt — was ich denn da zusammenrede, am unteren Angerzaun sei sein Lebtag nie ein Kreuz gestanden. Hierauf nahm ich ihn an der Hand, führte ihn hinab zur Stiegel und zeigte neben dem Zaune genau den Platz, wo das Kreuz gewesen ist. Jetzt wuchs wildes Gekräute dort, auch Distelwerk darunter. Mein Vater wiederholte, daß seines Gedenkens an dieser Stelle niemals eine Kreuzsäule gestanden, ja, daß auch sein Vater von einer solchen nie gesprochen hätte. Darauf gab ich mich zufrieden und dachte: So wird's halt gewesen sein, als ich das frühere Mal auf der Welt gewesen bin." Als dann jene schwere Zeit über Roseggers Eltern kam, wo sie aus Armut das Heimathaus verlassen mußten, wird auch ein großer brauner Schrank von der Wand gerückt, der länger als ein Jahrhundert dort gestanden hatte. Hinter einem dichten Spinnwebengeflocke finden sich zwei kleine Bretter vor, die zwischen Wand und Schrank lehnten; auf der Innenseite des einen steht unbeholfen, doch sorgfältig mit

*) Idyllen, S. 262—270.

Kohlen geschrieben: „Das Geld ist beim unteren Kreuz vergraben.“ Peter jubelt, während alle Hausgenossen vor einem Rätsel stehen. Er nimmt einen Spaten vom Karren und gräbt; bald ist der Kreuzstock bloßgelegt, das rote Lärchenholz ist der Beweis — und Vater und Sohn stoßen an die bauchige Wand eines großen eisernen Topfes. Sie heben ihn herauf, der Rost hatte bereits Löcher hineingefressen, innen jedoch war nichts als Erde und der schlappige Fetzen eines härenen Stoffes, der beim Berühren auseinanderfiel. Wer das dort aufbewahrte Geld wieder herausgenommen — vielleicht der alte Ignaz Rosegger selbst in einer späteren Notlage? —, blieb unaufgeklärt, so konnte also der erhoffte Schatz den bedrängten Eltern Peters nicht helfen; wichtig ist allein der psychische Vorgang, aus dem der Erzähler launig folgert: „Wie soll ich das nach unserem grobkörnigen Erkennen anders sagen, als daß das Kreuz mit allen seinen Einzelheiten zufällig im Gehirn drinnen noch gesteckt ist, das ich von meinem Großvater geerbt habe. Und wenn es sich mit diesem Kreuze an der Zaunstiegel so verhält, dann kann ich nicht gutstehen für anderes, was ich gesehen, gehört und erfahren. Es mag manches in unserem Kopfe sein, was nicht wir, sondern die Ahnen hineingetan haben.“

Der reife Mann sitzt nachdenklich auf dem Rande des heimatlichen Brunnentroges und denkt der vergangenen Tage, als dort beim Feldrande ein barfüßiger Knabe saß zur Wacht am Rain, als derselbe Knabe schauernd vor Kälte und Geistern die Rinder zur Tränke trieb in kalten Winterabenden, als er am Brunnen die gefangenen Forellen am Sommertage laben wollte; als die verlassene Magd sich die roten Augen im Wasser rieb; als ein junger Leichnam auf grünem Baumast ausgestreckt lag am Waldbrunnen seines Vaterhauses. Er erzählt vom lustigen „Federlschneider“, der seiner Ehrung so beharrlich ausweicht, und dem der Jager-Schwager zur Anerkennung den bauchigen Schnapspletzer zusendet; von seinem gravitätischen Schulhalten als vierzehnjähriger Junge nach dem Tode des alten Michel Patterer; von dem ernsten Gang mit seiner Mutter zum Aderlassen nach Langenwang zum Bader; von seinem ersten Entsetzen über das Tiereessen der Menschen, die sich dann noch mit dem Fell der Tiere bekleiden — „inwendig Ochsenfleisch, auswendig Kuhhaut, und so einer will Kind Gottes sein!“ Wie die Bäuerin dem Unhold, der ihr den Mann und den Sohn erschlagen, das Totenlicht neben seine Leiche stellt, damit ihm im Tode nichts fehle — „jenes Bahrlicht leuchtet noch in uns fort, wie der Stern

über dem Gerichte". Weniger erhebend für Rosegger ist die Heimaterinnerung an den Fronleichnamsaltar, auf dem er während der Prozession zu Kathrein am Hauenstein mit dem Kaunigl zusammen — Karten spielt; demütigend das wehmütige Blatt von der Eltern Armut, für die das Kind bei der hartherzigen Großbergerin das Pferd zum Pflügen des Ackers ausbitten ging. Um so heiterer beichtet er uns seine romantische Schneiderliebe, die mit dem unglückseligen „Mantill" für das „Schloßfräulein" über sein Herz kam und die ihm schließlich noch zu einer ureigenen Pariser Mode verhalf ... Ein andermal[1]) kommt der Dichter in ein Dorf, in dem der Förster, der Arzt, der Schullehrer und der Pfarrer dem Poeten die Tür weisen, der ihnen in seinen Schriften manche Narrenschelle angehängt — doch Rosegger schläft in einem Heustadel wie der Kaiser von China auf seidenen Kissen, und am anderen Tag wird er um so herzlicher von den Schulmeistersleuten des Nachbardorfes aufgenommen, die sich als die Eltern des berühmten Wiener Chirurgen Julius Rottacher herausstellen. Ein schönes Denkmal brüderlicher Liebe hat Peter seinem Bruder Jakob gesetzt in der frischen Erzählung: Der Mann mit den sechs Händen,[2]) die dessen häusliches Glück als freier Bauer beschreibt. In Roseggers eigenes Haus aber blicken wir in dem plaudernden Kapitel: Im Storchennester;[3]) die zweijährige Jüngste, Martha, ist die Heldin. Hier steht das treffende Wort: „Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Was da ist; es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es *ist*, und damit Punktum." Instruktiv für den Realismus der Kinder ist die Vorlesung im „Salon" der Martha,[4]) voll Grazie die Schwalbenstudie: Lose Stubengenossen.[5]) Persönliches steckt auch in den beiden Aufsätzen: Der Traumkünstler[6]) und: Onkel Sonnenschein.[7]) Der originelle Kohlenträger Auguste setzt dem Poeten auseinander, er sei wie sein Fernrohr, „ein Spektivi mit drei Röhren. Wenn ich auf den Abend das Gewand ausziehʼ, da zieh' ich halt das erste Rohr herab. Wenn der arme müde Menschenleib nachher einschlaft, da ist das zweite Rohr weg, und das dritte Rohr, mein Mensch, das ist nachher der andere, der Ein-

[1]) Sonnenschein, S. 192—210: Das reiche Waldschulmeisterlein. — [2]) Sonnenschein, S. 29—39. — [3]) Der Waldvogel, S. 420—441. — [4]) Sonnenschein, S. 259—267. — [5]) Sonnenschein, S. 268—279. — [6]) Idyllen, S. 175—183. — [7]) Sonnenschein, S. 377—460.

wendige mit der schönen lichten Weltkugel. Das ist der Auguſtel, der alleweil noch hundsjung ist und kreuzlustig und gar nit ein bissel rußig. Und ein hoher Herr!" Im Traum ist er ein König, im Leben Kohlenschlepper. Rosegger bringt hierbei Reflexionen über seine Traumerlebnisse; Versuche, den Traum durch den Willen zu dirigieren, einen durch plötzliches Erwachen unterbrochenen Traum schlafend fortzuspinnen, Bemerkungen über Traumgruppen und Traumepochen. Ein Tagebuch ist „Onkel Sonnenschein", kraus und gedankenreich, Selbstbeobachtungen eines Leidenden, der seinen Zustand durch eigene Quälerei künstlich festhält, bis endlich nach vielen Irrfahrten Onkel Sonnenschein ihn gesund macht. In diese Aufzeichnung hat der Dichter eine Bemerkung über seinen Tod und sein Begräbnis eingestreut, die den Mann aufs hellste beleuchtet: „Ich will für meine werte Person das Begräbnisprogramm aufstellen und selbiges an die Kasse kleben, damit sie es gleich finden.

Da liegt auf kaltem Bett die Lehmgestalt, die aus dem Menschen eine Sache geworden ist. Lasset mir, ihr fremden Herandringlinge, mit eurer täppischen Hand, mit eurem vorwitzigen Auge die Hülle unberührt! — Sie waschen das Antlitz und strählen das Haar, dann ist der hohe Festtag gekommen. Vielleicht weht die abgeschiedene Seele, bevor sie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Ruhebett und schaut verwundert die Gestalt an, in der sie gehaust hat. Manches Menschenantlitz ist in den ersten Stunden des Todes schöner, als es im Leben gewesen. Der Abschiedskuß der Seele.

Drei Tage lang liege der Leib noch im Lichte, damit denen, die in Liebe und Nachsicht ihn gewohnt waren, das Entschwinden nicht zu plötzlich sei. Die ihm gut gewesen, sollen es noch einmal empfinden; die ihm nicht gut gewesen, sollen an dem friedlichen Schläfer sehen, daß es auch so gut ist.

Das Schweigen des Toten! Nichts ist so beredt. Aber seine ganze Weltanschauung heißt: Mir ist alles eins. Die starre Gestalt in ein dunkles Gemach legen, zu Häupten eine Ampel anzünden und ein paar Kerzen und ihr ein einfaches Kreuz in die Hand geben. Das Sterben ist als eine religiöse Handlung zu betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. Dann auf die Brust den Myrtenzweig. Sind Blumen da, so sollen sie nicht gebrochen, sollen lebendig sein. Was macht ein Toter mit toten Pflanzen? Erdreich will Lebendiges hegen.

Mit Heftigkeit lehne ich ab den Metallsarg, die gewölbte Gruft. Kein Kerker soll mich absperren vom Leben der frischen, fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie. Ein Sarg aus Fichtenholz, nicht angestrichen, denn die Farbe ‚konserviert', das heißt in diesem Falle, sie hält lange tot, was tot ist. Ich will aber baldigst wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt der Erde zu übergeben.

Des Leichenbegängnisses wegen bin ich unbescheiden. Nicht von Tieren will ich gezogen werden, vielmehr von Menschen getragen. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Schultern der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Grünzeug und buntes Bänderwerk in Haufen nachschleppen? Nein. Die Vielheit des Straußes heißt Laub, und die Vielheit der Blume heißt Heu. Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Und rechts und links am prunkvollen Toten darben Lebendige. Wenn jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Kränze wanden, noch der Ertrag zukäme! Nein, er kommt den Krämern zugute. Das Kränzeunwesen ist eine der dümmsten Sitten und grenzt in seiner jetzigen Unwahrhaftigkeit schon beinahe an — nein, ich will's nicht sagen. Die Prunkgewinde, deren Schleifen stets mit dem Namen der Spender geschmückt sind, zeigen aller Welt, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann. Kurz, ich hasse die Kränze, ich hasse sie aus Liebe zum Kranz; in der Masse erstickt das Symbol, nur der eine Kranz auf dem Sarge, von den Nächsten hingelegt, nimmt Weihe an. Was die blutige Liebe tut, um sich zu genügen — Gott sei davor, daß ich es tadle!

Und nun die letzte Station: das Grab. Wem wird vor der Erde grauen — vor sich selber! Also intime Beziehungen. Ein tiefes eigenes Grab ohne Kündigungsfrist. Der Hügel ein Garten. Hier beginnt das Reich der Kränze, der lebendigen. In frischen Halmen gedenke ich wieder heraufzukommen, durch die Blume will ich zu Weib und Kindern sprechen: Auferstehung von den Toten, ewiges Leben."

Aus dem Tagebuch seines Vikars an der evangelischen Kirche in Mürzzuschlag entlehnt ist die sonnige Plauderei: Den Zug versäumt, die mit Tolstoischer Liebe für die primitiven Andachtsformen der ersten Christen eintritt. Zwei klassische Stücke intimer Naturerfassung nenne ich die Betrachtung der blühenden Bergwiese im

Frühſommer-Sonnenſchein[1]) und den Sonntag eines zufriedenen Waldmenſchen,[2]) der ſeinen Kameraden hat an dem luſtigen Jochjackel,[3]) der ſein hölzernes Bußjoch trägt aus Dank gegen den Himmel, der ihn nach langer Pein vom Ehejoch befreit hat, der aber ſonſt keinem gefüllten Becher mit Wiſſen ausweicht. Ein origineller Kauz iſt auch der „Fiſcher im Olymp“,[4]) der das Betteln mit Ideen durchdringt, und der in ſeiner kindlichen Frömmigkeit rührende Waſtl (Waldvogel). Die größere Erzählung: Die Rache der Knechtin[5]) behandelt geſchickt das Problem des verkauften Kindes, Roſegger läßt es ein gutes Ende finden; „Adam das Dirndel“ (Waldvogel) führt tief hinein in pädagogiſche Verflechtungen. Kleinere Skizzen ziehen zu Felde gegen bäuerlichen Aberglauben (Der linke Schächer, Waldvogel), Dummheit (Die Abbrandler) und Streitluſt (Das Fenſtergatter, Waldvogel); aber auch an Staat und Kirche hat er ernſte Anliegen zu richten: Der Keuchen-Ferdl[6]) vertrauert ſein Leben unſchuldig im Kerker, um dann von der Juſtiz auf die Straße geworfen zu werden; der harte Prieſter läßt den „irrtümlich“ in geweihte Erde geſenkten Selbſtmöder „umbetten“ in den Fluchwinkel an der Mauer und den Segen des Himmels „zurückläuten . . .“[7]) Geiſtreich iſt das Zukunftsbild: Mann und Weib;[8]) die Frau hat ſich zu ſelbſtändiger Kraft entwickelt, der Mann iſt verkümmert, ein ſchwächlicher Genüßling; das Geiſtige tritt zurück hinter die Schätzung des Elementaren. Soll das die Zukunft der Menſchheit ſein: die Weiber wilde Weiber, die Männer Männchen? Sicher ſteckt in dieſer Parodie Roſeggers viel ernſthafte Wahrheit an die Zeitgenoſſen; doch iſt es tröſtlich, daß auch nach ſeiner Meinung gerade die fortgeſchrittenſte Frauenbewegung wieder bei der Naturbeſtimmung der Frau enden wird: gegenüber Habakel, dem Manne ihres Herzens, erweicht ſich all „ihr“ Trotz.

Was aber ſoll ich ſagen zu dem Märchen: Der Hagenſtab?[9]) Goethiſch iſt der Aufzug und Einſchlag, an Goethes Märchenſymbolik gemahnt das feine, zierliche Gewirke, von goetheſcher Sicherheit und Ruhe iſt die Linienführung. Ein Preis der bewahrenden Weihe, die die Heimat verleiht, ein Bild ihrer erlöſenden Kraft. Jedem ſeiner drei Söhne gibt der Vater zum Geleit einen Hagenſtab mit auf die Wanderſchaft. Die beiden Älteſten kehren nicht zurück, ſie haben ſich

[1]) Sonnenſchein, S. 211—222. — [2]) Sonnenſchein, S. 1—14. — [3]) Idyllen, S. 38—52. — [4]) Idyllen, S. 71—85. — [5]) Waldvogel, S. 298—330. — [6]) Sonnenſchein, S. 223—236. — [7]) Idyllen, S. 86—95. [8]) Idyllen, S. 444—459. — [9]) Waldvogel, S. 394—419.

in der Welt ihren Stab abſchwatzen laſſen; ſie haben ſich verloren an die Luſt der Welt, ſo hat der Fluch der Welt ſie gebunden und verſteinert. Der Jüngſte ſucht die Brüder; er findet ſie, da er beharrlich ſeinem Stabe folgt, treu dem Licht der Heimat in der Bruſt, er läßt ſich nicht aufhalten — mit dem Hagenſtab berührt er ahnungslos die Steingebilde: ſeine Brüder umarmen ihn. Reuig verſuchen ſie ihre Stäbe zurückzugewinnen, ſie finden die Stätte nicht mehr. Der eine Heimatſtab, der erhalten blieb, führt ſie zurück. Es war eine Sonntagsſtunde, als der Poet dieſe herrliche Parabel innerlich empfing, die allein hinreichen würde, ihm ſeinen Platz unter den Dichtern der Weltliteratur zu ſichern. Eine Probe: „Der junge Wanderer ſtieg zwiſchen Steinklötzen und dorrendem Geſtrüppe nieder gegen den dämmernden Wald. Manchmal trat er auf ein braunes Schlänglein, es bäumte ſich auf und pfiff. Weiterhin trat er auf Nattern, die unter ſprödem, ſtrohtrockenem Unkraute waren, aber ſie bäumten ſich nicht auf, ſie lagen da, ſtarr wie geſchlungene Wurzeln. Von rieſigen Tannen hingen graue Moosbärte nieder, aber kein Lüftchen ſpielte an ihnen und kein Zweiglein bewegte ſich, und immer finſterer wurde es zwiſchen dem fahlen Geſtämme. Dem Burſchen graute, und in Sehnſucht nach einem lebenden Weſen blickte er nach ſeinem Vöglein aus. Das war nicht mehr da. In der unendlichen Stille auf ſchwarzem, kahlem Boden weiterwandernd, ſuchte er nach Waldfrüchten, denn es hungerte ihn. An einem Hange ſah er Himbeeren und in der Schlucht ein Waſſer. Aber an den Himbeeren hätte er ſich faſt die Zähne ausgebiſſen, denn ſie waren hart wie Stein und das Laub war ſpröd wie Glas, und das Waſſer war ein toter Kriſtall. Der Michel ſchaute auf gegen Himmel, aber die Bäume hatten ihn ganz eingewölbt mit ihren finſteren Kronen und nun ſah er, daß die Stämme nicht aus Holz waren, ſondern aus Stein, wie Pfeiler in einer Gruft. Nun dachte er an Vater und Mutter und an ſeine ferne, ferne Heimat, aber der Stab in ſeiner Hand, er blühte, und die roten Röſelein daran waren faſt das einzige Licht in dieſem Walde. Auch fiel es ihm jetzt ein, ob er der ſchönen Maid im Heidehauſe nicht hätte folgen ſollen, aber er ſagte ſich trotzig: Nein. Und wenn ich jetzt noch einmal in ihrem Gemache ſollt' ſein und ſie wollt' mir den Stab abſchmeicheln, ſo würde ich wieder zum Fenſter hinausſpringen und wieder dem Lichte im toten Walde zuwandern. Denn was dieſes Licht bedeutet: das will ich wiſſen. . . ."

Ein Privatissimum für die Freunde.

Mein Weltleben nennt Rosegger die persönlichen Aufzeichnungen, die als Buch im Jahre 1898 herauskamen und alsbald lebhafte Aussprache hervorriefen. Er bezeichnete den Inhalt des Werkes als „plaudersame Beichten, die im Laufe der Jahre abgelegt worden sind, um eine arme Seele zu befreien. Die arme Seele des Verfassers, die nur lebt, indem sie sich gibt.“ Rosegger weiß, daß zwischen artiger Selbstbespiegelung und rücksichtsloser Bloßstellung nur ein schmaler Fußsteig für die schlichte Wahrheit ist. Er hat ihn mit redlichem Eifer gesucht, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle gefunden. Launig bemerkt er im Vorwort, er habe es aus mehrfachen Gründen vorgezogen, lieber einen leidlich zufriedenen Menschen abzugeben als einen interessanten; übrigens sei er nicht auf der Heeresstraße geblieben, habe vielmehr „in einiger Abgelegenheit“ sich selbst sein Schicksal geschmiedet und seine Weltanschauung gezimmert — „zur Hälfte, die andere Hälfte hat Gott getan“. Die Zeit seines Mannesalters will er darstellen, und zwar so, daß jedes der in sich abgerundeten Kapitel eine besondere Lebensseite des Verfassers beleuchtet. So geht die Reise vom Ende der „Waldheimat“ bis zum 50. Geburtstag des Poeten. Möge, bittet Rosegger, der Beichtvater in dem Maße gütig sein, als das Beichtkind aufrichtig ist.

Das inhaltschwere Buch beginnt mit einer liebevollen Charakteristik von Roseggers Vater, zu dem er sich im Gegensatz weiß und mit dem er sich doch durch die treuesten natürlichen Bande als Einheit fühlt. Dann führt uns der Verfasser in sein Graz, mit Wärme des Direktors Dawidowsky und seiner gastfreundlichen Handelsakademie gedenkend. Er erzählt von dem vortrefflichen Manne: „Einmal kam aus Obersteier meine kranke Mutter, um ihm Dank

zu ſagen, daß er in ſo chriſtlicher Weiſe ihres Sohnes Lehrer und Nährer geworden war. Der Direktor ging ihr ſchon entgegen und als er das mühſelige Bauernweib am Arme in den Speiſeſaal führte und laut rief: ‚Auf, Burſchen, hier bringe ich Peters Mutterl!‘ da hat er ein Dankgefühl für ihn in mein Herz gelegt, das mein Lebtag nimmer verliſcht.“ In dem Abſchnitt: Mein Weib öffnet Roſegger den Reliquienſchrein ſeines Herzens und ſagt das Zarteſte, das Werden ſeines erſten Glückes, und wie es welkte. Vielleicht hat er zu viel geſagt. . . . Dann ſtellt er uns mit Vaterſtolz ſeine fünf Kinder vor, von denen er immer wieder reizend plaudert; die ſchalkhafte Unterhaltung mit der kleinen Martha über den Bericht, den der von ihr gefangene Käfer daheim in der Käfermutterſprache von ſeinen Erlebniſſen beim Menſchenmädel abſtatten wird, iſt die poeſievollſte dieſer Skizzen. Für Erzieher gibt es bei dieſem Peſtalozzi ohnedies reiche Ausbeute! Er ladet uns in ſein Heim in der Stadt und auf dem Lande, führt uns durch die einfachen, urgemütlichen Räume und zeigt uns ſeine Bücher und Bilder, ſeinen alten Schreibtiſch, die Lade mit den Ehrungen und die Geſchenke der Freunde aus aller Welt. Die Anhänglichkeit Roſeggers an lebloſe Dinge, die ihn mit irgendeinem Ereignis ſeines Lebens durch die Erinnerung verknüpfen, zeigt ſeinen konſervativen Sinn, das Fromme in ihm; zum Glück wohnt neben dem Konſervativen in ſeiner Bruſt der Demokrat, der dem Wandel der Dinge zujauchzt als den Trägern des raſtlos ſchöpferiſchen Lebens. Und beide verſtehen ſich zumeiſt. Eingehend orientiert uns der Poet über ſeine Art zu arbeiten; hier geht es nach der Melodie: „Exiſtieren und dichten iſt bei mir eins.“ Wichtig iſt die Bemerkung: „Das Aufreibende einer größeren Arbeit liegt für mich darin, daß ich während der Dauer — das iſt oft wochen- und monatelang — für kaum etwas anderes Sinn und Intereſſe gewinnen kann. Der Gegenſtand meiner Arbeit verfolgt mich immer und überallhin, raubt mir Appetit und Schlaf. Ich ſuche nichts als die Einſamkeit, ſei es im Hauſe, ſei es auf Spaziergängen, und was mir da begegnet, ich ſehe es nur mit halbem Auge, was ich höre, ich höre es nur mit halbem Ohr, ich bin nur ein halber Menſch für meine Umgebung. Die andere Hälfte baut und ordnet und dichtet an dem entſtehenden Werke.“ Das iſt die Zerſtreutheit des Schaffenden, die Kehrſeite der inneren Geſammeltheit. Hier entſpringt die ſprichwörtliche Vergeßlichkeit und geſellige Ungelenkheit der Gelehrten und Dichter; aber hier ruht auch die ver-

borgene Wurzel des furchtbar ernsten Konflikts zwischen Kunst und Leben — hier ragen graue Opfersteine . . .

Aus Büchern vermag Rosegger wenig zu gewinnen; „nur unmittelbar Erlebtes, oder was mir plötzlich blitzartig durch den Kopf geht, das zündet und entwickelt sich. Ein einziges lebendiges Wort bekommt mir besser als ein ganzes Buch, das mich belehren soll." Anschaulich zeigt er an konkreten Beispielen aus seinen Werken, wie langsam eine Dichtung der Endgestalt entgegenreift, durch immer neues Überarbeiten, Feilen und mühseliges Korrigieren hindurch, bis sie ihm einigermaßen genügt. Dem Buchkapitel folgt ein diplomatischer gehaltenes über seine Verleger: Leykam, der Roseggers Dialektdichtungen verlegt hat und in dessen Offizin der „Heimgarten" erscheint; Gustav Heckenast-Pest, A. Hartleben-Wien; Ludwig Staackmann-Leipzig, an den seit 1893 der gesamte Verlag der hochdeutschen Schriften Roseggers übergegangen ist. Der alte Staackmann, mit dem Friedrich Spielhagen durch vierzigjährige Freundschaft verbunden war, wie Stifter mit Heckenast, wurde auch Roseggers Vertrauter; er schreibt über den Verstorbenen: „Als sei er mir aus meinem Hause hinausgestorben, so war's, als Staackmann dahinging. Seine hohe Auffassung von Welt, Kunst und Dichtung, die Vornehmheit seines Charakters, wie hatte sie meine sinkende Menschengläubigkeit neuerdings gehoben! Dreieinhalb Jahre lang hatte ich den Freund besessen, an welchem mir ein Heckenast wieder erstanden war."

Als seine „lieben Feinde" kennzeichnet der Mutige die Klerikalen, die Antisemiten und die Juden; an einer Blütenlese von Beispielen will er zeigen, wie wenig dornenlos auch sein literarischer Gang, bei allem seltenen Glück, das er genossen, gewesen sei; Unverstand und Bosheit, nebst dem dazu gehörigen Prozentsatz Neid, haben ihm Steine genug auf den Weg geworfen: manchen hat er zornig zurückgeschleudert auf die Angreifer, um manchen ist er klug herumgegangen oder darüber hinweggeschritten. Meist war er im Recht; zuweilen aber auch — wie im Falle Heinrich Heine, den er erst nicht kannte, als eine Rundfrage seine Meinung über den umstrittenen Dichter hören wollte, und dann im Zorn las und gründlich verkannte — im Unrecht. Diese in der Form oft wilden und vergifteten Kämpfe, die aus dem Lager der katholischen Priester und ihrer Presse noch immer nicht ganz eingestellt sind, haben Rosegger in seinen am Leben gereiften religiösen und kulturellen Anschauungen nur vertiefen können.

Sonniger sind die Erinnerungen an seine zahllosen Vorlesereisen, die der Steirerpoet bald über Graz und Wien, wo er immer häufiger ans Pult trat, nach Deutschland ausdehnte. „Ich hatte Angst vor dem Publikum so lange, bis ich es leibhaftig vor mir sah. Dann fürchtete ich es nicht mehr.“ Er verzeichnet das schöne Wort der greisen Großherzogin von Baden an ihn nach einer steirischen Vorlesung: „Das ist so weltlich und so fromm zugleich und so natürlich, daß man's glauben muß“, und weiß von glänzenden Auszeichnungen auf diesen Reisen durch die Städte des Reiches zu erzählen, aber auch von lustigen Nöten. Interessant sagt er: „Ich sitze bei der Vorlesung dem Publikum mit einer gewissen Verstocktheit gegenüber. Das ist ein brodelnder Hexenkessel von Leuten. Aber es gibt fast immer auch Menschen darunter. Solche verdienen Achtung. Ich bin gewöhnlich versunken in meinen Vortrag, sehe nichts, höre nichts als meine Dorf- und Waldgestalten, die tatend, leidend, lachend, neckend oder betend an mir vorüberziehen. Ich habe im Vorlesen nichts gelernt und nichts vergessen. Manchmal hatte ich mir wirksame Gesten und Wendungen ausgedacht, eingelernt; als der Augenblick kam, machte ich es doch anders, und zwar so, wie es die augenblickliche Stimmung verlangte. Von der hängt alles ab. Ich lese ein Stück an verschiedenen Tagen ganz verschieden, gewöhnlich gelingt es vor einem größeren Publikum besser als im engen Kreise; es ist, als ob von den vielen Leuten ein erfrischendes Fluidum ausginge. Man kann sich tagsüber bitter krank und zu Tode erschöpft fühlen und am Abende vor tausend Menschen mit Leichtigkeit eine Stunde lesen. Fünf Minuten vor Beginn der Vorlesung und in den Zwischenpausen geht der Puls fieberhaft wild. Während der Vorlesung vergißt man jedes körperliche Leiden, um so heftiger tritt es nach derselben wieder auf.“

Rosegger leidet, wie die Bergvölker fast durchweg, am Heimweh, das den Menschen der Ebene weniger heftig zu plagen pflegt. Es tritt fast als körperlicher Zustand bei ihm auf. „Manche schöne große Reise ist mir am Heimweh gescheitert. Die erste Reisezeit war's immer ganz froh vorwärts gegangen, allmählich kam eine gewisse Unruhe und Hast in mich, das Interesse an den fremden Umgebungen verblaßte, ich kürzte den Aufenthalt in einzelnen Stationen ab und beschleunigte die Fahrt. Die Gedanken wendeten sich weltmüde der fernen Steiermark zu, bis ich dann allemal plötzlich umkehrte und mit dem schnellsten Zug Tag und Nacht fuhr —

in die Heimat! In die Heimat! Es gab ja Zeiten, wo ich eine Heimat eigentlich gar nicht hatte, weder da noch dort. Meine Mutter gestorben, die Verwandten zerstreut — Weib und Kind noch nicht vorhanden. Ich besaß kein Haus, keine Scholle, konnte in Steiermark kaum mehr mein eigen nennen, als etwa in Holland oder in Australien — und doch zog's mich zurück, erbarmungslos, unwiderstehlich. Einmal draußen im Schwabenlande wurde durch den Heuduft der Wiesenmahden plötzlich ein solches Heimweh entfacht nach den Almmatten im Waldlande, daß ich eilends hinauffuhr nach Tirol, wo der Alpenheuhunger zur Not gestillt worden ist. Ferner erinnere ich mich, daß in Rom mir eines Tages eine so leidenschaftliche Sehnsucht kam nach dem Feldrain mit den Ahornen, der im Waldland von meinem Vaterhause sich hinzog gegen den Schachen. An jenem grünen Raine hatte ich vorzeiten ein Buch über Rom gelesen vom Kolosseum, vom Pantheon, von der Engelsburg, von der Kirche des heiligen Petrus, hatte die Dinge in Holzschnitt betrachtet und heiß gewünscht, dieses Rom doch einmal mit leiblichen Augen zu sehen. Nun sah ich es, und nun sah ich kein erstrebenswerteres Ziel, als wieder dort am Feldrain zu sitzen unter den Ahornen! So unbegreiflich ist der Mensch! Mit größter Überwindung entschloß ich mich zur Weiterreise nach Neapel. Aber ich aß nicht mehr, ich schlief nicht mehr, ich schaute nicht mehr in den Bädeker. Mein einziges Gebet- und Erbauungsbuch war der Eisenbahnkurier mit seinen Heimfahrtrouten. Und ein paar Tage später, mitten in den Ruinen von Pompeji — es war auch noch der Vesuv und die Blaue Grotte im Plan gestanden — kam's mit solcher Gewalt, daß ich an den Bahnhof lief, dort die in Verwahrung gegebene Reisetasche an mich nahm und ununterbrochen — heimfuhr. Am vierten Tage stand ich auf einer Höhe des kühlen, stillen Waldlandes, blickte fast betroffen in die Runde und fragte: Warum? Ich wußte nicht, warum ich gekommen war. Es ist ja doch nichts. Wie sonnig, wie blühend war Italien, und wie nebeldumpf sind diese Berge! Wie bunt, wie liebenswürdig, wie göttlich vergnügt waren diese Welschen, und wie schwerfällig und schläfrig sind diese Steirer! Ein galliger Kleinhäusler rief mir zu: ‚Da ist er ja wieder, der Stadtzottel, der zu den Herrischen gegangen ist, weil er nit arbeiten will!' — Und da kam ich mir sehr töricht vor." Das Alphorn hat mir solches angetan, das klag' ich an . . . Auch ohne diese Heimwehkrankheit würden wir es übrigens verstehen, daß sich Rosegger nicht von einem

Impreſario, trotz eines glänzenden Angebotes, hat als ſteiriſcher Vorleſer durch Amerika ſchleppen laſſen mögen. Unter der Aufſchrift: Zwei Kameraden gibt der Verfaſſer eine genauere Würdigung von Urban Offenluger und Hubert Janitſchek, denen wir früher bereits begegnet ſind. „Beſondere Erlebniſſe und Erfahrungen" berichten u. a., wie unverantwortlich Roſegger den Komponiſten Johannes Brahms unwiſſentlich behandelte, als der ihn in Krieglach aufſuchte: der Poet, gebannt an ſeinen Roman „Jakob der Letzte", las die Karte des Beſuchers nicht, ließ ihn kaum Platz nehmen, gab wirre Antworten auf deſſen Verſuche, eine Unterhaltung herbeizuführen, und ſah und hörte nichts von der Umwelt — bis es zu ſpät war! Beluſtigend iſt auch die Selbſtkritik Roſeggers nach einer phonographiſchen Wiedergabe ſeines Dialektvortrags. Deſto erſchütternder wirken die Briefe vom Brande des Wiener Burgtheaters (8. Dezember 1881) und des Erdbebens von Laibach (1895).

Voll perſönlicher Geſtändniſſe iſt der abſchließende Abſchnitt. Er gedenkt der Zeit der erſten Kielfeder, die er mit der Nähſchere der Mutter geſpitzt, da es mit dem Taſchenmeſſer nicht gehen wollte, und erklärt mit Genugtuung, er habe ſich ſeither als Schriftſteller und Menſch nach allen Seiten ſeines Weſens ausleben dürfen. Ein glücklicher Menſch! Die Kluft zwiſchen Bußprediger und Kaſperl zu überwinden durch goldechten Humor, erachtet er als ſeine perſönlichſte Lebensaufgabe. Seine literariſche Eigenart, viel von ſich ſelbſt zu ſprechen, rechtfertigt er mit dem Vergleich: „Jeder von uns iſt ein Hohlſpiegel und Brennpunkt der Welt; nicht was die Welt an ſich ſelbſt iſt, kümmert uns, ſondern wie ſie uns erſcheint. Sich ſelbſt kennen lernen, heißt ſeine Welt kennen lernen." Viele ſogenannte und wirkliche Kleinode der Weltliteratur kennt unſer Walddichter nicht oder nur lückenhaft; weder Homer und Dantes Komödie noch Byron, Walter Scott, Voltaire; auch mit Herder, Jean Paul, Wieland ſtehe es ſchwach bei ihm — und in Goethes „Wilhelm Meiſter" blieb der Leſende ſtecken. Iſt das nicht ſchrecklich?! „Auch in dieſem Sinne", erklärt Roſegger mit göttlicher Gelaſſenheit, „bin ich nur Bauer, der einzig aus ſeiner eigenen Scholle Nahrung zu ziehen weiß." Was die künſtleriſche Wiedergabe des Geſchlechtlichen anlange, ſo könne jeder ſittlich Geſunde unbedenklich mit ihm gehen, dagegen warne er die Übrigen; „je unbefangener, deſto näher der Sittlichkeit; die Mutter Natur tut nichts, worüber ſie ſich zu ſchämen brauchte."

Musikalisch: „Ich kenne keine Musiknote, ich bin in allen musikalischen Instrumenten ungeschult. Und doch gab, ja gibt es schwache Stunden, in welchen ich der Versuchung nicht widerstehen kann, zu vorhandenem Texte Melodien zu erfinden, oder auf Zither oder Klavier, die ich dazu noch gar nicht zu handhaben weiß, phantastische Stimmungsbilder zu komponieren. Zur Unterstützung meines Gedächtnisses habe ich die Tasten mit Nummern gemerkt, die ich dann je nach der Tonfolge einer Komposition der Reihe nach auf ein Blatt schreibe, um sie später wieder herabspielen zu können. Also habe ich in meiner Jugend zu vorhandenen Vierzeiligen ein paar sehr einfache Melodien gedichtet und fixiert, die heute noch in meiner Heimatsgegend gesungen werden. Vertraut bin ich nur mit jener Art von Musik, die der akademische Musiker zur Kunst eigentlich gar nicht zählen will — mit dem Volksliede. Das Lied herzt sich ein." Über die Oper gibt er das durchaus verständige Laienurteil ab: „Sie ist widernatürlich; was im Leben ganz und gar unmöglich ist, kann nicht das Höchste in der Kunst sein." Die Natur ist sein Lebensrhythmus: „Bei mir hat das Auge alle anderen Sinneswerkzeuge überholt; meinen größten Genuß finde ich im Anschauen der Naturschönheiten. Ein schönes, friedliches, sonnig-heiteres, oder ein gewitterdüsteres, sturmdurchbraustes Landschaftsbild entwickelt in mir jene selige Hochstimmung, die man sonst bei Mozartscher, Bachscher oder Beethovenscher Musik empfunden hat. Ja, auch das Anschauen der ewig vollendeten Natur, das Empfinden einer harmonischen inneren Welt, das Innewerden edler Menschen und Taten ist musikalischer Genuß, denn alle Schönheit und Güte ist Musik."

Von der landläufigen Geselligkeit ist unser Original natürlich kein Freund. „Wenn ein Mensch unter Leuten sitzt, so gewinnen die Leute, der Mensch verliert gewöhnlich. Jeder tiefe Mensch sollte auf seine Stirn schreiben: Fremden ist der Eintritt verboten! Mir graut vor dem Menschen, wo er in Herden vorkommt." So meidet er die Leute, soweit sich das irgend tun läßt, um nicht zu entarten; aber er liebt sie in Gedanken und tut ihnen Gutes aus der Ferne.

Ich hatte im Deutschen Wochenblatt meine ersten persönlichen Erinnerungen an Emil Frommel veröffentlicht; unter denen, die sie zum Nachdruck begehrten, meldete sich zuerst Peter Rosegger. Die Skizzen erschienen im Maiheft 1899 des „Heimgarten". Der Herausgeber leitete sie seinen Lesern mit den Worten ein: „Wir Katholiken, die ihre bedeutenden Priesteroriginale haben, mögen gerne ein

lebendiges und liebenswürdiges Paſtorenbild ſehen. Das gibt uns einen Begriff des Ganzen.“ Aber er griff, angeregt durch meinen Aufſatz, in den Schatz ſeiner Erinnerungen und fügte dem Frommelartikel unmittelbar eine eigene Plauderei bei, mit der Aufſchrift: Auch Einer! Es handelte ſich um ſeinen Grazer Freund, den genialiſchen Friedrich von Hausegger, Wagnerenthuſiaſt, Vegetarianer und Privatdozent, der an Vergeiſtigung geſtorben iſt. Roſegger erzählt: „Seit vielen Jahren verſammelten wir mehrere Freunde uns mit Hausegger jeden Freitag im ‚Krug zum grünen Kranze‘ zu einer Tiſchgeſellſchaft. Da gab es Muſiker, Bildhauer, Architekten, Poeten, Schulmänner, deren Weltanſchauungen miteinander oft in muntere Wortgefechte kamen, die — falls ſie zu temperamentvoll werden wollten — durch Hausegger ſtets in gutes Gleichgewicht geſtellt zu werden pflegten. In den erſten Jahren haftete das Geſpräch der Majorität vorwiegend an Muſik, dadurch entſtand eine kleine Oppoſitionspartei, die allmählich anhub, zyniſch ihre antimuſikaliſchen Gefühle auszulaſſen. Zu dieſer gehörte auch ich, mich beſonders über die Wagnerſche Muſik ereifernd, die, ſchlecht zu Gehör gebracht, einen auf Gaſſen und Straßen, in Haus und Konzertſaal verfolgt, ohne daß man ſich vor ihr ſchützen könne. Einer der anweſenden Wagnerjünger glühendſter Gattung wurde durch ſolchen Frevel ins Herz getroffen. Entrüſtet verließ er die Tiſchgeſellſchaft und iſt nie wieder erſchienen. Anders Hausegger. Er beſtrebte ſich mit aller Milde und Güte, mit allen bildlichen und geiſtigen Mitteln der Belehrung, mich dem Verſtändniſſe Richard Wagners näher zu bringen. Ich wurde ungeduldig, unwirſch, und was ich dafür könnte, daß mein Ohr anders geartet ſei, als das ſeine? und daß mir die Wagnerſche Muſik nur allzuoft in den Ohren weh tue. Er ließ ſich nicht anfechten, arbeitete Woche für Woche, Jahr für Jahr gelaſſen an meiner Bekehrung und behauptete, meiner ganzen Natur nach ſtünde ich Wagner weit näher, als ich ſelber wiſſe oder zugeſtehen wolle, manche glaubten weit von ihm entfernt zu ſein, bloß weil ſie nicht ſähen; es ſei aber nur eine dünne Scheidewand dazwiſchen, und plötzlich könne ſie fallen. — Ja, und plötzlich war ſie gefallen. Bei einer großartigen Aufführung der ‚Meiſterſinger‘ ging mir das Licht auf. Als ich noch am ſelben Abende an Hausegger ſchrieb: ‚Das Loch iſt offen, ich ſehe in den Himmel hinein!‘ kam er zu mir und dankte freudig, als wäre ihm eine große Wohltat erwieſen worden. Seit dieſer Zeit war die Herzlichkeit, die er mir ſtets geſchenkt, zur völligen Zärt-

lichkeit geworden, und er meinte, auch meine frühere Abneigung gegen Wagnermusik sei reiner Wagnerianismus gewesen — es hätte mich einfach die schlechte Wiedergabe empört. Immer verdächtig seien ihm jene Leute, die bei jedem Musikstück verzückt die Augen aufschlügen, nur weil sie wüßten, es wäre von Richard Wagner. Vollkommen könne man Wagner nur in Bayreuth kennen lernen. Trotzdem mir meines Brustleidens wegen das Reisen und die Anstrengung des Verkehrs mit Leuten in der Hochsommerhitze schier unmöglich ist, hatte ich doch die Absicht, Hausegger zuliebe Bayreuth einmal zu besuchen, schon um so sein Bekehrungswerk an mir zu besiegeln."

Rosegger hat den Freund, der auch ein begeisterter Mystiker war, geliebt, wie ich meinen Emil Frommel liebte. „Es gibt kaum einen Gipfel, kaum einen Abgrund des Lebens, den wir nicht zusammen besprochen hätten, und kaum einen Ulk, an dem wir uns nicht nebenbei ergötzten." Er hält das tiefe Wort Hauseggers fest: „Ich bin ein glücklicher Mensch — du weißt ja auch, was das heißt, glücklich sein, und daß, wer so recht unglücklich sein kann, auch das Talent hat, glücklich zu sein", und bekennt von ihm: „Bei den allermeisten Leuten kann ich mir's wohl denken, daß ihre Seele mit dem Leib dahin ist, bei Friedrich von Hausegger kann ich mir das nicht denken. Ich fühle zu oft, wie sein Geist mich umweht. Es ist zu oft, daß meine Gedanken seinen Aussprüchen, seiner Weltanschauung begegnen, und je abstoßender mir der Alltag erscheint, je heimlicher fühle ich mich in dem, worin er lebte, im Reich der Ideale."

* * *

Im Juni 1899 fragt Rosegger im Heimgarten: Soll man übertreten? „Der Hauch eines noch unbekannten Werdens weht durch das Land. Es ist eine Erregung der Geister vorhanden. Mit dem Nationalismus verbinden sich reinreligiöse Beweggründe. Und die römische Kirche führt ihre Sache schlecht im Angesicht der drohenden Gefahr. Der Klerus sollte den moralischen Wert der Kirche betonen, statt dessen schimpft und hetzt er und findet das klärende Wort nicht." Der Grund liegt tief — in der Zwitterstellung der Staatskirche. „Solange Kirchen sich", sagt Rosegger allgemein gültig, „mit Staats- und weltlichen Interessen verquicken, kommen sie aus dem Zwiespalt nicht heraus; erst wenn sie — wie das ursprüngliche Christentum — sich der Welt gegenüber stellen, dem

Reichtum, dem Sinnenglück, der Macht und Gewalt als Gegengewicht, werden sie in Einheit ihre Aufgabe erfüllen und das Reich Gottes bedeuten. Dann wird sich die Scheidung so vollziehen, daß die seelischen, liebreichen, edlen Menschen der Kirche gehören, die anderen aber der Welt, und zwar so lange, bis auch sie, enttäuscht und zertreten, sich nach dem Reiche Gottes sehnen, dessen Tore stets allen offen stehen müssen, die eines guten Willens sind." Mit diesem unanfechtbaren Grundsatz sind die staatlich organisierten christlichen Kirchen grundsätzlich verneint, übrig bleibt die brüderliche Gruppe, die sich in freier Harmonie zusammenfindet, die Tolstoische Urchristenheit — Rosegger beschreibt in einem idealen Bilde, wie der römische Priester zum Segen wirken könnte und sollte; aber es fehlt an dem christlichen Geist, in beiden Lagern. Wertvoller noch erscheint mir Roseggers Ausführung über den nationalen Untergrund der Bewegung; hier hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. „Der ursprüngliche Anlaß zur Übertrittsbewegung war die Gleichgültigkeit der deutschen Priester in unserer nationalen Bedrängnis. Nein, nicht die Gleichgültigkeit, die hätte man hingenommen und damit entschuldigt, daß die Geistlichen sich nicht in weltliche Angelegenheiten mengen sollen. Aber sie mengten sich drein, sie trieben Politik in der Presse, bei den Wahlen, auf der Kanzel, und zwar für die Slawen und gegen die Deutschen — gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Sie suchten uns ins Unrecht zu setzen überall, auch dort, wo unser Recht sonnenklar war, wie z. B., wenn wir deutsche Ortschaften gegen die hereinbrechenden Tschechen oder Slowenen verteidigen wollten, wenn wir unsere urdeutsche Heimat vor Doppelsprachigkeit zu schützen suchten im staatserhaltenden Sinne. Sie nennen solches Bestreben der Deutschen in Österreich sogar — hochverräterisch, verlangen gänzliche Knebelung und benützen ihren Einfluß, um bei der Regierung und bei der Menge den nationalen Gedanken, die Treue zum angestammten Volke zu verdächtigen. Wer das täglich sieht und hört und nicht empört ist, der hat Fischblut.

Es ist allerdings wahr, daß in Deutsch-Österreich ein großer Teil des Klerus aus Slawen besteht, weil die deutschen Priester an Zahl nicht ausreichen. Den slawischen Priestern kann man es freilich nicht verübeln, daß sie auch in deutschen Gegenden für ihre Nation wirken. Aber auch die deutsche Geistlichkeit schließt sich größtenteils ihnen an. Prinzipiell hält es die römische Kirche mit allen Nationen gleichmäßig, praktisch schließt man sich an die vor-

teilhafteren. Doch ist es fraglich, auf welchen Felsen die Kirche am sichersten baut. Haben nicht auch die Tschechen ihren Hus?" — Sie rufen: gebt uns deutsche Priester, und keiner der Deutschen will Priester werden. „Der wirkliche Christ in uns — sei er nun gut oder schlecht — bleibt derselbe, ob man die Form wechselt oder nicht. Und dennoch würde ich mich bitter schwer entschließen, selbst die Form zu wechseln." Aber es reißt in ihm hin und her: „Es ist doch immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß die Kirche, die schon oft den elementaren Ansprüchen der Zeit ein wenig nachgegeben hat, auch jetzt klug, im heiligen Geiste handelt. Wenn aber nicht, wenn die Heißsporne des Klerus und ihr Anhang unbeschränkt fortfahren, die Deutschen und ihre geistigen Güter zu beschimpfen, den nationalen Selbsterhaltungskampf der deutschen Österreicher zu verdächtigen, aus Kirche und Gottesdienst deutsches Leben gänzlich zu entfernen, Schule und Bildungsbedürfnis bloß für kirchliche Zwecke auszunützen, andere christliche Bekenntnisse öffentlich zu verfluchen und einzelne Persönlichkeiten ihres redlichen Freimuts wegen zu verfolgen — dann wird eines Tages die Sache entschieden sein. Doch nein, ich hoffe noch immer, daß es so weit nicht kommen wird. Die katholische Kirche soll, anstatt der schlechtesten, ihre besten Seiten hervorkehren, dann mag sie beruhigt sein."

Man spürt es diesen bebenden Worten ab: der sie schreibt, ist selbst aufs tiefste erregt.

*

Im selben Jahre setzte sich Rosegger in gründlicher Aussprache (in der Deutschen Revue) mit der sozialdemokratischen Bewegung in Steiermark auseinander. Er habe sich, gesteht er, in seinen Bauernidyllen die Sozialdemokratie vom Halse gehalten, solange es möglich war. Mit der elementaren Gewalt geschichtlicher Wandlungen dringe sie aber in seine stillen Berge und zwinge ihn, Stellung zu nehmen. „Steiermark, das alte Land des Eisens, mit großen Kohlenbezirken und Holzbereitungsgebieten, hat seit Jahrzehnten auch eine bedeutende Industrie. In diesen Bereichen sind Hunderttausende von Arbeitern tätig, zu denen die Agitatoren hereinkommen und die sozialistischen Schriften, wie überallhin. Am wenigsten empfänglich für den Sozialismus sind die Holzhauer, die sich noch ans Bauerntum lehnen; schon mehr dafür und sogar sehr dafür gestimmt sind die Schmiede der Eisenhämmer, deren die meisten zu großen Gewerkschaften umgewandelt wurden. Am allerleichtesten

zu haben für die neue Lehre dürften wohl die Bergknappen ſein. Dieſe Arbeitermaſſen des Landes haben bereits ihre muſterhafte Organiſation, ihre Preſſe, ihre Vereine, ihre Agenten. Es vergeht kein Sonn-, kein Feiertag, wo in der Stadt und auf dem Lande nicht Verſammlungen ſtattfinden. Es iſt ein ſtrammes, einheitliches Regiment, unter dem allerdings die perſönliche Freiheit ſo ganz und gar geknebelt iſt, wie bei den Soldaten. Die Sozialdemokratie macht mir nicht den Eindruck einer Partei, ſondern vielmehr einer Armee." Sie ſei indes, in der Nähe betrachtet, nicht ganz ſo ſchlimm, wie der Gegner ſie male. Sie ſeien keine Hunnen, ihre Forderungen gehen auf Verbeſſerung ihrer Exiſtenz und ihrer Bildungsverhältniſſe, ihre Verhalten ſei zwar derb, aber anſtändig. In der Disziplin liege ihre Stärke, das ſollten die anderen ſich merken; ihr Streben ſei doch ſchließlich, in den Rang des Bürgertums emporzurücken — „daß aber aus einer tüchtigen Arbeiterſchaft ein junges, friſches Bürgertum hervorgehen muß, ſcheint mir ſicher". So ſieht der Menſchenfreund in den Sozis denn nicht feindliche Rotten des frechen Umſturzes, ſondern „arbeitende Menſchen, die eben ihr Geſchick auch verbeſſern wollen mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln". Die Induſtriearbeiter ſeien „Blut von unſerem Blute; es gibt bald keinen Bürger und keinen Bauer, der nicht in der Fabrik einen Verwandten hätte. Woher kommen denn die Arbeiter? Es ſind Leute aus dem niedergehenden Gewerbe-, und beſonders aus dem Bauernſtande." Der Staat hat der Induſtrie und dem Handel zuliebe alles unterlaſſen, den konſervativen Bauern auf ſeiner Scholle zu ſtützen, aber vieles getan, ihn zugrunde zu richten: Aufhebung des bäuerlichen Majorats, Belaſtung des Hofbeſitzers mit der Militärpflicht, Freiteilbarkeit der Bauerngüter, das Agentenweſen mit dem wucheriſchen Zwiſchenhandel, Aufkaufen von Bauernhöfen durch „Kavaliere" zu Jagdzwecken ... Aber auch der Bauer habe ſeine Dummheiten gemacht, die er in der Fabrik büße. Und wehmütig meint er: „Lieber wäre es mir freilich, wenn dieſes unter Umſtänden gefährliche Glied in der ſozialen Entwicklung nicht notwendig geworden wäre, wenn wir, beſonders noch auf dem Lande, jene ruhigeren, behaglicheren und zufriedeneren Verhältniſſe hätten, die ſich ſo gemütlich leben und von Dorfgeſchichtenſchreibern noch gemütlicher darſtellen ließen. Vielleicht kommen ſie wieder einmal in anderer Form, die Zuſtände, die das menſchliche Daſein verlohnen. Die gegenwärtigen verlohnen es kaum." Zur Aufhebung der roten Gefahr weiß er ſchließlich drei Mittel:

„Das erſte Mittel: Einſchränkung der Induſtrie, Ausdehnung der Landwirtſchaft, Ablegung der gottverfluchten Großmannsſucht und Rückkehr zu einer anſpruchsloſeren, natürlicheren Lebensweiſe. — Wird nicht angenommen ... Das zweite Mittel: Vollſte Freizügigkeit der radikalſten Sozialdemokraten zur Verwirklichung ihrer Ideale. Nach wenigen Jahren würden ſie bekehrt ſein. — Wird abgelehnt ... Das dritte Mittel: Man komme den gerechten Anſprüchen der Arbeiter entgegen, gebe ihnen die politiſchen Rechte des Bürgers, Gelegenheit und Mittel, ſich ſittlich und geiſtig zu bilden, und erkenne ſie an als im geſellſchaftlichen Leben gleichwertig und gleichgeachtet, wie alle übrigen Staatsbürger, die etwas leiſten. Dieſes dritte Mittel zur Beſeitigung der ſozialdemokratiſchen Gefahr dürfte ſich als ausführbar empfehlen.“ Sowohl dieſe Mittel wie ihre Begründung machen dem Kopf und dem Herzen ihres Votanten hohe Ehre!

Wer ſoll aufs Land?

Das alte Problem des Gegenſatzes von Stadt und Land hat den Dichter nicht ruhen laſſen; wir finden ihn Ausgang der neunziger Jahre mit einem großangelegten Kulturroman beſchäftigt, der zur Jahrhundertwende als Erdſegen in der Buchausgabe erſchien, nachdem er als erſter Roman der neugegründeten illuſtrirten Zeitſchrift „Die Woche“ bereits eine weite Verbreitung gefunden hatte. Der Untertitel: „Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes“ deutet den Rahmen an. Hans Trautendorffer iſt nationalökonomiſcher Redakteur an der Kontinental-Poſt in Wien. In der Weinſtube kommt es zwiſchen ihm und ſeinem Chefredakteur zu einer Wette: Trautendorffer unternimmt es, als gewöhnlicher Bauernknecht ein ganzes Jahr lang auf dem Lande zuzubringen, um die vom Chef ſeiner Zeitung ausgeſetzte Prämie von zwanzigtauſend Kronen zu verdienen, zugleich um dadurch einen Beweis für ſeine Weintheſe zu erbringen, daß der Bauer ein echterer Menſch ſei als der Städter. Er gewinnt die Wette, iſt aber im Verlauf dieſes Landjahres ſo innig verwachſen mit dem Bauernſtande, daß er nicht in die Großſtadt zurückkehrt, ſondern mit einem Dorfmädchen im Gebirge eine eigene Bauernwirtſchaft begründet, für immer geheilt von der Stadtkrankheit. Ein Rouſſeau der Praxis. Wie ein Leitmotiv durchklingt es die zweiundfünfzig Briefe, die die Erlebniſſe und Beobachtungen Trautendorffers wiederſpiegeln: „Gott, was war ich für ein Windhund in der Zeitungsſtube! Ich haſſe eure Welt! Es iſt ſchwerer, auf dem Felde eine ſtilvolle Korngarbe fertig zu bringen, als einen Zeitungsartikel über Einfuhr ungariſchen Getreides. Wir in den Städten kennen ſie nicht, die Schamhaftigkeit des Schmerzes, ſo wenig wie wir die Schamhaftigkeit der Freude

kennen und die Schamhaftigkeit der Liebe zwischen Eltern und Kindern.“ Der Stadtherr hilft dem alten Adamsbauer einen Sack Mehl ins Haus tragen, beglückt schreibt er: „Das ist's! Alles, was du bisher erlebt, erstrebt, geleistet hast, Hans, es ist nichts. Was du jetzt tust, ist das erste Tagewerk deines Lebens.“ Trautendorffer war keine Leuchte als Journalist; er ist sehr jung im Redaktionsstabe, und er steht mütterlicherseits durch Verwandtschaft dem Bauerntum noch nahe. So kann er seinen Versuch, „diese bereits schäbig werdende Menschenseele auszulüften“, als eine „Renaissance“ bezeichnen. Hier hat die Kritik der Tendenzdichtung einzusetzen. Um die These von der Möglichkeit der Umwandlung des Städters in den Bauern ganz rein durchzuführen, mußte echtes Großstadttum zum Typus gewählt werden, als dessen legitimer Vertreter Hans Trautendorffer nur unter einer Einschränkung gelten kann. Aber immerhin: er ist sechs Jahre lang Redakteur und Journalist gewesen, und er ist Reserveoffizier.

Was erlebt Trautendorffer? In ausgezeichneten Skizzen begleitet ihn der Dichter durch das ganze ländliche Jahr hin, dessen Sorgen und dessen Segen er teilt. Der Städter lobt stellesuchend dem Bauern die Arbeit, der lacht ihn überlegen aus und sagt zu seinem Weibe: „Hörst du das Geschwätz? Wer die Arbeit kennt, der redet ein bissel anders.“ Der Bauer sieht darauf, daß der andere auf sich halte, wie er selber in den Formen scheuer Bescheidenheit des Bauers auf sich hält; er hat den schweren Schritt in allem Tun und Lassen. Der städtische Hansel findet sich nach und nach, aber nicht eigentlich schwer in die verzweigte Ökonomie des Bauernhauses. Er hilft im Hause, im Wald und auf dem Felde energisch mit; so lernt er Späne klieben für die Leuchtfunzen und Bäume zersägen, die Haustiere füttern und die Getreidearten unterscheiden, das Ackern in allen seinen Stadien zwischen Saat und Ernte. Er erlebt den Steuerboten im Hause, die Schuster und Schneider, die zur Ster kommen, das furchtbare Gewitter, das die Erntehoffnung des Jahres unter Eis und Hagelschauern vernichtet. Unser Stadtbauer hat sich nicht einem wohlhabenden Bauernhofe angegliedert, um in den festen, aber weiten Verhältnissen eines gesicherten Haushalts seine eingegangene Wette zu absolvieren, sondern dem Adamshause bei Hoisendorf im Allmgau, wo Dürftigkeit, Not und tausendfache Verlegenheit das harte Regiment führen. Das ist eine Verschärfung der These, die nicht unbedingt notwendig erscheint und die dem Verfasser ihre Lösung erheblich erschwert. Der Hausherr ist in höchstem Grade

asthmatisch, die Anfälle treten im Laufe des Jahres immer häufiger und heftiger auf, so daß die Bauernmedizin: der Rauch der Speikwurzel, ständig zur Hand sein muß. Bei einem schweren Anfall stirbt der Bauer an einem dazutretenden Herzschlag. Der Adamshofer hat vier Kinder: der Älteste, Valentin, dient bei den Soldaten, wo er — wie fast alle in Roseggers Schriften auftretenden Soldaten — unheilbar am Heimweh krankt und „knechtschaffen" drangsaliert wird. Der zweite Sohn, Rocherl, hat von dem Jäger Konrad eine Schußwunde durch die Hand bekommen; sie wird das ganze Jahr hindurch mit Schusterpech bequackſalbert, ohne daß es jemandem aufgeht, vor allem das Geschoß aus der Hand entfernen zu lassen. Der Aberglaube an das Hausmittel vertritt den Chirurgen: das Pechpflaster zieht die Kugel langsam, aber sicher heraus .. Ob es klug getan war von Rosegger, den Rocherl durch das Schusterpech wirklich gesund werden zu lassen, kann man bezweifeln. Den Angelpunkt der ganzen Erzählung aber bildet die Tochter des Hauses, die Barbel. Guido Winter, der Schulmeister des Orts mit dreihundert Gulden Gehalt, hat mit dem unerfahrenen Ding angebandelt, ohne sie ernsthaft zu lieben. Hans Trautendorffer jedoch ist in das schöne Mädel, die ein sinniges Wesen zeigt, von ersten Tage an „verschossen". In stark realistischer Schilderung, die uns kaum etwas erspart, führt uns der Verfasser durch die jungfräulichen Nöte der werdenden Mutter; wie am hohen Fronleichnamtage die Dorfmädchen zum Zuge sich paaren, den Rosmarinkranz im Haar als Zeichen ihrer Unschuld, sitzt Barbel traurig in ihrer Kammer, der Ziegenbock hat den ihren gefressen. Ihr Vater stirbt aus Kummer, als die Bäuerin ihm mit festen Worten den letzten holden Wahn wegen der Barbel benimmt, und sie hat vor Schreck und Schmerz eine Stunde später eine Totgeburt. Vergeblich hat Trautendorffer den edlen Schulmeister zur Ehe mit der von ihm deflorierten Barbel gedrängt, er zieht die Erfüllung seiner Ehrenpflicht so lange geschickt hinaus, bis es zu spät ist, und verschwindet eines Tages — um im Kontor einer Wiener Fahrradfabrik wieder aufzutauchen! Er ist also ein sanfter Lump. Der Bauernknecht von Wien aber ist gar nicht traurig über diese Wendung mit Winter; denn nun ist für ihn der Weg frei zur Barbel; er heiratet sie, trotz ihres Fehltritts, und kehrt nicht in die frühere Stellung zurück. Sie bauen sich dort im Gebirge ein Landhaus und etablieren eine Bauernwirtschaft. Das Land hat den Städter eingeschluckt, der Erdsegen siegt über das

Weltgift. Baut Trautendorffer von dem Betrag seiner Wette? Nicht ganz; denn der Chefredakteur in Wien will es auf einen Prozeß ankommen lassen, als er einsieht, daß sein Redakteur den Scherz der Weinstube so ernst genommen, und die Zeugen der Wette sind in der Welt zerstreut. Ein notarieller Vertrag liegt nicht vor. Da rät der Freund, an den der Pseudobauernknecht seine sonntäglichen Briefe bei der Talgkerze gerichtet hat, dem Schreiber, er solle die interessanten Manuskripte als Band herausgeben. Der Leipziger Verleger — in der Erstveröffentlichung hieß es: die Redaktion der Wochenschrift in Berlin — bietet ihm auf den Punkt zwanzigtausend Kronen dafür ... Der Witz entbehrt nicht nur der Wahrscheinlichkeit, er ist auch für das ernste Thema des Buches zu oberflächlich, um akzeptabel zu sein. Ich bedaure diese „Lösung" der Wette. Ich halte die These des Buches gleichfalls nicht für erwiesen. Wie es psychologisch nicht einleuchtet, daß ein feingebildeter Mann der Großstadt wie der Reserveoffizier Trautendorffer das gefallene Dorfmädchen zu seiner Gattin erheben wird, so ist uns die seelische Umstimmung des Wiener Journalisten in den Gebirgsbauern durchaus nicht genügend veranschaulicht worden. Der Kontrast zwischen seinem bisherigen Leben und seiner augenblicklichen Lage ist so ungeheuer, daß wir eine solche Verwandlung stückweise miterleben müssen, um sie zu glauben. Wie bequem es sich Rosegger in diesem wichtigsten Punkt doch eigentlich gemacht hat, erkennt man am sichersten aus dem Verhalten Trautendorffers gegen seine Kollegen von der Redaktion: sie besuchen ihn, er freut sich nicht nur nicht darüber, sondern verweigert ihnen eine vergnügte „Kneipe" im Wirtshaus, um — — im Adamshause den Abendpsalter mit den Hausgenossen zu beten .. Das ist unnatürlich, oder der Mann war eben kein echter Großstädter!*) Im Grunde ist es jedoch gar nicht das Landleben, das

*) Übrigens hat Trautendorffer an einer viel älteren Gestalt Roseggers sein Modell: in dem spleenigen Geschäftsreisenden Peter Berner, von dem er in dem Bande Allerhand Leute, S. 374 ff. erzählt. Auch Berner entflieht „dem übelriechenden Steinhaufen, den ihr armen Teufel Stadt nennt", und sucht in der Feldarbeit in einem hochgelegenen Bauerndorfe sein Heil. Damals (1886) ließ Rosegger allerdings diesen Versuch des Städters, aus Liebe zur Natur Bauer zu werden, in den verständigen Schluß ausmünden: „Es bedurfte viel, den Mann, den sie auf dem Dorfe geradezu verhöhnten, dafür, daß er ihnen seine Kraft weihte, sein Herz gebracht hatte! — es bedurfte viel, um ihn von den Fluren des heiligen Oswald loszubringen und wieder zu einem halbwegs zivilisierten Menschen zu machen. Es bedurfte vielen Zuredens, vieler List, und besonders vieler Seife." —

Trautendorffer bestimmt zu bleiben, sondern zwei Motive, die ebensogut in Wien oder Berlin ihre Auslösung hätten finden können: nämlich die Liebe zu einem Mädchen und das Mitleid zu Menschen in seiner Nähe, die in kümmerlichen und kummervollen Verhältnissen stecken, und denen er helfen möchte, weil er ein gutes Herz hat, das niemanden leiden sehen kann. Und der Journalismus? Hans hat ihn vertauscht mit der Schriftstellerei; denn wer in einem arbeitreichen Jahre auf dem Lande seine wenigen Mußestunden zur Ausarbeitung von 27 Druckbogen anlegt, der wird auch als freier Grundbesitzer auf dem Lande nicht von der Feder lassen. Und nicht von der Zeitung; vielleicht auf die Dauer nicht einmal von der Stadt — er macht der Altbäuerin gegenüber zum Schluß eine derartige Bemerkung. Was bleibt also? Eine leicht zusammengefügte Folge kleiner Novellen, die in der losen Form eines Tagebuches gegeben werden, mit wunderbar lebendigen Bildern des Landlebens und mit anregenden Diskussionen über das Thema: Stadt oder Land? Nicht aber ein Kulturroman, der das Problem löst — diese Lösung kann nur und wird lauten: Stadt und Land. Trautendorffer vollzieht diese Gleichung, wie sie Peter Rosegger in seinem Leben fort und fort vollzogen hat. Stadt und Land sollen ihre Gaben einander mitteilen, ohne sich ineinander zu verlieren. Worte wie diese: „Der vollkommene Mensch besitzt nichts und genießt alles. Wer auf jedem Holzbalken und Steinboden so gut ruht, wie auf einem Sofa, dem ist die ganze Welt voll Sofas. Wem ein Trunk Wasser an der Quelle so gut schmeckt, wie Johannesberger Auslese, dem sprudelt aus jedem Berge Rheinwein", klingen gut, sind aber in diesem Zusammenhang Phrasen. Ebenso einseitig ist die kulturhistorische Reflexion, die an sich ja nicht ohne anregenden Wert ist: „Die Menschheit steht nirgends so fest gegründet, als im Bauerntum, und dieses nirgends so tief als in den Bergen. Wenn dieser Grund bricht, was soll dann noch halten? Können im Nomadentum alle Keime sich so reich und edel entwickeln als in der Bodenständigkeit? Nur unglückliche Völker wandern, Kain ist der erste Nomade gewesen. Woher stammt unsere Kultur? Wo hat sie ihren Sitz, an alten festen Stätten oder auf der Straße? Industrie und Handel bauen über Nacht Städte, die auch wieder über Nacht zerfallen. Sie bauen nur Zelte. Das Bauerntum, dieser Granit der Menschheit, baut Häuser, und aus diesen Häusern sind immer wieder, eine reiche, überschüssige Kraft, diejenigen hervorgegangen, die da Burgen, Schlösser und Kirchen gegründet haben, und solche Städte, die jahr-

hundertelang wachsen, jahrhundertelang eine Blüte der Menschheit sind und jahrhundertelang brauchen, bis sie zerfallen. Und das Patriziertum, aus welchem sich Zucht, Gehorsam, Würde, Kraft, Treue, Vaterlandsliebe und gesellige Sitte organisch entwickelt hatte, wodurch soll es neu nachgefrischt und ersetzt werden? Es wird hinfällig sein, wenn die Bodenständigkeit aufhört, wenn der Bauer — sei es durch Unwetter und Bergwässer, sei es durch soziale Mächte — fortgeschwemmt wird von seiner Scholle. Du weißt es, Freund, daß ich vor einem Jahre noch vom Bauerntum vielfach gesprochen habe wie ein Blinder von der Farbe. Ich liebte es wie eine Idylle von Salomon Geßner. Heute liebe ich es wie die Odyssee! In diesem Stande ist neben finsteren Gewalten eine Opferwilligkeit und eine stilldulдende Liebe, die ans Heldenhafte grenzt. Es ist in ihm eine Kraft und eine Geistestätigkeit, von der die Hochmutspinsel im Frack keine Ahnung haben. Und wenn ich auf dieser Welt je ein Glück glauben könnte, ich würde es suchen und versuchen fern von der rasenden Welt im Frieden eines ländlichen Hauses, inmitten der ewig herrschenden Natur, die mich belebt, beschäftigt und ernährt, die man selbst in ihrem Grimme noch anbeten und lieben muß." Doch werden auch Gegenstimmen laut; so wenn Trautendorffer unwillig schreibt: „Wenn ich dir, teurer Philosoph, im Laufe dieses ereignisreichen Jahres etwa einmal die Neuigkeit mitgeteilt haben sollte, daß die Korruption gerade in den Städten wuchere, daß bei den Bauern im Gebirge allenthalben noch Zucht und Ehrbarkeit walte, dann nimm denselben Briefbogen, hänge ihn an die Wand und bekränze ihn mit faulem Stroh und Brennesseln", oder wenn die anfangs leidenschaftliche Verspottung des Journalismus schließlich dahin korrigiert wird: „In gewissem Sinne muß auch der Journalist manchmal ein notwendiges Henkeramt besorgen, doch seine Hauptsache wird nicht das Zerstören, sondern das Bauen sein. Jenes begeisterte Buch möchte ich lesen, das schon nach hundert Jahren ein erleuchteter Mann über die Kulturmission des Journalismus schreiben wird. Vielleicht schließt dieses Buch zusammenfassend mit folgendem Satze: Sobald der Journalismus sich in die bodenlosen Bereiche der Theorien, Prinzipien und Phantastereien verlor, wurde er schwankend, verfiel der Charakterlosigkeit und Charlatanerie; sobald er schlicht und redlich auf seines Volkes Erdscholle stand, wurde er zu einem Faktor der Sittlichkeit und des Wohlstandes." Ja, Rosegger-Trautendorffer resigniert, als sich der Held den Fuß verstaucht hat

und fern von jeder Hilfeleiſtung liegt: „Lieber Alfred, ich will ſchweigen, wenn wieder einmal die Frage iſt, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnisloſigkeit oder die moderne Kultur. Ich will ſchweigend zugeſtehen, daß die Naturprodukte erſt durch die Kultur, ſo durch die Induſtrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menſchen wert iſt. Ich will einverſtanden ſein mit den zu erbauenden Brücken zwiſchen Land- und Stadtleben. Ich will ſelbſt dem Handel gelegentlich ein Loblied ſingen und ſagen, daß der Bauernhof ein kleiner Staat, und der Staat ein großer Bauernhof iſt. Daß hier wie dort produziert und konſumiert wird, daß hier wie dort der Verkehr die Werte ſteigert. Wenn es gelingt, altväterliche Tüchtigkeit und Treue mit jungweltlicher Genußfähigkeit und Vorurteilsloſigkeit zu vereinigen, dann beginnt ein erträglicheres Zeitalter.“ Das Bauerntum darf, mit einem Worte geſagt, der allgemeinen Entwickelung nicht entzogen, ſondern muß organiſch mit ihr verbunden werden. Zu dieſem Ziele ſoll die Stadt aufs Land gehen und lernen, nicht minder aber das Land in die Stadt.

Zu den anziehenden Einzelheiten dieſer Bauernbriefe zähle ich viele ſcharf beobachtete Dorftypen, wie den parlamentariſch veranlagten Kornſtock mit der Deviſe: Schuhnägel friß ih nit! und den nichtsnutzigen Saufüßel, einen halberwachſenen Unhold, von dem Hans nach einer reichlich bemeſſenen, wohlverdienten Exekution an ihm witzig bemerkt: „Ich entledigte ihn des Kleides und habe auf ſeine Hinterſeite allerhand eindringliche Lehren geſchrieben, eingedenk der Alten, daß man die wichtigſten Dokumente auf Pergament ſchreiben müſſe“; ſowie die feinen Bemerkungen des Briefſchreibers über das Seelenleben der Haustiere; die Äußerung: „Religion iſt durchaus kein überwundener Standpunkt, wie manche meinen, ſie iſt Natur, gehört zur Menſchennatur, wie das Lieben und das Haſſen“, und den Seufzer des philoſophierenden Dichters: „Sage, du treuer Forſcher nach dem Guten und Wahren, ſage, daß es erlaubt iſt zu täuſchen, wenn man damit was Gutes ſtiften kann. Sage nicht auch das abſcheuliche Wort: Wahrheit über alles, auch wenn darunter Menſchenglück und Menſchenherzen zugrunde gehen. Ich beſchwöre dich, Philoſoph, laß alle Philoſophie ſo ſein, daß dieſes Erdenleben milde wird und warm. Wenn es auch dunkel iſt, wenn es nur reich an Liebe iſt.“

*

Man hielt Roſegger laut und leiſe vor: Der echte Städter wird niemals in dem Landleben ſo aufgehen, wie dein Hans Trautendorffer

es zu tun ſcheint. So großartig auch im „Erdſegen“ dein plaſtiſches Erzähltalent ſtrahlt — die Vorausſetzung der Dichtung iſt unglaubwürdig und hat durch die mancherlei Konzeſſionen, die du gegen den Schluß hin zu machen dich genötigt ſaheſt, nicht an Wahrſcheinlichkeit gewonnen. Die Einwürfe der Städter gegen ſeinen verbauerten Hans Trautendorffer haben unſeren Poeten geärgert. Er hat Rache genommen, indem er dem Erdſegen als Gegenſtück den Roman: Weltgift geſellte (1903). Die Sache, die er verfechten will, iſt nur ärger dadurch geworden. Trautendorffer konnte noch von dem Erdſegen erfaßt und geheilt werden; allein dieſer Geneſungsprozeß, den das Land vollzieht an den Opfern der Stadt, iſt nicht bei allen möglich; weſſen Seele vom Weltgift bereits zerfreſſen iſt, der kann und ſoll nicht zurückkehren in die ländliche Natur. Sie vermag ihn ſo wenig zu befreien, wie Rautendelein, das poetiſche Symbol der Natur in Gerhart Hauptmanns Verſunkener Glocke, den Glockengießer Heinrich zu befreien vermag. Er wird und muß fallen, ein Opfer der ſogenannten Kultur. Kommt er aber dennoch in die einfachen, unverderbten Landverhältniſſe, ſo ſchleppt er ſein Weltgift mit hinaus, den Frieden und die Unſchuld des Landes untergrabend; er infiziert ſeine ganze Umgebung. Die Krankheit der Seele war zu weit vorgeſchritten, ſo wird jeder Verſuch eines ſolchen Weltkindes, ſich auszuheilen, auch wenn er aufrichtig iſt, fehlſchlagen; es geht rettungslos dem Verderben entgegen, wie bei einem körperlichen unheilbaren Leiden. Hadrian Hausler, der Sohn eines tollen Spekulanten, verdorrt in Erwerbsgier und Genußſucht, fühlt ſich angeekelt von den Geſchäften und dem damit verbundenen Genußleben und redet ſich ein, ein neues Leben der ehrlichen Arbeit in Einfachheit und Geſundheit beginnen zu können. Es ſtimmt von vornherein bedenklich gegen Hausler, daß der eiferſüchtige Ärger über eine Dirne, die ihm der Vater weggeſchnappt, Hadrians Entſchluß, ſich von dem Weltgift der Stadt zu reinigen, weſentlich mit beſtimmt. Er läßt ſich auf ſein Pflichtteil ſetzen und entreißt ſich der verhaßten Geſellſchaft. Mit einem jungen Burſchen, der ihm gefällt, fährt der Patient im Lande herum, kauft phantaſtiſch ein vernachläſſigtes Rittergut an und verſucht dort eine Muſterwirtſchaft zu etablieren. „Schön, frei, harmoniſch“ will er leben in der Natur. Und da er — vom Stamme Roſegger — natürlich auch ſein Tagebuch ſchreibt, wiewohl er ſonſt nicht darnach ausſchaut, ſo leſen wir die geſiebte Weisheit: „Nun iſt mir der Wirkungskreis gegeben, und wie ich glaube, ein hoch-

bedeutender. Eine Serie landwirtschaftlicher Werke hab' ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Der Enkel treibt's wie es der Urgroßvater getrieben. Alles verrottet. Um hundert Jahre zurück. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften, daß ihnen vor Verwunderung die Mäuler offen bleiben sollen. Jetzt also weiß ich, warum es so hat sein müssen mit mir. Auf abenteuerliche Weise führt der Genius mich meiner Mission zu, um den Wohlstand der Gegend zu gründen. Vor allem wird die Scholle chemisch untersucht — und auch das Vieh muß studiert werden. Dann intelligente, fleißige Dienstboten. Später eine wirtschaftliche Schule. Alles wissenschaftlich. Man muß sich die Leute erziehen, aber auch die Scholle. Welch eine Aufgabe!" Sein Gutsverwalter Lebrecht Frang ist ein Schurke, der auf dem Hofe mit den Mägden ein Luderleben führt und unterdessen, da sein Herr nichts versteht und sich um nichts kümmert, in seine eigene Tasche wirtschaftet; das gelingt um so leichter, als er Hausler junior, der sich bald tödlich langweilt, zur Befriedigung der noch keineswegs abgetöteten Lebemannsgelüste hilfreich an die Hand geht. In dieser Stickluft atmet nun auch jener Stallbursche, den Hausler bei sich hat, Sabin oder Saberl, in dem er, von dunkler Sympathie angezogen, seinen natürlichen Sohn erkennt, oder richtiger gesagt: einen für viele. Er überhäuft ihn mit Beweisen seiner Zärtlichkeit; Sabin aber, der zu allen Scheinwürden des „gräflichen" Haushalts emporsteigt, bewahrt sich seine im Zusammenleben mit der Natur gestählte gesunde Klarheit, die Munterkeit und Lauterkeit des Wesens, die ihn schmückt, ohne daß er darum weiß, den Mutterwitz, der abseits der Schulbank blüht. Er ist der Überlegene, sein väterlicher Gönner gerät wie von selbst langsam in ein Abhängigkeitsverhältnis zu ihm. Sabin versucht alle Mittel der Liebe und der List, den von der Welt Vergifteten zur Tätigkeit und zur Naturreinheit zu erziehen. Hadrian spürt wohl wiederholt etwas wie Sehnsucht nach Genesung, allein die Heilung gelingt ihm nicht. Die üblen Lebensgewohnheiten der früheren Jahre ziehen ihn immer wieder hinunter. Schloß Finkenstein wird wirtschaftlich zerrüttet, eine Naturkatastrophe richtet es auch äußerlich zugrunde. Saberl rettet einen Rest des Kapitals und kauft dafür ein hochgelegenes Bauerngütchen, das dem Gescheiterten als Asyl dient. Um seinen „Herzschwamm" zu kurieren, rodet Hadrian eine zeitlang den Brandanger um, da dort die geheimnisvolle, heilende Alraunwurzel wachsen soll; aber bald bringt der Müßiggang den

Enttäuschten und Willensschwachen wieder zu niederen Gelüsten. Als er das brave Bauernmädchen zu umgarnen sucht, das Saberl in Ehren liebt, da ist die Entfremdung zwischen ihm und seinem Sohne besiegelt. Er lebt zwar in der reinen Bergluft, dem ungesunden Rauch der Fabrikwelt entrückt; allein er ist dem Alkohol, Nikotin und anderen Dämonen rettungslos verfallen. Die Dirne aus der Stadt taucht unerwartet wieder auf, mit ihr sinkt er vollends. Im Krankenhause findet Sabin den Sterbenden, gebrochen an Leib und Seele, dem Weltgift erlegen. Er drückt ihm die Augen zu, retten konnte er ihn nicht.

Eine epische Tragödie des Überreizes hat man diesen weiteren Kulturroman Roseggers genannt, in der das unbewußte Verderben des Raffinements die Folie für die Gesundheit der natürlichen Entwicklung bildet. Stellt man das Kleeblatt: Hadrian Hausler, Franz, die Dirne nebeneinander, so hat man allerdings den Abschaum der Stadt in echten Typen beisammen; so viel Schurkerei, moralische Impotenz und verderbten Sinn — die Dirne versucht sogar im Dorf unter dem Namen einer Nähschule die jungen Mädchen zu ihrem traurigen Handwerk abzurichten — kann nur eine üppig produzierende Phantasie aufhäufen! Rosegger hatte durchaus recht, wenn er diesen Städtern jede fruchtbare Berührung mit der segnenden Natur wehrte; sie enden, wo sie enden müssen: im Krankenhaus, im Zuchthaus, im Irrenhaus. Aber muß man so verderbt sein, wie diese verseuchten Schlammgestalten der Stadt, um des Roseggerschen „Erdsegens" verlustig zu gehen? Kann man nicht mit allen Neigungen, Anlagen und Fähigkeiten ein Stadtmensch bleiben, der auf dem Lande schlechterdings nicht einzuwurzeln vermag, ohne vom „Weltgift" in Roseggers Sinne zersetzt zu sein? Der Kontrast ist eben schief!

Noch weniger einwandfrei ist die Fehde, die Rosegger in diesem Buche gegen Darwin und Nietzsche unternimmt. Zu den stärksten satirischen Wirkungen des „Weltgift" gehört die saftige Schilderung des urwüchsigen Lindwurm von Sesam und seiner drei Söhne. Er möchte studierte Stadtherren aus ihnen machen, und seine Mittel erlauben ihm zunächst auch diesen Luxus. Der jüngste, Michel, wird vom Heimweh gepackt nach den vierbeinigen Freunden, die er daheim zurücklassen muß, er entflieht der hohen Schule und wird Bauer. Sabin und er halten treue Freundschaft. Seine Brüder studieren Medizin und Philosophie; als anstellungslose Doktoren kehren sie anspruchsvoll, aber hungrig auf die väterliche Scholle zurück. Der Philosoph ist Anhänger Nietzsches; sein drittes Wort

iſt der Übermenſch. Er hat den Nietzſche ſo ſchlecht geleſen, daß er — ſich ſelbſt für den Übermenſchen halten kann, daß er Nietzſche beſchuldigt, ſich dafür ausgegeben zu haben, und daß er den Inhalt der Neubewertung der Lebenswerte in die Befreiung von der Pflicht zu ſetzen wagt —: wie hätte wohl Friedrich Nietzſche einen ſolchen „Jünger“ angeblitzt, der nicht im Erfüllen, ſondern im Auflöſen ſeine Aufgabe geſehen! Der Nietzſche des Zarathuſtra wandelt die äußerliche, uns fremde Autorität, den kantiſchen Imperativ, um in die perſönliche, individuelle Pflichtleiſtung, die als unmittelbaren Ausdruck der eigenen Natur vollbringe, was bisher geſetzlich eingetrieben und mechaniſch abgeleiſtet worden war. Das iſt, wie er mit glühenden Bildern unermüdlich betont, kein Unterbieten der geltenden Pflicht, ſondern ein Überbieten derſelben: die reichere, feinere, individuell-abgetönte Lebensleiſtung, die ſich dem rigoroſeſten Richter verantwortlich weiß: dem Forum des eigenen Innern, das keinen Dispens erteilt. Wer Friedrich Nietzſches Gedankenwelt bekämpfen will, muß ſie in ihrem Vollgehalt zuvor ſorgſam erwogen haben; vereinzelte Schlagworte des Tages, aus ihrem Zuſammenhang geriſſen und auf dem Wege der Tradition von Mund zu Mund und von Feder zu Feder noch weiter entſtellt, können da nicht helfen. Das gleiche Geſetz will Darwins entwicklungsgeſchichtlicher Anſchauung gegenüber beobachtet ſein. Wir ſagten es bereits in einem früheren Zuſammenhang. Der zornige Anlauf und das laute Witzwort mögen den Beifall des Augenblicks erreichen; Kenntniſſe aber und Einſichten gehen einen ſtilleren Gang; um unhörbare Worte dreht ſich die Welt, ſagt Nietzſche. Roſegger läßt die Bauern ſich entrüſten über die Viviſektion, die der Mediziner an den lebendigen Kaninchen vornimmt; doch geſtattet er, daß der junge Arzt ſeinen arg bedrohten Ruf durch die geſchickte Entfernung eines Hühnerknochens, an dem Michel, der eben noch läſterte, elend zu erſticken im Begriff iſt, rettet. Gegen die Philoſophie iſt er unfreundlicher, faſt ſo grimmig wie gegen die Zeitung und das Zeitungleſen — wir ſehen aus dem „Erdſegen“, daß der Bauer ſie dem Städter fortnimmt als gedruckte Lüge. Ein altes Motiv, das dörfliche Paradiesſpiel, wird breit und wirkſam wiederholt. Famos ſind die Unterhaltungen der Dienſtboten unter ſich, die Verſuche Hadrians bei der Feldarbeit ſich zu beteiligen, wuchtig und plaſtiſch die Bilder des Elementarunglücks, das durch Feuer und Waſſer Schloß Finkenſtein zerſtört.

Von Hadrians systematischer Selbsttäuschung heißt es an einer Stelle: „Man kann die Zeit freilich festhalten, wenn man sie in Tat umsetzt. Das ist Leben. Hadrian? Er durfte nicht nachdenken, tat's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was tat er? Auf dem Papier suchte er manchmal das Flüchtige festzuhalten, auf dem Papier suchte er das aus sich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er und tat, als ob der eingebildete Kerl wirklich wäre. In der Tat wollte es zu nichts kommen. Als er noch in der Geschäftsstube der Fletz gesessen, gab er die Schuld dem Geld, der Jagd nach dem Geld, der Angst vor dem Wiederverlieren. Nun war das ja alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er sein Inneres durchwühlte nach irgendeinem Gut — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte Brosamen. Aber Gelüste noch, häßliche Fettflecke, üppiger Zeiten Rest. ‚Vor dem Laster der Tugend haben mich die Götter behütet', heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Lasters hatte ihn nicht selig gemacht. Alle seine Versuche aufzustehn, sich einer geregelten, ernsten Tätigkeit hinzugeben, waren mißlungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Ersprießliches begonnen, um es am nächsten Tage wieder fallen zu lassen. Viele Regungen, wenig Fähigkeit und keine Beständigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern, das Schauern einer ruhelosen, kalten Seele. Und doch wieder — das gehörte zu dem Beständigen des Unbeständigen — als zartes, glühendes Fünklein, die Neigung zu dem einen Menschenkind." Eine Szene von eigenem Reiz ist die kurze Unterhaltung zwischen dem Philosophen und Sabin. Sabin hämmert an einem Pfluge; was er tue, wird er gefragt. „Ich regle den Arling. Er furcht zu tief." „Natürlich. Nur keine Tiefe!" spottet der Philosoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken sind von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens." „Ha, ha!" lachte Sabin. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer tät greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbare Erdschicht ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch nit viel anders sein." Der Doktor dachte ein bißchen nach und sagte dann: „Mich deucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe."

* * *

Matthias Claudius, der Bote von Wandsbeck, schreibt seinem Sohne: „Gehe nicht aus der Welt, ohne deine Ehrfurcht vor dem Stifter des Christentums durch irgendeine Tat deutlich bekundet zu haben.“ Peter Rosegger trug diesen Herzenswunsch lange Zeit, bis ihm das Jahr 1900 Gelegenheit bot, ihn herrlich zu befriedigen: er hat der protestantischen Minoritätsgemeinde in Mürzzuschlag eine Kirche gebaut! Wie der Kenner der Kirchengeschichte weiß, war Steiermark und das Mürztal früher evangelisch. Dann kam die Zeit der Ferdinande, der Gegenreformation, des Dreißigjährigen Krieges. Als diese Stürme allmählich verbraust waren, als Kaiser Joseph die Morgenröte der Duldung aufgehen ließ, da waren in Steiermark nur noch ganz kleine Häuflein übrig geblieben, die mit zäher Treue den Lutherglauben bewahrt hatten. Das war unter den Gletschern des Dachsteins und in weltfernen Hochtälern; aus der Nähe der großen Heerstraßen, deren eine durchs Mürztal führt, hatten auch die letzten Ketzer schon lange weichen wüssen. Aber im Lauf des 19. Jahrhunderts siedelten sich allmählich wieder einige hundert Protestanten im Mürztal an: Fabrikanten, Beamte, Arbeiter, Holzknechte, aus aller Herren Ländern, die Mehrzahl aber doch aus den Toleranzgemeinden Naßwald und Mitterbach im nahen Niederösterreich. Der Stoff zu einer wenn auch kleinen Diasporagemeinde war vorhanden schon vor dreißig Jahren, aber es war niemand, der es gewagt hätte, die Zerstreuten zusammenzufassen. Die einzelnen kamen sich denn auch ganz verloren vor, und die evangelische Kirche hat eine halbe Generation eingebüßt, vor allem durch Mischehen. Rosegger ließ sich durch den regen Diasporageistlichen Kappus*) gern bestimmen, folgenden Aufruf in die Welt zu senden:

„An unsere Freunde im Reich.

Mit dankbarer Freude der Teilnahme gedenkend, die wir Deutsche in den Alpen oft von euch erfahren, komme ich heute mit einem besonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist größtenteils katholisch, doch lebt — besonders im Mürztale — unter den Katholiken zerstreut eine Anzahl evangelischer Christen, teils noch aus der Reformationszeit stammend, teils seither aus Deutschland eingewandert, oder in

*) Vgl. dessen Schrift: Peter Rosegger und die Heilandskirche in der Waldheimat, Leipzig 1903.

neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitsammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, sie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienst, lebten für sich so dahin, in der Gefahr, sich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottessehnsucht unserer Zeit hat auch diese Einsamen erfaßt, es überkam sie das Heimweh nach einem christlichen Gemeinleben. So haben sie nun aus Deutschland einen evangelischen Geistlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer tätig ist, die im Mürztale und Umgebung lebenden 500 Protestanten zu einem Gemeinwesen zusammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Täler und Wälder, steigt auf Alpenhöhen, um die einschichtigen Bekenner aufzusuchen. Er unterrichtet die evangelische Jugend, predigt den Erwachsenen, tröstet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, daß es sich hier nicht etwa um eine politische Propaganda handelt, vielmehr um eine große sittliche Aufgabe für die Einzelnen und die Gesellschaft. Hocherfreulich ist es ja, daß die Menschen sich abzuwenden beginnen von dem seelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur christlichen Botschaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Konfessionen doch auch hier friedlich nebeneinander bestehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Also ist in dem waldumkränzten Tale die junge evangelische Gemeinde in bester Bildung begriffen. Die Leute schicken sich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es ist keins vorhanden. Es fehlt der sichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine solche soll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürztales, im herrlich am Fuße des Semmerings gelegenen Marktflecken Mürzzuschlag. Dort, von freier Anhöhe aus soll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpentäler. Die zum Teile sehr armen Gemeindegenossen, aus Holzknechten, Almern und Werkarbeitern bestehend, sind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden steuern kräftig bei, auch der Evangelische Bund wird Mithilfe leisten, allein — das will halt noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht sein soll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem christlichen Gewissen vereinbar, den evangelischen Stammesgenossen bei ihrem Kirchenbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bausteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuschlag. Zu euch ins gesegnete Deutsche Reich komme ich mit allem

Vertrauen; ihr habet Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlassen. Ich bitte euch, ihr Freunde und Gesinnungsgenossen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu diesem Kirchenbau im Waldlande für euere Glaubensgenossen. Ihr habet ja gewiß auch schon oft erfahren, daß alles, was im Sinne des Christentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unser Leben bringt."

Wer mochte sich diesem Appell entziehen? Rosegger hatte noch das Wort aus dem ersten Entwurf gestrichen: „Und fraget nicht, wieso ein Katholik dazu kommt! Denket, wir sind dreifach mitsammen verbunden, als Menschen, als Christen, als Deutsche, und die höchsten Ziele sind uns gemeinsam." Aber es war doch zweifelhaft, wie es gehen würde; wenn nicht 6000 Kronen eingehen, bin ich blamiert, sagte er. Was geschah? Ein einziger Verehrer Roseggers sandte aus Koblenz 6000 Kronen, die Gaben flossen aus allen Ländern, bis aus Amerika und der Türkei, und im Laufe eines Jahres hatte der beglückte Mann die Kleinigkeit von 88000 Kronen zur Verfügung! Leben wir in einer idealen Zeit oder nicht, wo so etwas möglich ist? So entstand die erste evangelische Kirche in den Alpenländern, die er begrüßte mit dem Engelswort, mit dem er seine Hammerschläge bei der Grundsteinlegung begleitete und das auf seinen Wunsch als Spruchband über dem Altarbogen leuchtet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!" Der Schluß des Verses aus der Weihnachtsgeschichte bei Lukas fehlt, da beide Konfessionen ihn verschieden übersetzen; heißt das nicht wahrhaftig, den lebendig machenden Geist über den tötenden Buchstaben stellen? Erwähnen will ich noch, daß man des Stifters Bitte nach einem Marienbilde in dieser protestantischen Kirche verständnisvoll erfüllt hat; seines Freundes Defregger heilige Familie ist da — Rosegger meint in einem Briefe: „Ich bin ein alter Freund der Marienminne, und weil Maria, die Heilandsmutter, ja doch auch eine evangelische Person ist, so müsset ihr mir, wenn ich mittue, ein schönes Marienbild in die neue Kirche stellen. Man will das Bild der Mutter, die einen solchen Sohn geboren, bisweilen mit Blumen schmücken, man will der Johannes sein, zu dem der Herr am Kreuze gesprochen: Siehe deine Mutter! Und wenn meine katholischen Landsleute, die Bauern und Holzer und Halter, die Eier- und Hühnerträgerinnen aus dem Jockelland, vom Gebirge kommen und vorübergehend einen scheuen Blick werfen in diese Kirche, so sollen sie an-

geheimelt sein von dem geliebten Bild, das ihnen freundlich entgegenschaut."

Ist das ein Märchen aus den Erstlingszeiten des Christentums oder ein leiser Frühlingshauch, der in eine Friedensperiode der christlichen Kirche überleitet, nachdem sie seit der Reformation in Konfessionen zerspalten ist, die sich bis zur Stunde bitter und, wie es gerade gegenwärtig vielen erscheint, unversöhnlich befehden? Der geistvolle Kirchenhistoriker Karl Hase hat diese friedliche Periode der christlichen Entwicklung gern die johanneische Ära genannt, nach dem Jünger der Liebe, nachdem die streitbaren Zeiten des Petrus und des Paulus vorübergegangen seien. Will Rosegger sie bringen? Das Testament des Johannes, von dem Lessing in Anlehnung an die Galaterbriefstelle des Hieronymus spricht, ist noch zu vollstrecken — ut unum omnes . . Nachdem Rosegger der Einweihung seiner Kirche beigewohnt hatte, schrieb er einem Freunde: „Eines der kühnsten meiner Jugendideale ist erfüllt, in der Waldheimat steht die Heilandskirche, in welcher wie zur Zeit der ersten Christen die frohe Botschaft vom Heil, vom Himmelreiche rein verkündet wird."

In einem Briefe an den evangelischen Geistlichen seiner Kirche hat er sich in ungemein charakteristischen Sätzen über seine Stellung zu den christlichen Bekenntnissen ausgesprochen: „Jeder Tag bringt Briefe, in denen ich gebeten, ermahnt, beschworen werde, formell überzutreten. Man glaubt, ich wolle es mir mit keiner Partei verderben, während ich es mir doch offenbar mit allen verderbe. Nun, das wußte ich im voraus. Was ich tue, das tue ich aus einer inneren Naturnotwendigkeit, ich will vor allem nur und nichts als Christ sein, das erkläre und bekenne ich vor aller Welt, nicht mit Worten allein, je nach meiner schwachen Kraft, auch im Leben und Wirken. Der kirchliche Kultus kommt erst in zweiter Linie; ich habe ein Bedürfnis nach ihm und suche ihn, wo ich ihn finden kann, und deute mir ihn so, daß er mit dem Evangelium im Einklange steht, unter menschlicher Auffassung. Zwischen einzelnen christlichen Bekenntnissen will ich keine scharfen Grenzen gezogen wissen, das Reich Gottes hat viele Provinzen. Dieser Grundsatz würde durch den Übertritt erschüttert werden. Käme ich heute erst zum Christentum, so würde ich sicher in die protestantische Provinz einwandern. Da ich aber von Haus aus der katholischen Provinz angehöre, so nehme ich von dieser, was meiner Überzeugung mit dem Evangelium übereinstimmt, das übrige lehne ich ab. Was ich annehme und was

ich ablehne, das ist in meinen Schriften unzähligemal gesagt worden. Wenn mich dieses öffentlichen Bekenntnisses wegen die katholische Kirche nicht ausschließt, wenn sie mich trotz meiner Bestrebungen für die evangelische Heilandskirche als Katholiken gelten läßt, so spricht diese Weitherzigkeit für sie. Solange ich innerhalb der katholischen Kirche evangelischer Christ sein kann, ist für mich also kein Grund vorhanden, auszutreten. Andere Gründe für den Aus- und Übertritt, nationale, soziale usw., dünken mich zu weltlich, als daß ich sie ohne zwingende Veränderung mit dem religiösen Motive verquicken möchte. Das Christentum ist international als solches, schließt aber freilich den Nationalismus nicht aus, nur behandelt es ihn als weltliche Angelegenheit. Vielleicht würde Christus heute sagen: Gebet der Menschheit, was der Menschheit ist, und eurem Volke, was des Volkes ist. — Betrachten Sie mich als einen evangelischen Christen der Gesinnung nach und verübeln es einem Poeten nicht, wenn er manchem stimmungsvollen Kultus der katholischen Kirche, besonders der Verehrung unserer lieben Frau, sein Herz nicht ganz versagen kann."

Zwei Jahre darnach kam zur Kirche die Schule: die Alpler Landsleute baten Rosegger um seine Unterstützung bei einem Schulhaus — ihre frühere Furcht vor einer „Neuschule" die man ihnen kirchlicherseits suggeriert hatte, war inzwischen verflogen. Der Dichter machte bei einer Vorlesung in Graz seinen Wunsch bekannt; bald hatte er genügend Mittel beisammen; die Waldschule erstand. Rosegger erhofft von ihr, deren Lehrerehepaar sich den Kindern mit ganzen Zeit und Kraft widmet, ein neues Aufblühen seines Geburtsortes, in dessen nächster Nähe die Schule errichtet ist — eine Reform der alten Generation durch die nach seinem Sinn aufblühende Jugend, die dort fromm und frei erzogen wird.

Der Christusdichter.

„Gibt es ein größeres Talent, als religiös zu sein?“ fragt Rosegger in einem Aufsatz über den Sonntag*); ihm selbst ist dieses größte Talent in seltenem Maße zu eigen. „Im religiösen Herzen vollzieht sich ein Leben, von welchem mancher, der sonst allerhand weiß, keine Ahnung hat.“ An diesem Leben die anderen zu beteiligen, die eigenen Freuden und Schmerzen auch auf diesem Gebiet mit Gleichgesinnten zu teilen, und wenn möglich, Unachtsame zum Aufmerken zu veranlassen auf die vielleicht auch in ihrem Innern schlummernde religiöse Kraft, treibt es den Dichter und Menschen mit geheimem Zwang. Wir sahen, wie die religiöse Gedankenbildung in tausend Ausdrucksformen das gesamte literarische Schaffen Roseggers durchzieht: das Kind richtet sich zu Hause den Altar auf und baut sich seine Welt am Himmel, der Jüngling sucht die überkommenen Formen der Kirchenreligion kritisch zu durchdringen, der reifende Mann müht sich Schatten und Licht gewissenhaft zu verteilen. Ist bei diesem Prozeß sein Fortgang vom massiven Kirchenglauben zum Skeptiker und zum Mystiker unverkennbar, so ist ebenso deutlich zu sehen, wie ihn auf jeder Stufe seiner religiösen Entwickelung ein unverlierbares Sensorium für das innerlich Gesunde, volkstümlich Faßliche und poetisch zu Genießende geleitet hat.

In zwei Schöpfungen hat der dem Alter entgegengehende Mann sich und anderen noch einmal Rechenschaft zu geben versucht von dem Herzstück seines Wesens und Lebens, von dem Schwungrad all seines Denkens: von der Religion. Er hat es, seiner Eigenart getreu, in einer betrachtenden und in einer dichterisch gestaltenden

*) Allerlei Menschliches, S. 108.

Form getan, in den beiden Büchern: Mein Himmelreich und I. N. R. I. (1900 und 1904).

Mein Himmelreich ist aus einer österreichischen Konfiskation erwachsen. Rosegger lag im Winter 1899 fast einen Monat lang an seinem alten Brustleiden schwer darnieder. Als die Tage der Betäubung glücklich vorüber waren und die wieder erwachende Seele nach geistiger Beschäftigung ausschaute, hat er in vier Tagen die vier Evangelien in einem Zuge im Zusammenhang gelesen, in der vortrefflichen Übersetzung von Leander van Eß — für Katholiken kirchlich approbiert —, mit Vergleichung der Übersetzungen von Allioli und A. A. Waibel. Er war freudig überrascht, als hätte er etwas völlig Neues erlebt; „was war das für ein Christus, der mir da entgegentrat! Ein gottfreudiger, menscheninniger, weltfroher Christus voll gewaltiger Tatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zornes zu rechter Zeit. Der Übermensch, der Gottmensch im höchsten Sinne. So hatte ich ihn bisher noch nie gesehen. Meine Kinder rief ich ans Bett, meine Frau rief ich und erzählte ihnen von dem großen Christus, den ich gefunden, mit dem zu gehen, auf den sich zu verlassen eine Befreiung von aller Sorge und Weltlast bedeutet. Auch sie mußten mir nun ganze Abschnitte laut lesen, und wie sie anfangs wohl gestaunt haben mochten über das Aufheben von wegen einer so uralten Sache, endlich begriffen sie meinen Jubel. Und in einer der schlaflosen Nächte machte ich Licht, nahm Papier und Stift und schrieb raschhin die Skizze des Jesus Christus, wie er mir aus dem Evangelium so unmittelbar entgegengetreten war.“ Diese Arbeit: Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke, erschien im Maiheft 1899 des Heimgarten und wurde sofort von der Grazer Zensurbehörde eingezogen. Wegen Gotteslästerung ... Der Aufsatz ist nicht bedeutend, er bietet vor allem keinen neuen Gedanken über den Nazarener dar; sympathisch berührt die Schlichtheit und Frische, das Fernhalten der kirchlich starren Formeln und die verehrende Hingabe an den großen Religionsstifter. Das Bild des Menschensohnes voll Lieb' und Macht. Da der beanstandete Aufsatz gleichzeitig in der Berliner Wochenschrift Die Zukunft gedruckt wurde, so wurde die Konfiskation der Anstoß zu einer Bewegung; die Presse nahm sich des „Falles“ mit Eifer an, Rosegger wurde mit Zuschriften und Bücherssendungen, die theologische Werke anboten, überhäuft, und aus der vertieften Durcharbeitung der evangelischen Geschichte stiegen als köstliche Frucht die beiden religiösen Bücher empor.

„Irgendein klerikaler Witzbold behauptete damals, daß ich für den täglichen Gebrauch einen sehr ‚kamoden Christus zusammengeschneidert' hätte. Das ist nun allerdings nicht der Fall. Die Evangelisten lassen mit sich nicht viel handeln. Mein Christus ist ein strengerer Mann als der, den sie uns manchmal vom Predigertisch vorführen; er begnügt sich nicht mit den sogenannten guten Werken, beten, fasten, wallfahren, Almosen geben usw., auch nicht mit der Verehrung der Heiligtümer, mit dem Empfang der Sakramente. Er läßt sich nicht abfertigen damit, daß man sich auf die Gnade Gottes allein verlasse, er verlangt mehr. Er verlangt vieles, was mir sehr sauer ankommt zu tun, ja was ich in meiner armen Menschlichkeit gar nicht zu leisten vermag. Aber seine starke, frohe Persönlichkeit erfüllt mich mit Zuversicht, daß das, was nicht ist, noch werden kann. Eine Weile vorher hatte ich die Schriften des großen Kirchenlehrers Augustinus gelesen, die brachten mich in Konflikt. Im Mittelalter hätte ich wahrscheinlich bedingungslos zu ihnen geschworen, mit der jetzigen Art und Weise des Menschen wollten sie mir nicht stimmen; diese Bücher hatten mich verwirrt und mutlos gemacht. Um so größer, freier war nun das Aufrichten durch Christus selbst. Ich bin von Natur aus geneigt zur Menschen- und Weltflucht. Seit mir der evangelische Christus gegenwärtig ist, freue ich mich der Schönheit und Kraft der Welt, ohne Gefahr, ihr zu verfallen; suche ich frohe Gesellschaft auf, ohne Angst, mich zu verlieren. Die Unbefangenheit einer größeren Freiheit ist in mir. Und meine grenzenlose Unzulänglichkeit, die mich sonst so tief verzagen machte, ich fühle sie heute nicht minder, ja noch mehr, aber ich fühle mich geborgen in der Gemeinsamkeit des Menschengeschlechtes und getröstet in dem Glauben, daß der Herr seine Kinder nicht verloren sein läßt und in jedem einzelnen die gute Absicht segnet."

Macht man den Versuch, Roseggers Glaubensbekenntnis, wie es im „Himmelreich" in ausgesponnenen Betrachtungen vorliegt, zu umschreiben, so dürfte sich folgendes als sein Kredo ergeben: Der Glaube ist eine Gnade; dem einen ist sie gegeben, dem andern vorenthalten, wie es optimistische und skeptische Naturen gibt. „Hätte ich beim Erwachen der Vernunft nichts vorgefunden, keine Kirche, keine Kanzel, keinen Altar, keine fromme Mutter und keinen zu Gott weisenden Vater, so meine ich doch, daß ich meiner ganzen Natur nach glauben hätte müssen. Meiner Natur nach. Ich kann das natürlich nicht behaupten, aber ich vermute, daß z. B. die Blume,

der Sturm, der Sternenhimmel, die Gebirgswelt, das Meer, die ganze Weſenheit der Welt allmählich ſo eindringlich zu mir geſprochen hätten: Ein Gott, ein ewiges Leben! bis ich nichts anderes hätte denken können als: Ein Gott, ein ewiges Leben!" Ob ihn die himmliſchen Vorſtellungen beſſer machen, weiß er nicht, aber glücklicher machen ſie ihn, als jede andere Geiſteswelt es vermag. Die Krankheit, die die Seele ſachte von dem Bann der Materie löſt, iſt ihr treuſter Diener. Er glaubt an Gottes Allmacht — alſo nicht wie der Wurzenjoſel in der Bärenhöhle, der der loſen Meinung war, ſehr mächtig ſei Gott allerdings, aber nicht allmächtig; denn er habe zur Erſchaffung der Welt ſechs ganze Tage gebraucht und ſich dabei noch ſo angeſtrengt, daß er am ſiebenten ſich ausruhen mußte. Roſegger ſagt: „Der Menſch ſchafft ſich ein ideales, immer edleres Anbild ſeiner ſelbſt, nennt es Gott und ſtrebt ihm zu. So klimmt er gleichſam auf einer Strickleiter, deren vorderen Teil er immer höher und höher die rauhe Felswand hinanwirft, dem Himmel der Vollkommenheit zu. Wer aber hat ihn gelehrt, ſo zu tun? Doch wohl der, welcher den Weſen die Kraft und den Geiſt der Entwickelung ins Herz gelegt hat, der Vater Gott, der in aller Ewigkeit die Welt erſchaffen hat und ſie in alle Ewigkeit erſchaffen wird." Die Welt iſt immer fertig, und ſie wird in jedem Augenblick neu erſchaffen. Der Gerechte, der den Frieden des Herzens findet, indes der Ungerechte großem Elende entgegengeht, vervollſtändigt dieſen Naturbeweis der Exiſtenz Gottes als eines geiſtigen und weiſen Weſens. Das Unrecht in der Welt, das ihn gegen den Gottesgedanken wieder bedenklich ſtimmen will, legt ſich Roſegger zurecht als wohl notwendig, um das Glück deſto mehr leuchten zu laſſen; aber er fügt ſogleich bei: „Dann muß aber der Glückliche mit dem Unglücklichen doppelt nachſichtig und gütig ſein, denn ihm verdankt er ja ſeinen Vorteil." Gegen die Naturwiſſenſchaft, auf die er nie ſehr gut zu ſprechen geweſen iſt, bemerkt er bei dieſer Gelegenheit: „Die Naturwiſſenſchaft ſpricht als vom Urgrunde alles Lebens von einer Urzelle. Auch das iſt ein Glaube, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer Glaube in einem Zellengefängniſſe ſitzt, während der unſere frei durch alle Himmel fliegt. Die Urzelle iſt jenes Verwalters Samenkorn, aus welchem freilich leicht ein Halm entſteht, das aber ohne Halm nicht hervorgebracht werden kann. Vorzeiten iſt ein heißer Streit entbrannt darüber, was früher vorhanden geweſen war, die Henne oder das Ei. Die Henne, ſagte der eine, denn ſonſt hätte das Ei nicht

gelegt werden können; das Ei, meinte der andere, denn sonst hätte die Henne nicht ausschlüpfen können. Mit ihrer Urzelle stehen sie auf demselben Fleck." Doch gibt er sich zufrieden mit der Zelle, falls man erkläre: Hinter der Urzelle steht sicherlich die Gottheit. Die Gottesüberlieferungen des ersten Mosebuchs faßt er als Sinnbilder; bei der Frage nach der Entstehung der Religionen erzählt er von einem ganz ursprünglichen Gottesopfer: „In einer Hütte der Sölkeralpen lebte ein Knabe. Seine Eltern waren Holzleute und kümmerten sich nicht um ihn, er verpflegte ihre Ziegen, lebte bei den Tieren so dahin, und hörte nichts von Gott und Welt. Er empfand die Sonnenwärme und die Kälte und den Hunger kaum anders wie ein Tier, wenigstens nahm er alles so gleichmütig und scheinbar gedankenlos hin. Da war einmal ein sehr fruchtbarer Sommer; lauer Regen des Frühjahres hatte viel Futter gebracht auf den Matten, und die heiße Sonne des Sommers hatte die Kräuter mit süßen Würzen gefüllt. Die Ziegen hatten noch nie eine so fette, wohlschmeckende Milch gegeben, als in diesem Sommer. Eines Morgens füllte der Knabe eine flache Tonschüssel mit solch guter Milch und stellte sie auf das Dach der Hütte und ließ sie dort stehen, bis sie verdunstet war. Ein nachbarlicher Halter, der das merkte, tat an den Knaben die Frage, weshalb er solchermaßen Milch verschwende auf dem Dach? Da antwortete der Knabe: ‚Die Sonne soll sie trinken. Die Sonne ist so warm und hat ein so gutes Futter gemacht. Die Sonne ist brav. Die Sonne soll Milch trinken.'" Religiöser Kult, dessen Wurzel ein Dankgefühl ist; Korrektur des einseitigen Arguments von Feuerbach: timor facit deos. —

Wir haben Roseggers evangelisches Christusbild schon gestreift; seine Lehre nennt er schöpferisch, welterhaltend, menschenadelnd, seelenreinigend, seligmachend. „Sie erstreckt sich weit über die irdischen Angelegenheiten hinaus, sie ruft die Toten wach und erschafft aus ihnen Unsterbliche." Christi Gottessohnschaft versteht er arianisch: der Eingeborene ist der Einzigartige; „unter den Milliarden von Gotteskindern hat Gott keinen, der ihm so ähnlich wäre als der Sohn des armen Handwerkerpaares aus Galiläa." Rosegger preist das Mitleid als die geheime Macht des Christentums und eifert gegen Nietzsche, über den er glaubt „ruhig zur Tagesordnung übergehen" zu können, da seine Gedanken nur ein Spiel müßiger Geister seien ... Tolstoj, den er für Nietzsches Antipoden hält, während die beiden Propheten trotz der verschiedenen Richtpunkte ihrer Gedanken so

weſensverwandt ſind, ſekundiert dem urſprünglichen Chriſtentum. Die Bergpredigt nennt er ein beiſpielloſes Monument.

Bei der ſogenannten Jungfrauengeburt des Kirchendogmas hilft ſich der Poet: „Myſtik iſt ſchließlich ja alles und deutbar iſt auch alles. Wenn ſie es ſinnbildlich ſagen, muß man es denn gleich buchſtäblich nehmen? Und wann ſie es buchſtäblich meinen, darf ich es mir nicht ſinnbildlich auslegen?“ Maria habe durch den heiligen Geiſt der Sehnſucht nach dem Meſſias empfangen, ohne ſinnliche Begier — alſo blieb ſie in ihrer Unſchuld und Jungfräulichkeit ... Das iſt in der Tat poetiſch. Bei Jeſu Tode, der ihm der höchſte Ausdruck erhabener Menſchlichkeit iſt, beſpricht er auch das römiſche Meßopfer und fragt: „Warum ſo geringſchätzig an einer Zeremonie vorübergehen, die uns immer wieder die Opferfreudigkeit und den Heldentod in weihevollem Myſterium vor Augen führt?“ Den Wundern Chriſti gegenüber iſt er herzhafter; er ſchreibt: „Gelänge es, alle Wunder Chriſti als materiell wahr zu beweiſen, das heißt wiſſenſchaftlich vollgültige Beweiſe für das Geſchehen derſelben aufzubringen, dann wäre der Heiland in das menſchlich Hiſtoriſche herabgezogen. Die ‚Wunder‘ hätte er zwar gewirkt, aber es hätte ſie auch jeder andere unter den gleichen natürlichen Verhältniſſen wirken können, und wir hätten keinen Heiland mehr.“ An die Auferſtehung des Menſchen Jeſu von den Toten glaubt Roſegger; „warum? weil ich es *gerne* glaube, weil dieſe Vorſtellung mir wohltut, weil ſie mich tröſtet und erhebt, weil ſie mich ſelig macht. Ihr mögt ja recht haben mit eurer Naturgeſchichte, aber mein Gedanke, meine Vorſtellung, mein Glaube iſt auch Natur, und wenn mein Heiland hier in meiner Natur von den Toten auferſteht, ſo geht euch das gar nichts an, und ihr könnt es nicht hindern und nicht ungeſchehen machen!

Er iſt ja auch mir ſchon begegnet. Er iſt mir begegnet im Garten, wenn aus Erden die Blume ſproß, er iſt mir begegnet auf der Straße, wenn ein Hungernder dort lag, den ich ſättigen, wenn ein Fremder dort wandelte, den ich beherbergen konnte. Und zu Hauſe, wenn ich mit Weib und Kindern zuſammenſaß, wenn wir ernſthafte Geſpräche über die Ziele des Menſchen führten oder in heiteren Worten uns ergötzten, da war plötzlich er unter uns. Ich ſehe ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, ſo oft mein Herz ihn denkt. Schlank, in ſeinem dunkelblauen Gewande ſteht er vor mir, ſchmucklos, barhaupt, ein ſchmales Antlitz mit jugendlich

sprossendem Barte und dem schweigend beredten Mund, mit schlicht zurückgelegtem, dunklem Haar und mit seinem großen blauen Auge voll milden Ernstes. Ich kenne niemanden besser als ihn. In Ehrfurcht bange ich vor ihm, und doch ist er mir traut wie ein geliebter Bruder, vor dem ich kein Geheimnis habe und den ich um Rat und Hilfe bitte, wenn ich mir selber nicht zu helfen weiß. Zumeist sehe ich ihn einfach wie einen Menschen dastehen; damals aber, als ich in schwerer Krankheit lag, erschien er mir im leuchtendem Glanze, mit den Wunden und mit dem Kreuze. Ich gebrauche den Ausdruck, er erschien mir, obschon es meine Phantasie war, die mir ihn vorführte, weil es meine Sehnsucht war, ihn zu sehen. Wenn aber weltliche Bilder mich lustig und schmeichelnd umgaukeln, wenn ich auf schiefem Pfade sorglos dahineile, da sehe ich ihn plötzlich im Hintergrunde unter einer Palme stehen mit warnender Gebärde.

Und wenn ich in langen Nächten schlaflos dahinliege, die Wanduhr und mein Herzschlag, und sonst kein Laut. In den Nebenzimmern ruhen meine Kinder, große und kleine. In keiner Minute bin ich sicher, daß nicht eines aufschreit oder wimmert unter plötzlich hereingebrochener Todeskrankheit. Doch sie schlummern friedlich und wissen nichts von meiner Bangigkeit. Unter diesem schweren Geschenke des Lebens mit allen Keimen des Wahnes, der Begierde, des Leides, des Elendes, so schlummern sie süß der dunklen Zukunft entgegen ... Da höre ich sein Wort: Laß mich die Lasten tragen, du armes Menschen-Vaterherz, ich bin stärker als du!"

Selbständig erklärt er sich den Ausdruck des zweiten christlichen Glaubensartikels vom Richten der Lebendigen und der Toten: „Ich meine fast, unter den Lebendigen werden die hochgemuten Idealisten, die Glaubensfrohen zu verstehen sein, und unter den Toten die Niedertrachter und Verzweifler. Er wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod. Den einen leuchte das ewige Licht, die andern ruhen im Frieden!" Der schweren theologischen Frage, die sich hier erhebt: ewige Verdammnis oder Wiederbringung aller, begegnet Rosegger mit dem Bilde: der Künstler wirkt mit Kontrasten, ohne das Häßliche kommen wir nicht zum Bewußtsein des Schönen; und wer das Leid nicht kennt, kann auch nicht glückselig sein. Lust führt so wenig zu Gott als Leid allein; gleich müssen die beiden Schalen der Wage stehen, dann weist das Zünglein nach oben." Die Menschheit lieben, ist leicht, dem Nächsten

gerecht sein, ist schwer. Rosegger glaubt an den heiligen Geist „eines zu guten, großen Taten begeisterten Gemütes, an den heiligen Geist, unter allen Umständen gottbegeistert, menschentreu und wahrhaftig zu sein". Jedes glühende Menschenherz für Gutes und Schönes ist ihm eine Offenbarung des heiligen Geistes. O über den Ketzer! — „Die Begeisterung macht wahr und freimütig, sie gibt den Mut zum persönlichen Sein! Die Alltagsmenschen sind keine Personen, sie haben nichts Persönliches, sie denken wie andere, sprechen wie andere, leben wie andere, sind Teilchen der Menge. Und regt sich in ihnen doch einmal schüchtern etwas Besonderes, so haben sie nicht die Energie, es aufkommen zu lassen, das könnte ja Unannehmlichkeiten geben. Denn jedes Persönliche hat alles übrige zur Gegnerschaft. Glühende Begeisterung für ein Ideal, Mut sich selbst zu denken, zu leben, und fertig ist der Kämpfer, der Held, der Übermensch!" Man sieht auch hier wieder, wie nahe Rosegger, ohne es zu wissen, an Nietzsches Zarathustrastimmung heranrücken kann, wenn die Begeisterung für den Wert der freien Persönlichkeit, die sich aus der Masse löst, ihn erfaßt! Tief beklagt er die Uneinigkeit der Bekenntnisse und das pharisäische Sektenwesen im Christentum — „Gott ist überall" ruft er pfingstfreudig, „und überall ist Gottesdienst, wo die Herzen sich erheben und bereit sind zu guter Tat; also keine offiziellen Grenzen für das Christentum und keine Schranken zwischen einem Volke und seinem Gott!" Das ist wahrhaft evangelisch — die Protestanten sollten lernen von Rosegger, dem Katholiken! Man solle sich, äußert er einmal, bescheiden und dem Südländer das Recht einräumen, braun zu sein, und dem Nordländer, einen roten Bart zu tragen. Sinnig ist das Wort: „Das Kreuz ist das einzige aller Religionszeichen, das zwei Arme hat. Willst du, alte Fetischbande, das Kreuz entehren! Zuschlagen willst du mit demselben auf die Köpfe der Mitbrüder! Ofenheizen willst du mit demselben und die wahren Erleuchteten verbrennen, daß es wieder licht und warm werde! Anwesende, habt ihr so etwas je vernommen? Nein, Brüder, das Kreuz — wenn es schon eins geben muß — soll ich euch sagen, was es bedeutet? Hier steht eins. Seht es nur einmal an. Das Kreuz hat einen Fuß, der gründet im Erdboden, das heißt: Mensch, nutze die Erde! Das Kreuz hat ein Haupt, es ragt in den Äther des Himmels auf, das heißt: Mensch, gedenke deiner Ideale! Das Kreuz hat zwei Arme, die streckt es aus nach rechts und nach links, aber nicht um Menschen zu schlagen, sondern um die Welt zu umarmen,

das heißt: Mensch, liebe deine Brüder! Lieb' und Luſt, das ſind die zwei Balken unſeres Kreuzes. Die Welt iſt nicht da zur Buß', ſondern zum Genuß!" Das Thema: Kirche und Konfeſſion entzündet ihn zu der perſönlichen Ausſprache: „Die Sache der Humanität ſetzt uns in Gemeinſchaft mit allen Menſchen, allerdings auch die Konfeſſion erhält uns in Gemeinſchaft mit Vergangenheit und Zukunft. Und das iſt ein Geheimnis der Macht des Kultus. Ich würde mich perſönlich vom Katholizismus ſchon deshalb ſchwer trennen können, weil meine Eltern und Voreltern vor dem katholiſchen Altare gekniet haben. Ich feiere im katholiſchen Kultus das Andenken an meine Vorfahren, ich liebe in ihm meine Mutter, meinen Vater, die mir dieſe kirchliche Welt gleichſam wie ein Erbe hinterlaſſen haben. Auch darum, aber nicht darum allein. Die Macht des Gemütes greift tiefer. Auch das äſthetiſche Gefühl zieht ſo manchen zur katholiſchen Kirche, die ihrer Gemeinde ſo viele ſinnliche Schönheit zum Genuſſe reicht! Ein Religionsbekenntnis geht allmählich von Geſchlecht zu Geſchlecht in Fleiſch und Blut über, ſo daß es mancher wie Untreue nicht zwar gegen Gott, wohl aber gegen ſein Ich empfinden mag, wenn er ausſpringt. Ich habe dieſes Ausſpringen, ſo oft es mir nahegelegt wurde, zurückgewieſen. Ich ehre unſeren Prieſterſtand aus ganzem Herzen, und auch ſeinen Kultus, inſofern er die Menſchen beſeeligt, aber ich nahm nicht Anſtoß, gewiſſe kirchliche Sitten oder Unſitten, die den urſprünglichen Gehalt verloren hatten und als hohle Form mir ſchädlich ſchienen, freimütig zu rügen, unmittelbar oder durch die Satire. Es war ein glühendes, nicht durch den Zeitgeiſt bedingtes Verlangen in mir, gegen manches meine perſönliche Meinung zu ſagen. Und wenn die Kirche im Mittelalter ſtehen bleibt, ſo kann der moderne Menſch ſich eben mit ihr nicht abfinden. Man kommt ihr weit genug entgegen."

Der Unmut hält der Pietät die Wage. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen erſcheinen ihm zugänglicher als die römiſchen Prieſter, der proteſtantiſche Kultus evangeliſcher als der katholiſche. Das iſt der Konflikt in ſeiner Seele. Wer hat das Recht, ihm in dieſer zarten Angelegenheit dazwiſchen zu reden? Echt roſeggeriſch iſt auch der Ausſpruch: „Jemand, der ſich aus religiöſen Gründen ſträubt, mit allen Menſchenkindern Gemeinſchaft zu machen, kann ſich doch für die Länge nicht behaglich fühlen im Reiche Gottes. Alle, die guten Willens ſind und ſich in ihrer Weiſe der Vollkommenheit beſtreben — weſſen

Stammes, weſſen Glaubens ſie immer mögen ſein — ſie alle haben nach meiner Meinung Anſpruch auf die Gemeinſchaft der Heiligen."

Etwas fragwürdig ſieht es bei unſerem Naturfrommen mit der kirchlichen Satisfaktionslehre aus: „Die Sache dürfte wohl ſo ſtehen: Wenn ich nichts tue zur Löſchung meiner Schuld, nichts zur Beſſerung meines Lebens, wenn ich mich einzig auf den Nachlaß der Sünden durch Chriſti Verdienſte verlaſſe, dann wird mir nichts verziehen. Wenn ich aber zur Sühne meiner Sünden und Laſter alles tue, was in meiner Macht ſteht, und es reicht noch nicht aus, dann tritt der Erlöſer ein und zahlt für mich den Reſt der Schuld, und es muß auch die beleidigte Menſchheit zufrieden ſein." Die beleidigte Menſchheit ſicher; denn dieſe Anſchauung zerſtört die perſönliche ethiſche Lebensarbeit nicht, wie die Kirchenlehre von der „eingegoſſenen Gnade" (gratia diffusa) vielfach getan hat, ſondern beſchwingt ſie; aber die beleidigten Theologen? Ich zweifle. Leben heißt ihm ſich innerlich ſammeln, ſeine Gedanken der Ewigkeit zuwenden, die ewige Wahrheit ſuchen, an großen Vorbildern in Ehrfurcht und Liebe ſich aufrichten; Faſten ſei nicht der Verzicht auf das Stückchen Fleiſch, „um ſich den Magen mit Fiſchen, Eiern und Mehlſpeiſen zu ſtopfen", ſondern Mäßigkeit überhaupt; Almoſengeben die perſönliche, werktätige und fortwährende Mithilfe in ſozialer Hinſicht. Die Volksvorſtellung des „Jüngſten Gerichts" ſchildert er in glühender Farbigkeit. Alles dem Tode verfallen, alles dem Leben beſtimmt; „und wenn einſt der Erdball alt und kraftlos ſein wird, ſo wird er bloß ein wenig raſten, dann ſich verwandeln und im Kosmos Mitanlaß zu einer neuen Lebewelt ſein. Sterben können und doch wieder auferſtehen, durch den Tod vergangene Epochen auslöſchen können und mit jedem jungen Leben höher ſteigen, ſeliger werden — das iſt unſer göttliches Los." Im Vollklang ſchlingt er alle hohen und tiefen Töne zur wunderſam herrlichen Symphonie: „Menſchenkind, du geheimnisvolles, unſterbliches Weſen! Und vergiß nicht, daß auch andere Kreaturen den Kreis der Unſterblichkeit mit dir reigen. Was du auch zerſtöreſt mit deiner Hand, zertrittſt mit deinem Fuß, vernichteſt mit feindſeligem Herzen, glaube es den Gelehrten, daß die Atome unzerſtörbar ſind; glaube es den Myſtikern, daß der Tod nicht ſowohl eine Entſeelung des Leibes bedeutet, als vielmehr eine Entleibung der Seele; glaube es der Offenbarung, daß die Geſchöpfe unſterblich ſind. Halte Freundſchaft mit den Tieren, die wie du ſich emporarbeiten müſſen; ſtehen ſie auch um etliche Stufen tiefer wie

du, gib acht, daß der wilde Peitschenhieb, den du deinem geduldigen Pferde versetzest, dich nicht stürzt unter das Tier hinab! Mache dich vertraut mit den Wesen der weiten Welt, denn du wirst ihnen immer wieder begegnen auf deinem Fluge durch die Ewigkeit, und immer näher werdet ihr euch, werden wir uns alle kommen, bis die endliche Vollkommenheit uns zu einem einzigen seligen Wesen vereinigt."

In drei Abschnitten zeichnet Rosegger, der Christusdichter, in freier Komposition Bilder und Gestalten aus dem Leben Jesu: wie der Zollpächter (Mautner) Levi zum Jünger Matthäus wird, nachdem sein böses Weib ihm mit seinem Gelde durchgegangen; wie die Jünger die letzte Rast halten auf der Wanderung mit ihrem Meister in die Todesstadt Jerusalem, vor der Maria den Sohn vergebens warnt; wie der reiche Jüngling im Evangelium den strengen Rabbi predigen hört, um später selig darin zu sein, daß er, Symeon, dem Sterbenden das Kreuz eine Wegstrecke tragen half — zartgetönte Musterstücke volkstümlicher religiöser Erzählkunst, Vorarbeiten zu Roseggers Christusroman: I. N. R. I. „Christ auf der Heide" beleuchtet friedlich die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich; der junge protestantische Geistliche und der alte römische Priester wirken harmonisch in der gleichen Kirche nebeneinander an dem übergetretenen und an dem treugebliebenen Teil der Gemeinde. Das Ineinander von lauteren und unlauteren Motiven bei der Übertrittsbewegung: Religiöses, Nationales, Indifferentes, Menschlich-Allzumenschliches wird in einzelnen Trägern vortrefflich betont. Da die katholische Kirchbehörde den Priester seines Amtes entsetzt, bleibt er als selbständiger Leutpriester bei der Minoritätsgemeinde. Die Novelle liest sich wie ein schöner Traum aus grauer Vergangenheit oder blauer Zukunft. „Unsere liebe Frau" ist eine herzerhebende Huldigung Roseggers vor dem Marienkultus, wie wir ihr in seinen Schriften schon oft begegneten. Er tadelt, daß die Evangelisten Jesu Mutter so nebensächlich und kühl behandelt hätten, und spricht die Vermutung aus, Mutter und Sohn seien einander nicht allzu nahe gestanden, da ihr Verkehr „so gar nicht innig" geschildert werde. Aber nicht zu messen sei das Meer von Seligkeit in seiner Weite und Tiefe, das der Marienglaube in die Herzen der Menschheit gebracht habe. „Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Bestreben, den Frauenkultus, der tief im Germanentum wurzelt, aus der Welt zu schaffen; der Religion wäre damit die Blüte abgebrochen, den gläubigen Seelen

ein Hauptquell des Troſtes und des Glückes verſchüttet. Mit der Führung des Marienkultus hat die Kirche manches andere wettgemacht."

„‚Unſere liebe Frau!'" Ich kann wohl ſagen, ſie iſt mir meine zweite Mutter geweſen. Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel ſchwere Gewitter aufſtiegen, ſah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch ſchräg das ätheriſche Band eines Sonnenſtrahls niederging, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenſtrahl unſerer lieben Frau: Fürchte dich nicht, Kind, ich beſchütze dich! Wenn ich die Schafe durch den finſteren Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanniswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unſerer lieben Frau, und ich hörte ſie: Kind, ich geh' neben dir, es geſchieht dir nichts. Wenn ich am ſpäten Abende in den Vollmond ſchaute, da ſaß ſie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh in Gottes Namen ſchlafen! Als ich anhub in die Schule zu gehen und in großer Angſt war darüber, ob die ſchwere Aufgabe wohl würde zu überwinden ſein, denn mein Weſen war noch gar zu kläglich, da rieten mir die Leute ein Gebet zum heiligen Geiſt. Meine Mutter ſagte, auch unſere liebe Frau ſollt' ich recht anrufen; das tat ich, und mit ihrem Beiſtand ſind die feindlichen Legionen der vierundzwanzig Buchſtaben und zehn Ziffern glücklich überwunden worden. Als ich einſt an einer Lungenentzündung krank darniederlag, ging meine Mutter zu unſerer lieben Frau, der Maria am Gölkkreuz, und zündete ihr zwei Kerzen an. Als ich das hörte, war meine Todesangſt dahin und ich hub an geſund zu werden. Als eines Tages beim Ackern die Ochſen ſcheu wurden und ich unter die Egge kam, verlobte mein Vater ſich geſchwind zu unſerer lieben Frau in Mariazell, und ich kam unverſehrt davon. Als unſer alter Knecht Markus im Sterben lag, kam eine Nachbarin und hub an, ihm Sterbegebete vorzuſchreien. Eine rote Kerze ſteckte ſie ihm in die Hand. Draußen wütete ein Sturm, daß die Fichten krachten. Als mein Vater ſah, wie es dem alten Markus die Augen heraustrieb vor lauter Angſt, jagte er das Weib fort, ſetzte ſich ſelber hin, nahm dem Kranken das Licht aus der Hand, trocknete ihm die feuchte Stirn und ſagte ganz leiſe: ‚Unſere liebe Frau!' Ein ſüßer Friede kam ins Angeſicht des Sterbenden und vielleicht hat er geſehen, was ich ſah zur ſelben Stunde: Unſere liebe Frau nahm ihn an der Hand und führte ihn

freundlich hinüber.“ Der Marienfreund ruft die Protestanten auf: Der Kultus ist im Sinken. Unsere Zeit schnitzt sich andere Götter. Das katholische Herz jedoch, es hangt an keinem kirchlichen Anbilde mit so tiefer Liebe, als an dem unserer lieben Frau. Das zeigt sich besonders wieder in der gegenwärtigen religiösen Bewegung. Alles andere der Kirche gibt mancher gerne hin, nur die Mutter Jesu, der die Protestanten so kühl gegenüberstehen, mag er nicht verlassen. Aber ich kenne auch evangelische Kirchen, in denen ein Bild Mariens aufgestellt ist. Das leuchtet wie Sonnenschein durch den dämmernden Raum. Die Verehrung der Mutter des Heilandes steht mit dem Evangelium keinesfalls in Widerspruch. Der Protestantismus ist wohl nur deshalb gegen sie aufgetreten, weil sie eine Fratze geworden war, und ist in der Ablehnung zu weit gegangen. An ihm wäre es, diesen dem deutschen Gemüte so sehr entsprechenden Liebfrauenkultus ins evangelische Licht zu stellen. . . .

Weihnachten, Ostern, Pfingsten erhalten noch gesonderte Betrachtungen, in deren Schilderung das Volksgebräuchliche überwiegt; in dem Osterabschnitt wird dem Märtyrer Antonius Hirthauser, dem Waldbachbauern, der sich durch eine kühne Tat gegen die Türken bei seinen Landsleuten unsterblich machte, ein Denkmal errichtet. Wenn ein Festtag kommt, lacht er, „da hole ich meine Seele aus dem Sack hervor, blase ihr den Staub vom Gefieder, setze sie auf die ausgestreckte Hand und versuche, ob sie fliegen kann.“ Anderes, wie die Reflexionen über den Sonntag, über Beten, Kirchenmusik und Bibellesen, ist uns schon vertraut aus früheren Schriften, aus denen es teilweis hierher übernommen wurde. Ich fange das Bonmot ein: „Der Glaube will kein Baum im Kunstgarten sein, sondern ein Baum in der Wildnis. Der Glaube ist ein Baum, der bei der rohen Volksmenge nicht schlank himmelwärts wächst, sondern oft lieber an der Erde hinkriecht. Je mehr er von dem Sinnlichen losgelöst und vergeistigt wird, desto mehr verliert er im Volke an fröhlicher Kraft. Das Verlangen nach Schönheit noch mehr als das Verlangen nach dem Guten wird vielfach Ursache des religiösen Bedürfnisses sein. Man will ja im Glauben nicht zur Erkenntnis kommen, sondern durch ein inneres Sehen genießen. Und der Religionskultus wendet sich nicht an den Geist, sondern an die Sinne und bringt Genuß.“ Beachtenswert ist des Verfassers Würdigung der Ohrenbeichte, zumal sie durch die persönliche Beschreibung eines eignen Beichtganges gewürzt ist.

Rosegger kritisiert die bischöflichen Verbote des Bibellesens im Volke und plädiert vor allem für das Neue Testament; „das Alte Testament", urteilt er, „ist ein unerschöpflicher Schatz von Geschichte, Poesie und Weisheit. Aber es schlägt vielfach zu sehr in die weltliche Sphäre; in religiöser Hinsicht weiß z. B. ich unter Ausnahme der Psalmen mit dem Alten Testament nicht viel anzufangen. Das Beste der Patriarchen und Propheten finde ich in Jesus. Ich brauche zu meinem Christus auch keine alttestamentarische Zeugenschaft, ich glaube ihm aufs Wort. Dieses fortwährende Zurückgreifen auf die Hebräer, um Christus zu beweisen, gefällt mir auch bei den Protestanten nicht. Manches im Alten Testamente kann geradezu unsittlich wirken." Die Kirche Roms sollte zum Gebrauch des Evangeliums anleiten, daß „der unsagbare Reiz, der in dieser strenge gebundenen, gedrängten, feierlichen und doch so schlichten Form liegt", von allen Christen gewürdigt werde. Unter der scherzhaften Aufschrift: Der Wauwau charakterisiert Rosegger den kirchlichen Teufelsglauben, um ihn in die Rumpelkammer der Menschheit zu werfen.

Ein letzter Höhepunkt dieses eigenartigen Werkes ist das Kapitel von der Demut; man spürt, daß unser Freund hier sein Persönlichstes uns offenbart. „Der Demütige fühlt sich nicht als eine abgeschlossene Einheit, mit der die Welt zu rechnen hat, er ordnet sich vielmehr dem Ganzen bei oder unter, er weiß sich nichtig als Individuum, aber stark und unvergänglich als ein Bestandteil des Ganzen. Ein Hauptmerkmal des Demütigen ist die Treue. Er wird nicht allein die Scholle lieben, die von seinen Voreltern urbar gemacht worden ist, er wird auch dankbar sein Pferd ehren, das ihn zum stolzen Siege geführt hat. Der Demütige weiß alles zu beseelen und ist dankbar gegen jede Kreatur. Er lebt eine tiefe Innerlichkeit, die unvergleichlich reicher an Schätzen und Glück ist, als alle äußeren Herrlichkeiten der Machthaber. Die Demut ist innere Wesenheit, gleichsam das bescheidene Verhalten des Menschen zu seinem Gott. Hoffart ist stets absprechend, pessimistisch, kritisch, also nicht schöpferisch. Die Demut ist das Gegenteil. Die Demut ist stark, sie baut unbewußt Größeres auf, als die Hoffart mit dem besten Willen niederzureißen vermag. Die Demut ist unüberwindlich. Demut macht frei; dadurch, daß sie sich selbst beschränkt, beugt sie der Gefahr vor, von anderen beschränkt zu werden. Die wahre Demut ist unvergänglich wie Diamant. In der steirischen Mundart wird Demut

und Diamant gleich ausgesprochen: Deamat. So habe ich schon in früher Jugend die Demut mit dem edelsten Stoff der Erde vergleichen können und umgekehrt gesehen, wie dieser vornehmste aller Stoffe einen so demütigen Namen hat. In der Demut liegt der edelste Stolz." Religion kann man nicht sagen, nicht tun, man muß sie haben; sie steht nicht in Leistungen, sie ist ein persönlicher Charakter.

*

„I. N. R. I." ist ein Christusroman. Seine Wurzeln reichen zurück bis in Roseggers frühe Jugend. Religiöser Trieb und Zwang der Phantasie, die nach Nahrung lechzte, haben ihn die Gestalten und Geschichten des Alten Testaments und diejenigen des Neuen dem Volke in freier Umdichtung steirisch wieder erzählen lassen. Die zahlreichen neutestamentlichen Erzählstücke in seinen Schriften münden in diesen Roman, in dem sein religiöses Dichten in der Gestalt Jesu von Nazareth zur Ruhe gelangt, in dem es seine stolze Höhe erreicht. Rosegger ist auch auf diesem Gebiet nicht ohne Vorgänger; viel gepriesen wurde vor einem Jahrzehnt der Roman „Ben Hur" des Engländers Wallace; in den letzten Jahren haben die an Gehalt recht verschiedenartigen novellistischen Arbeiten des Kölner Pfarrers (früher in Bethlehem) Ludwig Schneller, eines Schülers von Emil Frommel, über die Heimat und den Lebensgang Jesu weithin Beachtung gefunden. Das dichterische Moment ist bei Rosegger am stärksten und reinsten entfaltet; ein sicherer Takt bewahrt ihn vor jeder Maßlosigkeit; seine religiöse Innigkeit weiß immer zur rechten Zeit der unerschöpflichen Phantasie die Zügel fest anzuziehen. Zu Hilfe kam Rosegger bei seinem Ausspinnen der Lebensgeschichte Jesu die üppige katholische Tradition, ferner eine Fülle einzelner sagenhafter Züge, wie sie in den apokryphen Kindheitsevangelien und Passionsgeschichten, die neben der kanonischen Literatur des Neuen Testaments einhergehen, niedergelegt sind. Ich halte diesen Roman: I. N. R. I., der Dichtung und Wahrheit über den Nazarener vereint, für die beste Christusdichtung, die wir gegenwärtig besitzen.

Leider hat Rosegger dem Buche einen ganz unglücklichen Namen angehängt. Der Roman hieß ursprünglich, als er im „Heimgarten" erschien, Leben, ein Titel, dessen Weite am besten der Uneingeschränktheit der Gottesvorstellung im Neuen Testament entsprach. Auch die erste Umarbeitung der Dichtung (für die Monatsschrift „Der Türmer", Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart) behielt diesen Namen bei. Als ich Rosegger diesen Sommer in Krieglach besuchte, teilte

Wenn Sünde ist in der Welt, der Abfall von Gott, so ist er nicht allein unsere Menschen. Er ist der Lehrer. Alle Lichter stehen dort und treiben Handel. Auch die Menschenfischer wollen ihre Netze in diesen Strom werfen. Es ist ein unendliches Leid in der Christenheit. Die Völker, die Heiden, die noch Menschen sind, werden uns einmal richten, weil wir Gott verraten haben. Wir haben uns versündigt an unserm Heiland, an unserm Leben. Wir haben Gott verraten, weil wir ihn nicht bekannten vor den Menschen. Aber die Heiden sind gerettet, weil sie Gott suchen und ihn finden werden. Denn Gott ist Geist und Wahrheit, und wer ihn sucht, der findet ihn. Und wir? Wir haben Gott gefunden und haben ihn verloren. Wir haben ihn verloren, weil wir ihn nicht bekannten vor den Menschen. Wir haben ihn verloren, weil wir ihn verleugneten. Wir haben ihn verloren, weil wir ihn verleugneten. Wir haben ihn verloren, weil wir ihn verleugneten.

Manuskriptseite aus Roseggers neuestem Roman: I. N. R. I., 1905

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

er mir mit, der Roman werde in der Buchausgabe heißen: Frohe Botſchaft, die heilige Schrift eines armen Sünders. Der Verfaſſer meinte, als ich gegen die Änderung mich ausſprach, die neue Benennung treffe in ihrer deutſchen Wiedergabe des griechiſchen Ausdrucks „Evangelium“ die Schlußpointe der Erzählung noch ſchlagender. Doch auch bei dieſer zweiten Lesart blieb es nicht; die Buchausgabe ſagt: I. N. R. I., das iſt der titulus an Jeſu Kreuzpfahl auf Golgatha, zu deutſch: Jeſus der Nazarener, der Judenkönig. Die amtliche Angabe des Verbrechens des Delinquenten. Dieſer Titel iſt ſchwer verſtändlich und noch ſchwerer auszuſprechen. Er wird dem Buche ſchaden. Und daß Roſegger mit den vier Buchſtaben dieſer Inſchrift in ſeinem Roman erbauliche Spielereien vornimmt, die an die zuckerwäſſerigen Traktätchen methodiſtiſcher Zirkel erinnern, wie Jeſu Nähe Rettet Ihn, und dergleichen —, macht die Sache wahrlich nicht beſſer.

Eine abſonderliche Einkleidung dieſes Romans rechtfertigt ſeinen Untertitel: Die frohe Botſchaft eines armen Sünders. Ein junger Anarchiſt Konrad Ferleitner hat, durch das Los ſeiner Geſinnungsgenoſſen dazu beſtimmt, gegen den Reichskanzler des Landes ein Revolverattentat verſucht. Der Verbrecher wird zum Tode durch den Strang verurteilt. Ein Gnadengeſuch iſt für ihn an den Kaiſer von Öſterreich abgegangen. Aber die furchtbaren Wochen des Wartens, bis die Entſcheidung eintrifft... Ferleitner läßt den Prieſter kommen; er eröffnet dem Mönche ſein Herz und bittet um ein Evangelienbuch. Kühl fragt der Prieſter ihn, wozu. „‚Ich möchte gern darin leſen. Meine Mutter, ſie hat ſo ein Buch gehabt, da hat ſie gern daraus vorgeleſen und ausgelegt. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin leſen könnte.‘ Hierauf der Pater: ‚Ich will Ihnen was ſagen, lieber Freund. Das Evangelium iſt ein ſehr gutes Buch, nicht umſonſt nennt man es die frohe Botſchaft.‘ ‚Mein Gott, ja, was bedürfte ich jetzt notwendiger, als eine frohe Botſchaft!‘ ‚Wer ſie verſteht. Aber mit dieſem Buche iſt es eine eigene Sache. Unter zehn Leſern kann's kaum einer verſtehen. Und der eine verſteht's auch nicht. Es iſt ein zu tiefſinniges, ich möchte ſagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit ſieben Siegeln verſchloſſen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten. Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einſtweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung, aus dem Sie Troſt und Frieden ſchöpfen können.‘ Konrad deckte mit der Hand ſein Geſicht zu, dann ſagte er

kaum vernehmlich: ‚Am liebsten wäre mir doch das Evangelium.‘ Und hierauf der Mönch mit Ernst: ‚Freund, Sie sind der Kranke, und ich bin der Arzt. Und der Arzt muß am besten wissen, was dem Kranken frommt. Sie können sich dann auch für das Sakrament vorbereiten.‘

Weil der arme Sünder weiter nichts mehr sagte, so verließ ihn der Priester, nachdem er noch ein paar gütige Worte gesprochen. Und eine Stunde später brachte der Kerkermeister ein Paket Bücher herein: ‚Das schickt der ehrwürdige Bruder, damit Sie ein bissel Unterhaltung haben.‘ Unterhaltung! Der Witz war grausam, Konrad lachte grell auf. So lacht ein verzweifeltes Herz, das sich nicht schützen kann vor den Bildern des letzten Ganges, die immer krasser herandrängen. Was schickt der Pater? Schlichte Gebet- und Erbauungsbücher. Zwischen Blättern, deren Inhalt besonders beachtenswert, als Betrachtungen der vier letzten Dinge, Buß- und Sterbegebete, auch Gebete für die armen Seelen im Fegefeuer, waren Papierstreifen gelegt. Der seelenunkundige Seelsorger hatte dem Trostlosen statt Leben — neue Todesangst geschickt. Konrad suchte nach Brot, wie er es bedurfte, er blätterte in den Büchern, begann immer wieder da und dort zu lesen und legte allemal die Sachen betrübt aus der Hand. Um so eifriger durchwühlte er sein Gedächtnis, um Bilder der Kindheit auszugraben. Ganz besonders die Mutter, die seit vielen Jahren geschlafen, sie stand wieder auf, um ihrem unglücklichen Kinde Beistand zu leisten.“ Was sie ihm aus dem Leben des Heilandes erzählt, wacht nach und nach in seiner Seele wieder auf. Er bittet sich, wie ihn die Einsamkeit und die Ungewißheit immer quälender befallen, Schreibwerk aus, und in den sechs Wochen, die nun vergehen, schreibt der anarchistische Tischlergeselle Konrad Ferleitner — Roseggers Roman nieder! Seine religiösen Kindheitserinnerungen, die ihn umgeben wie tröstende Engel, mit dem linden Trost seiner frommen Mutter, ordnet er zu einem planvollen Ganzen. So entsteht ein volkstümlich gefaßtes Leben Jesu, wie eine Mutter ihrem Kinde erzählt, wie es ein Delinquent sich zur letzten Labe in seinem lichtlosen Kerker in die Erinnerung zurückruft. Der Vorteil dieser Umrahmung des biblischen Stoffes ist groß: alle Nebeninteressen theologischer, kirchlicher, parteilicher Natur fallen hier fort; Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott — mit Augustin dem Kirchenvater zu reden — stehen sich ungestört gegenüber. Damit kommt das religiöse Motiv zu seiner reinen,

ungetrübten Auslösung. Anders steht es jedoch literarisch. Ist es glaubhaft zu machen, daß eine schlichte Frau aus dem Volke ihrem Kinde ein solches Kunstwerk erzählt — daß ein, ob auch leidlich gebildeter Handwerker ohne weiteres zur Feder greift und die weit zurückliegenden Erzählungen der Mutter auf dem Papier ordnet —, vor allem: daß ein zum Tode verurteilter Mensch die seelische Ruhe sich abringt, um in anderthalb Monaten des furchtbaren Wartens auf den kaiserlichen Entscheid über seinen Kopf eine so innerlich geklärte Dichtung voll Schönheit hervorzubringen?! Ich urteile: diese Fragen muß man doch wohl verneinen. Der Dichter Peter Rosegger hat mit sechzig Jahren auf der Höhe seines reichen Lebens diesen Roman geschrieben — der Attentäter Ferleitner in den Wochen vor seiner Hinrichtung konnte das schlechterdings nicht. Doch wenden wir uns nunmehr dem Werke selbst zu!

Ein Buch über Jesus will der Schächer schreiben, so recht lebendig vergegenwärtigen will er sich ihn, recht von ganzer Seele hineinspinnen will er sich in die Heilandsgestalt, daß er einen Freund habe in der Zelle. „Und so schrieb er und schrieb. Nicht darnach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war. Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn und gerade ihn erlösen konnte. So vollzog sich bei diesem armen Sünder im Kleinen, wie es sich bei den Völkern im Großen vollzieht: wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland zum historischen, indem er durch das Gemüt der Menschen die Weltgeschichte leitet. Der im Buche steht, ist es nicht für jeden: der im Herzen lebt, ist es. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, daß Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe und des Vertrauens ist, dann ist es der rechte.“ Erzählt wird von dem gefangenen Chronisten die Geburt des Kindes bei den Hirten von Bethlehem, die Nachfrage des Balthasar aus dem Morgenlande, der Kindermord des Königs Herodes. Bei der Flucht mit dem Knaben nach Ägypten flicht der Erzähler die sinnige Volkssage ein: „Die Flüchtlinge aus Nazareth sind mittlerweile auf schlechten Straßen, voller Mühsal und Kummer. War nicht einst auch Jakobs Lieblingssohn also nach Ägypten geschleppt worden wie jetzt dieses

Kind? Was soll denn das werden? Auf kahler Steppe gewahren sie hinter sich die Verfolger. Kein Baum, kein Strauch, um sich zu verbergen. In die Kluft einer Felswand flüchten sie, aber Joseph sagt: ‚Was soll uns dieses Versteck? Sie müssen uns schon gesehen haben.' Aber als sie drinnen sind gewesen in dunkler Spalte, da ist von der bemooften Wand eine Kreuzspinne herabgekommen, hat in Eile ihre ganze Brut und die entfernteren Anverwandten zusammengerufen, auf daß sie eilends ein Gespinst weben über den Eingang in die Felsenkluft, ein Gewebe, das stärker sei als die ehernen Gitter im Salomonischen Tempel an der Pforte zum Allerheiligsten. Kaum der Schleier fertig ist, sind die Schergen schon da. Aber sie wollen vorrüberreiten. ‚Nicht doch!' sagt der eine, ‚am Ende sind sie in dieses Felsenloch gekrochen.' ‚Ah was!' ruft ein anderer, ‚seit David, dem Hirten, ist da hinein niemand mehr gekrochen. Ihr seht doch die dichten Spinnenweben!' ‚Wahr ist's!' lachen sie und sind fürbaß geritten."

Um das heilige Bild durch den Kontrast zu heben, läßt Rosegger wirksam die Lebensgeschichte der beiden Schächer, die später neben Jesus am Kreuze hängen, sich konform abrollen: Barab und Dismas sind Räuber in der arabischen Wüste; der ältere Barab ist erfüllt von — Fr. Nietzsches Herrenmoral, ein Opfer der ablehnenden Haltung des Dichters gegen den Philosophen; der jüngere ist nur verführt, er verwünscht die Gebundenheit an den Bösewicht. Barab überfällt Joseph und die Seinen, Dismas befreit sie durch List aus Barabs Gewalt und weist ihnen den sicheren Weg. Sie kommen zum Sinai, sie stehen am Meere — die verfolgenden Reiter erfahren das Geschick der Ägypter, die den Juden in alten Tagen den Durchzug durch das Rote Meer sperren wollten. Die heilige Familie ist in Ägypten. Joseph siedelt sich nahe bei Memphis am Nilufer an und lebt vom Korbflechten, da er als Zimmermann in dem fast holzlosen Lande nichts verdient. Pharao fällt bei einer Spazierfahrt der Jesusjunge auf, er will ihn zu sich ins Schloß ziehen. Nach einigem Zögern geben die Eltern ihr Kind in die fremde Welt dahin; die unerhörte Pracht des Palastes berauscht ihn nicht, er hört den Pharao weinen des Nachts, inmitten all seiner Herrlichkeiten, und seine Seele sinnt ... Ein buddhistischer Greis, der vor dem Tore von Theben am Fuß der Pyramide Pesy in einer Höhle haust, stellt dem wißbegierigen Jüngling das Horoskop — Jesus lehnt seine Weisheit ab: wolle er sein Schicksal erfahren, so frage er den Vater, sein Vater leite die Gestirne.

Herodes ist tot. Jesus und seine Eltern kehren zur Heimat zurück. Rosegger macht die Bemerkung, die das Universalistische in Jesu Charakter erklären will: „Als sie auf heimatlichem Boden wandelten, die frischeren Lüfte atmeten, die bekannten Gewächse und Gestalten sahen, die traute Sprache hörten, da faßten Joseph und Maria sich an der Hand in stillem Glücke. Jesus blieb gleichmütig. Er fand hier keine Kindheitserinnerung, er wußte vom Lande nur nach Berichten der Eltern; mit Vorurteilslosigkeit konnte er dieses Land und sein Volk betrachten. Vielleicht kam es ihm an diesem Tage zu Sinn, wie es denn doch sonderbar ist, daß die Menschen an lebloser Scholle nur darum hängen, weil sie zufällig darauf geboren worden sind, daß sie sich zusammentun nach gleicher Abstammung, obschon gerade die gleichen Lebensforderungen einander das Dasein einengen und erschweren, obschon die größten Uneinigkeiten und Feindseligkeiten oft gerade unter Blutsverwandten vorkommen. Hält der himmlische Vater nicht vielmehr die ganze Erde in seiner Hand? Trägt nicht vielmehr jeder Mensch die Heimat in seiner eigenen Brust?“

Zu Nazareth hat sich inzwischen Vetter Jonathan in Josephs Häuschen festgesetzt; der voreilige Erbe wird hinausbefördert. Jesus sammelt alte Papyri, die ihm die Vergangenheit seines Volks erschließen. Mit seiner Zimmerei wurde es nicht bedeutend. Joseph hat ihn schelten müssen wegen Unachtsamkeit. „Seine Gedanken wuchsen bisweilen so gewaltig an, daß er davor erschrak. Er dachte nicht, aber es dachte in ihm. Und wenn er sprach, so erstaunte er oft selbst vor den Worten. Ahnungen, die ihn erfüllten, wurden ihm erst offenbar, wenn seine Zunge sie plötzlich ausgesprochen hatte. Also, daß es war, als rede aus ihm ein anderer. Und doch war er's selbst. Er selbst aus seiner dunkelsten Tiefe tretend ins Licht.“ Joseph stirbt in hohem Alter, Johannes, ein naher Verwandter, ist als Geselle eingetreten; die Nazarener reiben sich an dem eigen gearteten Meister und ziehen sich langsam von ihm zurück.

Der Täufer Joanes ist da, der Rufer am Wüstenrande. Jesus tritt an seine Seite. Nach Joanes' Tode steht er selbst als Rabbi in der Öffentlichkeit, nachdem der Wüstenkönig Barab ihn vergeblich für sein Räuberheer als Feldprediger hat gewinnen wollen — eine geistreiche Paraphrase zur biblischen Versuchungsgeschichte! Die ersten Jünger finden sich herzu, liebliche Idyllen träumt die kleine Schar am Seegestade Galiläas. Die einzelnen Geschichten der Evangelien

verknüpft Rosegger mit größter Gewandtheit und eindringendem Verständnis mit Sprüchen und Gleichnissen Jesu aus den überlieferten evangelischen Spruchsammlungen, lose den Faden der Handlung fortführend. Blasse Andeutungen der Evangelien malt er selbständig zu größeren Bildern durch, den Worten des Nazareners gibt er seine persönliche erklärende Note mit, auch eine ganze Reihe eigener Sprüche der Weisheit, zum Teil von biblischem Wert streut er ein.

Es geht nicht ohne Wiederholungen ab; früher veröffentlichte Vorarbeiten, z. B. verschiedene Abschnitte aus dem „Himmelreich", erhalten hier noch einmal ihren Platz im größeren Zusammenhange. Mit ergreifendem Nachdruck wird die sogenannte Bergrede Jesu umschrieben (Matth. 5—7); wenn aber Rosegger zu dem Wort von der Feindesliebe äußert: „Ein Wort ist hier gesprochen, wie es bisher in der Welt nicht vernommen worden", so irrt er: denn nicht nur haben vereinzelte Prophetensprüche im Alten Testament diese ethische Höhe bereits erreicht, sondern diese Gesinnung ist ein halbes Jahrtausend vor Christus von Buddha bereits der Welt als ihr neues Gesetz proklamiert worden. Die Feindesliebe ist also nicht ein original-christlicher Gedanke, da die Juden und Inder ihn früher ihr eigen nannten. Nach ihm gehandelt haben, wie die Geschichte ausweist, von Jesus und Buddha abgesehen, weder die Inder noch die Juden noch die Christen . . .

Judas von Karioth, eins der interessantesten Probleme des Neuen Testaments, legt sich Herr Ferleitner so zurecht: „Wie sie jenseits des Jordanflusses hinziehen durch wüste Gegenden unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art, da kann der Jünger Judas sich nicht entbrechen, seine Bedenken auszupacken. Als Säckelwart der kleinen Gesellschaft hat er jetzt schlechterdings nichts zu tun, so hat er Zeit, hinter dem Rücken des Meisters Unmut auszustreuen. Was denn das sei, daß der Messiaszug immer noch nicht den richtigen Glanz entfalten wolle? Die Todesgedanken deutet er sich so: Der Bettelprophet stirbt, der glorreiche Messias erhebt sich! Doch, warum erst in Jerusalem? Warum wird nicht schon unterwegs dahin Anstalt getroffen, warum werden die Würden nicht jetzt schon ausgeteilt?" Und einige Wochen später: „Judas meint, er habe keine Sorge. Der Meister sei durch die Mißerfolge nur herabgestimmt. Er wolle seine Anhänger bloß einmal prüfen, ob sie die Kraft hätten, mit ihm durch dick und dünn zu gehen. Wäre erst der Ernst da, daß er sich behaupten *muß*, dann würde er schon drein-

fahren mit allen Blitzen der Himmel, um die Feinde zu vernichten und die Seinen zu verherrlichen. Habe er doch selbst gesagt, der Glaube sei so stark, daß man mit ihm Berge versetzen könne, so werde es ihm ein leichtes sein, zur rechten Stunde die Gewalt zu zeigen."

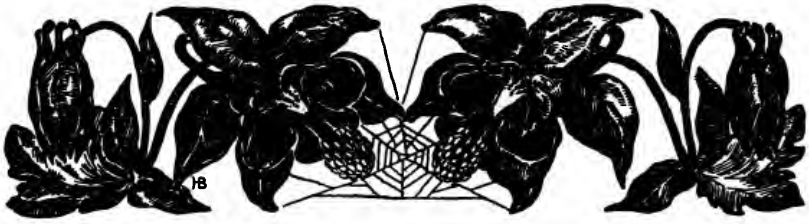
Malerisch wird der Einzug Jesu in Jerusalem beschrieben; von der Tempelreinigung heißt es: „Als er in den Vorhof des Tempels getreten, steht er still und schaut bestürzt drein. Da gibt es ja Leben und Bewegung! Hunderte von Leuten aller Arten tummeln sich durcheinander, in bunten Röcken, in härenen Tüchern, mit hohen Mützen und flachgewundenen Turbanen. Unter gellendem Geschrei bieten sie allerhand Waren feil, die da ausgebreitet sind: Teppiche, Ampeln, Leuchter, Abbildungen des Tempels und der Bundeslade, Obst, Tonkrüge, Gebetriemen, Räucherwerk, Seidengewand und Schmucksachen. Geldwechsler preisen ihre hohen Zinsen, den Vorteil des römischen Geldes, brechen ihre Goldrollen und lassen sie in Schalen auseinanderrieseln, um die Augen der Wallfahrer zu reizen. Kauflustige drängen sich durch, besichtigen spottend die Waren, feilschen, lachen und kaufen. Dazwischen huschen Rabbiten umher in langen Kaftanen und weichen Schuhen, die man nicht hört. Die Häupter haben Samtkäppchen, aus denen pechschwarze oder auch eisgraue Locken sich herabringeln; unter den Armen große Pergamentrollen, so huschen sie mit würdevollen und zugleich lauernden Mienen umher, feilschen hier und da mit Krämern oder Krämerinnen, verschwinden hinter Vorhängen und erscheinen wieder. Es beginnt der Sabbat. Als Jesus von der Schwelle aus dieses Treiben eine Weile beobachtet hat, überkommt ihn die Entrüstung. Die Geschäftigen mit seinen Armen auseinanderschiebend, bahnt er sich den Weg. An der nächsten Bude rafft er ein Bündel von Gebetsriemen auf, schwingt sie über die Köpfe und ruft so laut, daß es alles übertönt: ‚Ihr Schriftlehrer und Tempelhüter, seht ihr es nicht? Die ihr sonst so trefflich Bescheid wisset im Buchstaben. In der Schrift steht geschrieben: Mein Haus ist zum Beten! Und ihr habt Salomons Tempel zu einer Krämerbude gemacht!' — Das kaum gesagt, stürzt er mit der Hand einen Tisch und stößt mit dem Fuß mehrere Bänke um, daß der Trödel durcheinanderkollert auf dem Steinboden, unter den Füßen der zurückweichenden Menge. Sprachlos starren sie ihn an, und er fährt fort zu donnern: ‚Ein heiliger Zufluchtsort der Bekümmerten und Leidenden soll mein Haus sein, spricht der Herr.

Und ihr macht eine Mördergrube daraus, erstickt mit Gewinngier die Seelen. Hinaus, ihr Feilscher und Schächer, ob ihr mit Waren schachert oder mit der Schrift!' Hoch schwingt er die Riemen, auch über die Schriftlehrer und Rabbiten schwingt er sie, so daß sie ihre Köpfe ducken und durch Vorhänge und Tore entfliehen. Aber im Nebenhofe versammeln sie sich, die Rabbiten, Phariten und Tempelhüter, rasch beratend, wie sie diesen wahnwitzigen Menschen ergreifen und unschädlich machen könnten."

Sein Untergang ist beschlossene Sache. Die Prozeßverhandlung vor dem Synedrium und beim römischen Prokurator, sowie die Hinrichtung mit den sie umgebenden Einzelszenen — all das weiß der Dichter in ein unvergeßlich dramatisches Gemälde zusammenzufassen. Die Auferstehungsvisionen mit der Bekehrung des Saulus (Paulus) und der Himmelfahrt krönen dies „Leben". —

Konrad Ferleitner hat stille, selige Wochen über seiner Niederschrift zugebracht; der Pater bekommt das Manuskript zu sehen, liest es noch am demselben Abend mit Spannung und Rührung durch und schlägt andern Tags seinem Beichtkind vor, das Ganze zur Erquickung für andere, die vielleicht in ähnlicher seelischer Verfassung seien, drucken zu lassen. Aber der zum Schriftsteller avancierte Handwerker ist am Rande des Grabes, schleichendes Fieber hat seinen schlecht gepflegten Körper in den Kerkermonaten verzehrt. Mit der letzten Freude im Herzen stirbt er friedlich — ahnungslos, daß auf den nächsten Tag seine Hinrichtung angesetzt war; der Kaiser hatte das Todesurteil bestätigt, nachdem der Kanzler der erlittenen Verletzung erlegen war. Leise sagt der Pater zum Gerichtspräsidenten: „Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr — er ist begnadigt." In dem Wort ist symbolisch der Sinn des ganzen Romans verborgen: das Evangelium macht frei!

Schleiermacher erklärt in seiner zweiten Rede über die Religion: „Nicht der hat Religion, der an eine Heilige Schrift glaubt, sondern welcher keiner bedarf, und wohl selbst eine machen könnte!"



Ehrendoktor Roſegger.

Am 31. Juli 1903 gedachte Peter Roſegger in leidlicher Stille ſeinen 60. Geburtstag zu begehen; er wollte um ſo weniger Aufhebens von dieſem willkürlichen Einſchnitt der Jahre machen, als er vom Herrgott den achtzigſten Geburtstag als Geſchenk erhofft. Es wurde eine großartige, faſt internationale Ehrung daraus. Die Preſſe feierte ihn in allen Tonarten, deren Dominante jedoch das herzliche Verſtehen war; die literariſchen Vereine veranſtalteten Roſeggerfeiern und ſchickten dem Ehrenmitglied die Diplome; die Verehrer in der ganzen Welt ſandten Telegramme, Blumen, Ehrengaben. Von literariſchem Wert iſt das Jubiläumsheft, das als Handſchrift für Freunde gedruckt, den Heimgartenheften treu nachgebildet wurde in Format, Druck und Anordnung. Als Herausgeber zeichnen Anton Bettelheim, Richard Foregger und Eduard Pötzl, die in einer gemütvollen Anſprache den Freund zu ſeinem 60. Jahrgang beglückwünſchen. Sie preiſen ihn als Kind und Weiſen, Dulder und Helden, Tragiker und Humoriſten, als Vollblutſteirer, Kerndeutſchen und ganzen Mann. Alle namhaften Dichter Öſterreichs ſind mit ernſten oder heiteren Gaben vertreten, viele deutſche Schriftſteller haben ſich ihnen angeſchloſſen; faſt alle Beiträger ſind Mitarbeiter am „Heimgarten“. Das bedeutendſte Blatt ſtiftete Roſeggers Kollegin, die greiſe Marie von Ebner-Eſchenbach: Eine Parabel. Die Mode kommt auf ihrem Siegeszuge zu Roſegger; ſo laut ihre ergebene Gefolgſchaft auch ihren wechſelnden Launen blindlings folgt — hier in dem Dichterheim in dem trauten Erdenwinkel des ſchönen grünen Landes kennt man ſie nicht. „Der Mann ſprach, und ſeine Rede drang tief in die Herzen, und für jeden, bei dem er Verſtändnis fand oder noch ſuchte, hatte er einen freundlichen Blick und

ein gutes Wort. Nur Dame Mode ſchien er nicht zu ſehen, trotz ihrer bunten Gewänder und ihrem auffallenden Gebaren. Erſtaunt und voll Unwillen rief ſie ihn endlich an: Weißt du nicht, wer ich bin? — Deinem Aufzug nach kann ich es mir denken, gab er ihr zur Antwort, und ſie brach aus: Dann nimm Notiz von mir! Huldige mir! So mancher, der nicht weniger iſt als du, hat es getan. Reize mich nicht durch Mißachtung. Ich kann furchtbar ſein. Ich kann lebendig begraben! Ihre Drohung berührte ihn, wie der Flügelſchlag eines Schmetterlings die Felswand berührt. Er lächelte. Du durfteſt lächeln, Lehrer! Kämpfer! Poet!" — In der „luſtigen Zeitung" der Feſtnummer iſt am witzigſten geraten der wiſſenſchaftliche Nachweis, daß Krieglach eine helleniſche Niederlaſſung, Roſegger aber ein Plagiator ſei, der ſein berühmtes „Därf ih's Dirndl liabn?" deutſchen Hexametern à la Voß nachgedichtet habe, die ihrerſeits auf ein griechiſches Original zurückweiſen. Ich gebe die Schlußſtrophe, griechiſch und hexametriſch, zum beſten:

Φεῦ, τί πάθω; τέλος οὖν Δία τὸν θεὸν ἀντιβολήσας,
εἴ τί μοι ἐξείη παιδὸς ἐρᾶν, ἔρομαι.
μειδιόων δ' ὁ θεός· ναὶ μέντοι, φησίν, ἐπείπερ
μειρακίων ἕνεκεν ξυμπεπόνηκα κόρας.

Weh! Was tun? So wandt' ich zuletzt an die Gottheit des Zeus mich,
Frage ihn: Darf ich denn nicht liebend ein Mädchen erfreun?
Aber lächelnd ſagte der Gott: Ja freilich, du darfſt es;
Nur euch Burſchen zulieb hab' ich die Mädchen gemacht.

Roſeggernummern brachten die Öſterreichiſche Volkszeitung (mit einhundertvier Beiträgen in Vers und Proſa!), die Münchener „Jugend" und der Innsbrucker „Scherer" in einem künſtleriſch reichgeſchmückten Heft, in dem auch der verſtockte Philologieprofeſſor Humanus und der unvergleichliche Franz Klakkenfazzl ihre Glückwünſche ſtottern. Etliche Tage nach dem Sechzigſten erging aus Krieglach folgende charakteriſtiſche

Dankſagung.

In jungen Jahren habe ich mir gedacht, welch ein königliches Gefühl das ſein müßte, auf dieſer Welt mehr zu geben als zu empfangen, der Menſchheit Schuldherr zu ſein. Zeitweilig ſchien es, als wäre dieſe ſtolze Würde mir beſchieden. Und nun in meinen alten Tagen bin ich ſo tief in Schulden geraten! Das, was ich jetzt

empfangen, kann ich nimmermehr bezahlen. Bin doch viel an Nachsicht und Güte gewohnt worden, aber vor dieser Hochflut an Ehren und Liebe stehe ich ratlos da. Fast verzagend. Ich weiß ja, daß es ein großer Dank ist und daß wahrer Dank keinen Gegendank erwartet, aber in mir will keine Ruhe sein, solange ich nicht jedem, der mich in irgendeiner Form zu meinem 60. Geburtstag begrüßt hat, gedankt habe. Und das ist nicht möglich. — Es war ein grimmiges, herzfrohes Unwetter. Ein Rauschen in den Blättern wie Maienföhn und Sommersturm, ein Gießen und Strömen aus allen Weltgegenden, aus allen Tiefen und Höhen — tagelang. Ich habe mich umsonst zu schützen gesucht und bin nun naß bis auf die Haut. Der Geburtstagsgruß ist ein brausendes Lied geworden. Wohl ein Jahr lang werde ich zu lesen haben daran, was in diesen märchenhaften Tagen freundlich, liebreich und schön an und über mich geschrieben worden ist. — Was soll ich tun? Anzengruber hat einmal seinen Geburtstagsgratulanten versprochen, er wolle fleißig dafür dichten. Sollte der Dank von unsereinem nicht besser darin bestehen, das Dichten endlich sein zu lassen? Ich kann nichts versprechen.

Lasset mich jetzt nur innig danken, von dieser Stelle aus nach allen Seiten hin, jeder Körperschaft und jedem einzelnen danken für alle Grüße, für alle Spenden, für alle Ehrungen — für alle Liebe. Und dann lasset mich wieder zurückkehren zu mir selbst.

Peter Rosegger.

Freilich, es ging auch nicht ohne wehmütige Gedanken dabei ab — „viele," schreibt er, „die ein Leben lang blutend nach dem Höchsten ringen und um die sich niemand kümmert! Ich sah in unserem lieben Österreich schon manchen Großen ins Grab steigen ohne das geringste Zeichen von Anerkennung. Statt des Lorbeers trugen sie eine Dornenkrone, statt einer Festblume hatten sie an der Brust Wunden, die ihnen das dankbare Vaterland beigebracht" .. In ihm woge eine unentwirrbare Welt von Empfindungen*). Er dankt für die Höhenfeuer seiner Landsleute und für die großartige Aufführung seines Volksstückes im Walde bei Mürzzuschlag zu Ehren des neuen Ehrenbürgers der Stadt, noch inniger für das was man an seinem Geburtstage seiner Waldschule Gutes getan — darüber wolle er den Spendern um der Liebe zu seinen Alpelkindern willen selbst die schöne

*) Heimgarten, Oktoberheft 1903, 71.

Gedenktafel verzeihen, die sie an dem Schulhause — hervorgegangen aus Hans Brandstetters Hand — haben anbringen lassen: zwei Kinder, ihrem Wohltäter Rosegger Blumen des Dankes reichend.

.. Doch das Beste kam zuletzt: bei ihrer Jubiläumsfeier am 9. August ernannte die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg Peter Rosegger zum Ehrendoktor! „Den Dichter, den Bekenner, den tapferen Deutschen" schmückte sie mit ihrer höchsten Würde. Das Elogium besagte: „Peter Rosegger, dem überaus fruchtbaren Dichter, der das Volksleben seiner Heimat in unvergleichlicher Kraft und mit einzigartigem Können schilderte, dem geistvollen, die Wahrheit im Verein mit der Schönheit erstrebenden Mann, der immer auf dem Posten war, wenn es galt, deutsche Sprache, Sitte und Erziehung auf der Grenzwacht tapfer zu verteidigen, dem von uns gleichwie von allen Deutschen hochverehrten Mann von sechzig Jahren, welchen wir, für so viele entzückende Werke dankbar, beglückwünschen und von welchem wir hoffen, daß er noch neue und nicht minder ausgezeichnete Werke schaffen werde, verleihen wir die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie." Doktor Rosegger dankt überrascht: „Noch nie hat mich etwas mit so freudigem Stolze beseelt, als die Promovierung zum Ehrendoktor der ehrwürdigen Universität Heidelberg, deren Diplom mir eben zugegangen ist. Ein Mann, der sein Lebtag nie eine Schule regelmäßig besuchen konnte, der auch nicht ein einziges offizielles Examen abzulegen je in der Lage war, der den Mangel eines geordneten Wissens oft schwer empfunden hat, der das in der Jugend Versäumte nie mehr nachzuholen vermochte, dieser Mann wird plötzlich Doktor der leuchtendsten deutschen Universität. Das ist märchenhaft. — Eine harte Schule habe ich zwar durchgemacht, eine strenge Prüfung vielleicht zur Not bestanden — die des Lebens. Die Wahrheit habe ich immer gesucht, dem Guten und Schönen nach meinen geringen Kräften zugetrachtet, das, was ich für wahr und recht hielt, freimütig ausgesprochen, begangene und erkannte Irrtümer möglichst berichtigt. Ist daraufhin die hohe akademische Würde mir verliehen worden, so darf ich sie annehmen. Sie soll mich stolz, aber nicht hoffärtig machen, sie soll mich ermutigen und stärken in der Arbeit, die mir zu leisten etwa noch gegönnt ist. — Mein Verlangen wäre nun, Alt-Heidelberg die feine zu sehen und in unserer geliebten Ruperto-Carola Vorlesungen hören zu können. Nach der Promovierung Student zu werden, das müßte ja auch gehen. Einstweilen trachte ich, im Leben und Wirken dem

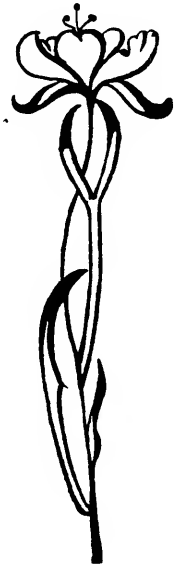
hohen Geiste dieser Universität gerecht zu sein, und zeichne, hochgeehrte Herren, in treuer Dankbarkeit als Ihr Dr. Peter Rosegger. Krieglach, am 12. August 1903."

Er ist ganz glückselig: „Der Freude von Heidelberg lege ich keine Zügel an, denn diese führt nicht zur Eitelkeit, sondern zum frischen, frohen Stolze. Der Stolz ist ein Kraftbringer, den wir lieben sollen. Aber echter Stolz wird immer demütig sein müssen, denn — und das ist bei allem so — gerade das Größte, das uns wird, hat man nicht verdient, kann man nicht verdienen. Sie haben mein gutes Wollen sanktioniert, auch dort, wo die Kraft eines ungeschulten Geistes nicht ausreicht, auch dann, wenn dieses Wollen eigensinnig und herbe seinen eigenen Weg geht. Sie haben die Treue gesehen, in der ein Einsamer auf unbetretenen Pfaden in seiner Art mithelfen will dazu, daß es auf der Welt besser werde. Vom Leuchtturme des akademischen Geisteslebens herab haben sie mir die Hand gereicht: Wir begrüßen dich als Kameraden! Darf das nicht eine stolze Freude sein?" Das ist der echte Rosegger: ein heiteres Kind, ein geklärter Ernst. Nun heißt er Magister und Doktor gar; aber er bittet: Behaglich ist mir durchaus nicht auf dem hohen Sockel, auf den sie mich gehoben. Lasset mich doch endlich wieder hinabsteigen in die verborgene Niederung, um ohne weitere Anfechtungen meinen Nachsommer ruhig hinzuleben und zu beschließen . . .

*

Peter Rosegger ist liebenswürdig und scharfsichtig in den tausend kleinen Geschichten über den Alltag und über den Sonntag seiner Älpler, über ihre Art und Unart; vieles davon gehört der Kulturgeschichte. Er ist ein quellfrischer Dialektpoet und einer unserer eigenartigsten Romandichter und Novellisten. Aber die Krone aller seiner Gaben ist seine unübertroffene Meisterschaft, mit der er der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht hat, ihre Schrecken und ihren Zauber, ihr Größtes in den ragenden Riesen des ewigen Schnees und ihr verborgenstes Kleinleben auf dem grünen Moosteppich und unter der rissigen Rinde. Peter Rosegger zählt im Reich der Dichter zu den ganz Großen durch seine Naturbilder; hier hat er keine Grenzen seines Könnens, hier herrscht er als unbeschränkter König. Wer in ihm nur einen Spaßmacher sieht, hat ihn gründlich verkannt. Er löst nicht jedes Kulturproblem; er hat vielmehr in Kulturfragen ab und zu gehörig daneben gehauen — das sind die Grenzen seiner Bildung, denen er seinen Tribut zahlt. Aber in den schier nicht

mehr zu zählenden Werken, die wir dieſem perſönlichſten und volkstümlichſten aller ſchaffenden deutſchen Poeten verdanken, lebt die ewige Natur ſelbſt ſich vor uns aus; jeder Tautropfen und jeder Sonnenſtrahl fruchtet, die kalten Bergquellen ſpenden Lebensluſt, und in den Baumrunen ſteht die ſonnengoldige Jugend.



Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Soeben ist erschienen das

11. und 12. Tausend

der

Probleme und Charakterköpfe

Studien zur Literatur unserer Zeit.

Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss.

11.–12. Tausend, gr. 8°, VIII, 426 S., M. 5.50, gebd. M. 7.—

Deutsche Hochschulzeitung. An Buch und Autor muss man seine helle Freude haben. Grotthuss selbst hat man rasch schätzen gelernt; erst waren es wenige und heute schon sind es weite Kreise, die gern und freudig auf ihn hören. Es mag enthusiastisch klingen, aber es ist wahr: er ist ein idealer Kritiker. Ein Kritiker, wie er im Innersten von jedem Verständigen ersehnt wurde: universell gebildet, völlig objektiv und modern in dem Sinne, daß er seine Zeit versteht, nicht gedankenlos mit ihr geht. Er hat seinen eigenen Gedankengang, und wenn man diesen auch nicht stets teilt, freuen muß man sich doch dessen, was uns geboten wird. Wo er nicht überzeugt, regt er an. Und welches weite Verstehen der Erscheinungen! Jede einzelne der Personen, die er in die Betrachtungen einbezieht, hat er voll erfaßt. Und das heißt viel, denn Nietzsche und Riehl, Tolstoi und Maupassant, Ibsen und Liliencron, Richard Dehmel und Hauptmann finden sich darunter. Krasse Gegensätze und alle mit gleich meisterhafter Objektivität behandelt. Es gibt Bücher und Autoren, die nur gewürdigt werden können, wenn man sie liest. Das vorliegende Buch ist ein solches. Wir können die Lektüre desselben jedem besonders empfehlen und sind davon überzeugt, daß man uns für diesen Rat dankbar sein wird.

Pädagogische Warte. Der feinsinnige Redakteur des „Türmers" hat hier ein Werk geschaffen, das gerade in dieser Zeit, in welcher die geistreichelnde ästhetische Kritik und das Hervorheben der unbedeutsamsten Manieren der Dichter das Volk immer mehr entfernt von der Teilnahme am literarischen Leben, einen ganz hervorragenden Wert hat. Er zeigt die Dichter in dem Boden, dem sie entwachsen, führt das Menschliche an ihnen vor und bringt sie dem Herzen des Volkes näher. Durch das Werk wird das Interesse an der zeitgenössischen Literatur wieder geweckt, und dies ist eine Eigenschaft, die an nicht vielen ähnlichen Büchern zu rühmen ist. Sodann werden die alten und neuen Ideale gegeneinander abgewogen, auch wird das erotische Problem in den gegenwärtigen Dichtungen erörtert und der Wert der Hauspoeten klar und sachlich auf das richtige Niveau gebracht. Schließlich wird das Verhältnis zwischen Publikum, Presse und Literatur einer scharfen Kritik unterzogen. Wir sind ganz der Meinung des Verfassers, daß der Dichter nicht im Herbarium ästhetisch-technischer Programme zu pressen ist, daß vielmehr das Menschliche an ihm und seinen Werken, seine Position in der Zeit und seine Weltanschauung zu beleuchten ist, damit das Volk ihn verstehen und seine Werke lieben lernt. Die Kritik muß wieder naturgemäßer werden. Das vorliegende Buch hat Interesse für jedermann im Volke, vor allem ist es berufen, die Liebe und das Verständnis für gegenwärtige Dichtung zu kräftigen und zu fördern. Dem Lehrer, der doch die Dichtung kennen sollte, ist das Buch unentbehrlich.

Das literarische Echo: . . . Man braucht nicht mit allen Ausführungen des Verfassers übereinzustimmen. . . wohl niemand aber wird das Buch aus den Händen legen, ohne vielseitig angeregt worden zu sein.